



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

UC-NRLF



φB 140 265

West. Philos

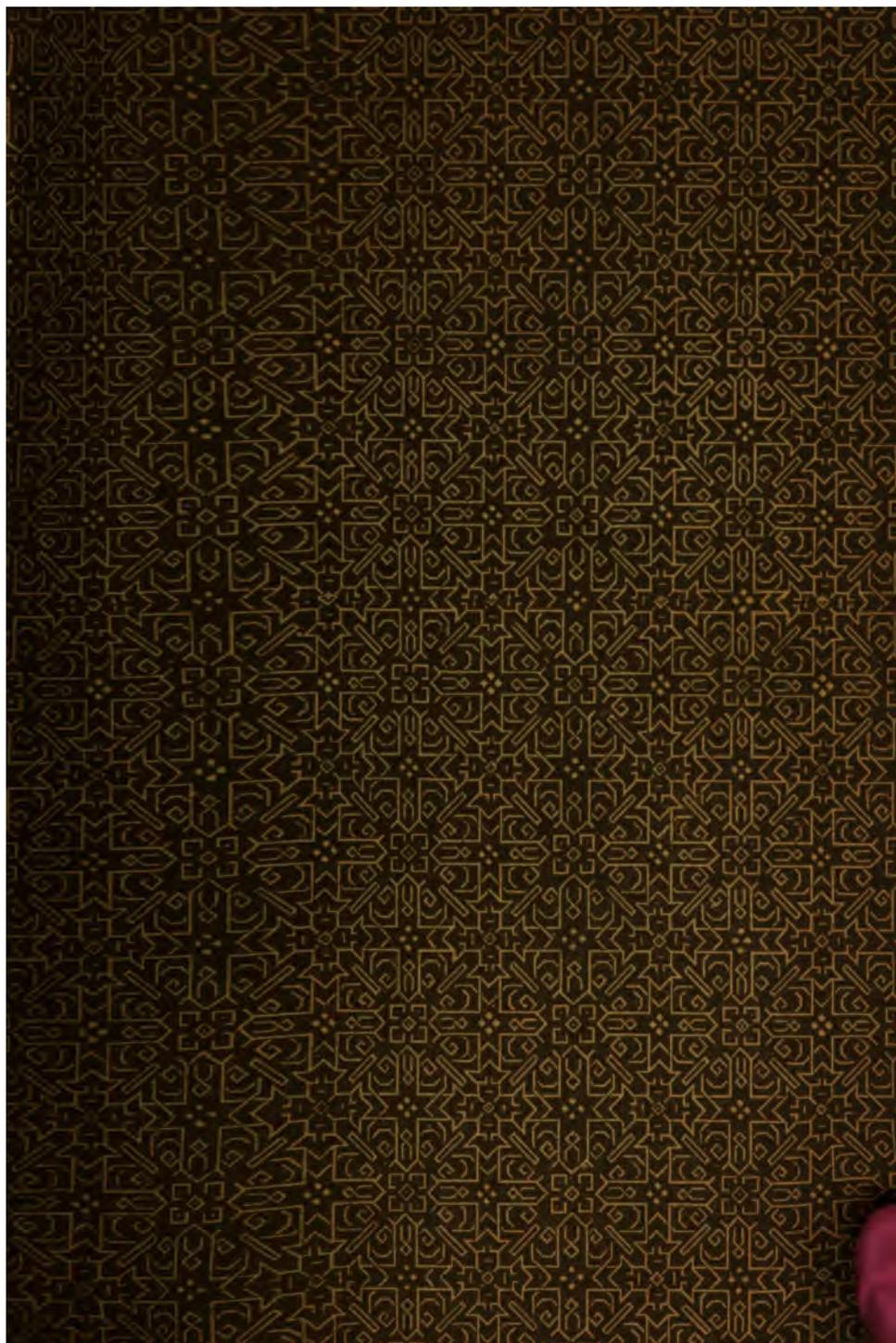
GERMAN LIBRARY.

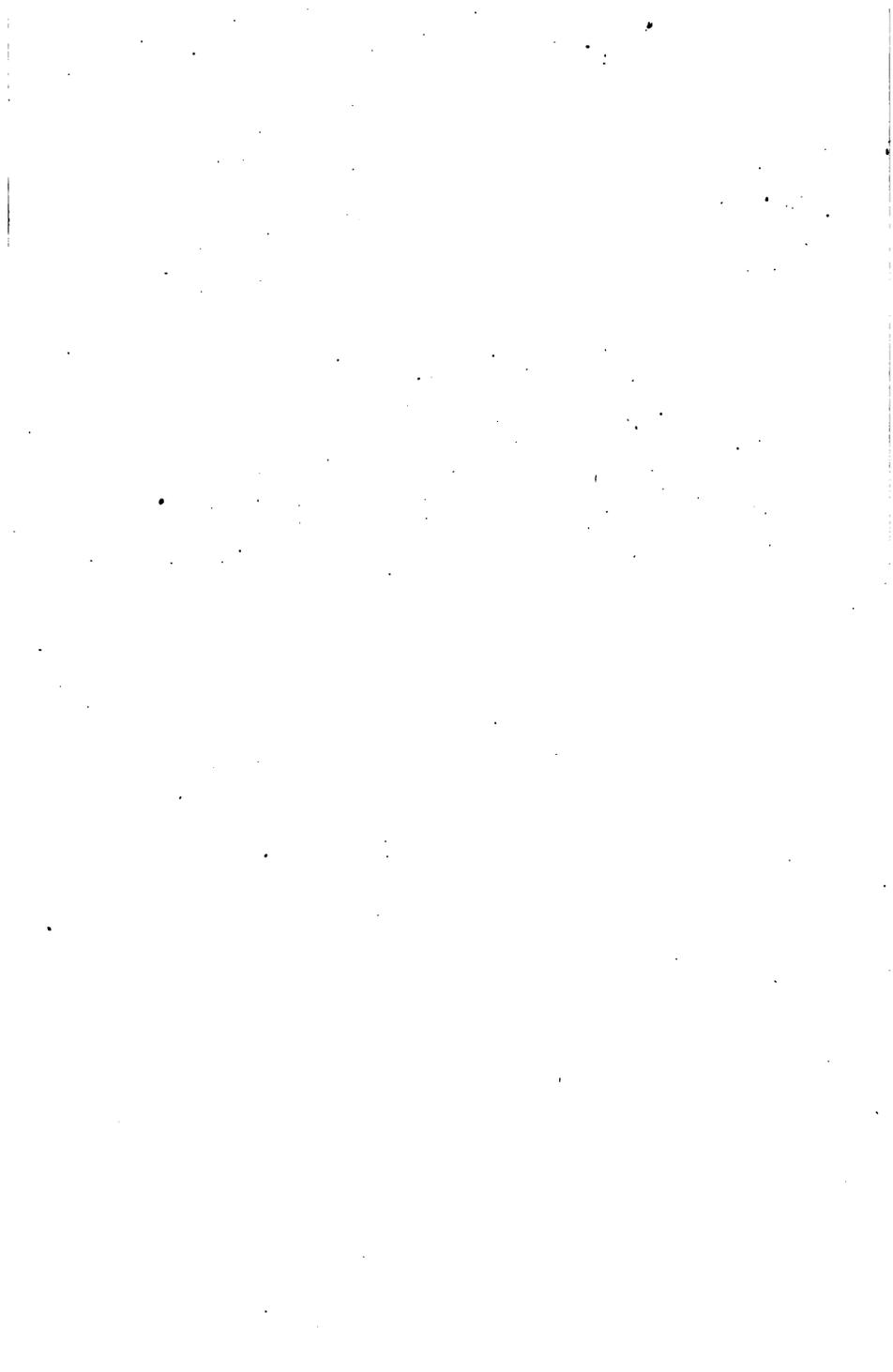
OF THE

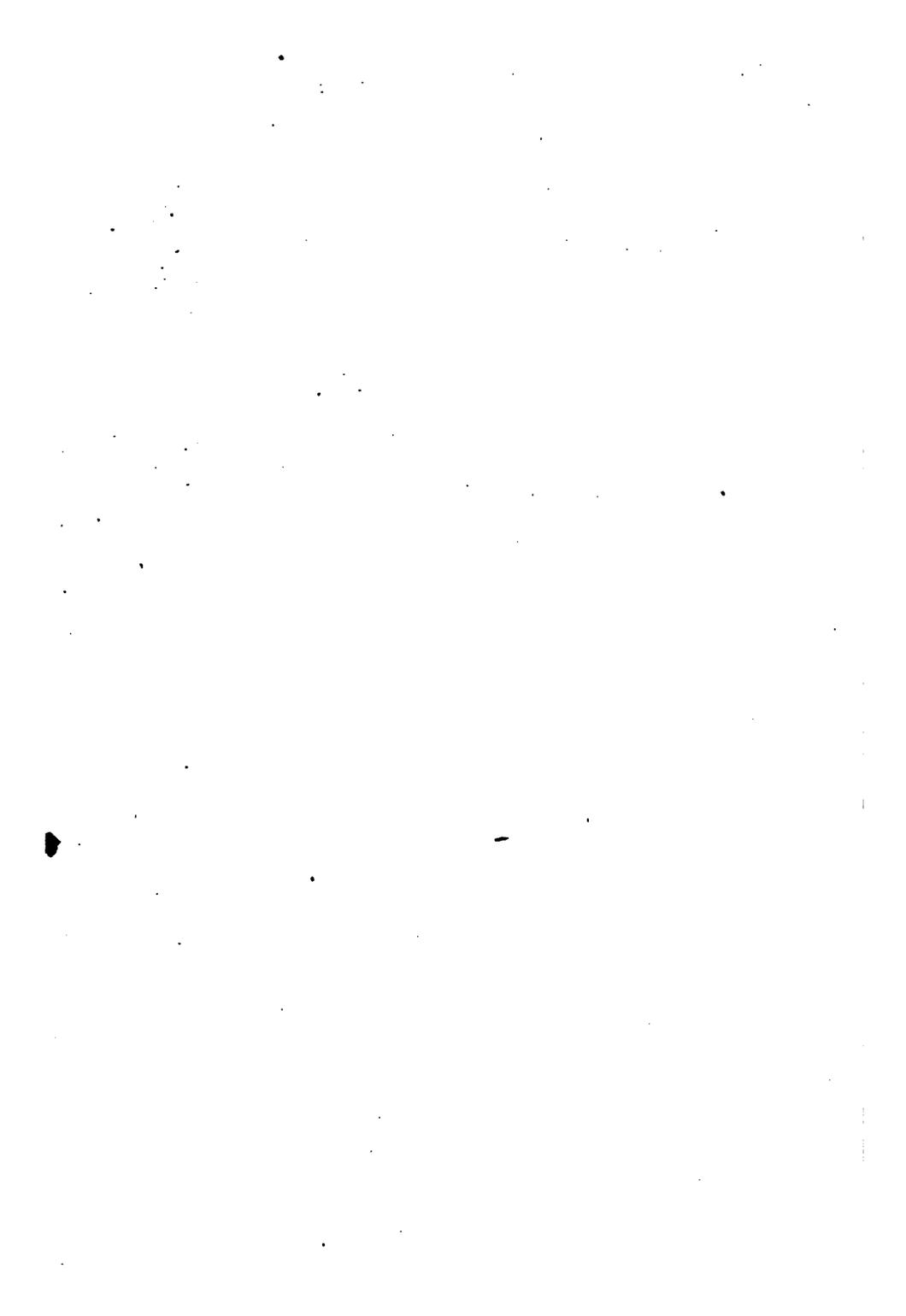
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

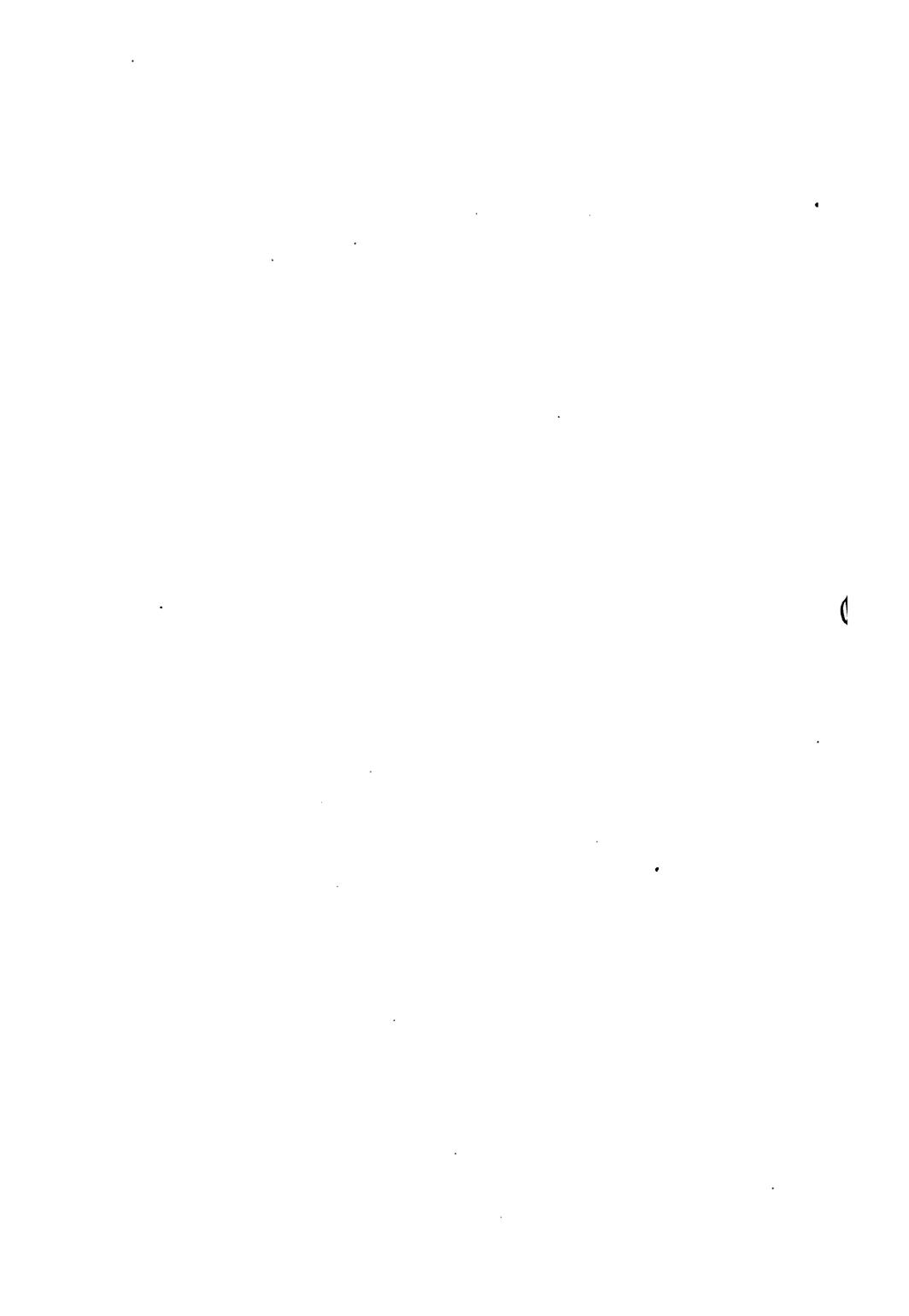
Received *July* 1887

Accessions No. *34475* Shelf No.



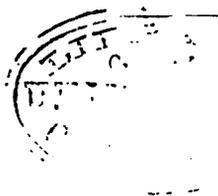






Entwicklungsgeschichte
des
Geistes der Menschheit.

Erster Band.



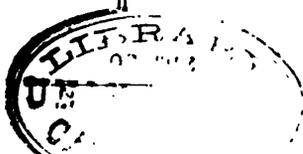


Entwicklungsgeschichte
des
Geistes der Menschheit.

In gemeinverständlicher Darstellung.

Von

Gustav Diercks.



Erster Band.

Das Alterthum.



Berlin.
Verlag von Theodor Hofmann.
1881.

B82

D5

v. 1

Alle Rechte vorbehalten.

34475

Vorwort.

In meinen Literaturtafeln*) versuchte ich, einem Bedürfniß unserer Zeit abzuhelpfen, indem ich das Material für eine vergleichende und philosophische Behandlung der Weltliteratur zusammenstellte. Beschränkte ich mich damals darauf, in Namen und Daten die Grundlagen für eine neue Betrachtung der Literaturgeschichte zu geben, so habe ich mich in vorliegendem Werke bemüht, die Resultate der langjährigen auf diesen Gegenstand bezüglichen Studien zu einem zusammenhängenden Bilde des natürlichen Entwicklungsganges des Geistes der Menschheit zu vereinen, und ohne irgend welche Vorurtheile, durchaus objectiv und lediglich auf historische Thatsachen gestützt, in großen Zügen die intellectuellen Beziehungen der Völker zu einander darzustellen.

Der Wunsch, ein allgemeines Interesse für den Gegenstand zu wecken, veranlaßte mich, die Grundzüge meines Systems der vergleichenden Geistesgeschichte zunächst in das Gewand von Vorträgen zu kleiden, um zugleich eine angenehme Lectüre und ein bequemes Bildungsmittel zu schaffen, das für Jeden verständlich wäre und nicht durch gelehrte Form und Phraseologie abschreckte.

*) Literatur-Tafeln. Synchronistische Darstellung der Weltliteratur in ihren hervorragenden Vertretern. Dresden. Pierjon. 1878.

In der Hoffnung, daß es mir gelungen ist, dieser Absicht entsprechend meine Aufgabe zu erfüllen, und indem ich mir eine formell wissenschaftlichere Behandlung der Geschichte des menschlichen Geistes und der Weltliteratur auf vergleichender Basis vorbehalte, übergebe ich hiermit dieses Werk der Oeffentlichkeit.

Der zweite Band, welcher das Mittelalter und die Neuzeit umfassen und das Werk abschließen wird, soll in einigen Monaten zum Druck gelangen.

Dresden, im September 1880.

Der Verfasser.

Inhalt.

Die Anfänge des Geisteslebens	1.	1
Aegypten	2.	39
Die mongolische Rasse. China	3.	81
Indogermanen und Inder	4.	131
Der Buddhismus	5.	174
Die Iranier	6.	219
Die Semiten	7.	260
1. Chaldäer, Babylonier, Assyrer		260
2. Phönizier, Israeliten		303
Die Griechen	8.	339
Die Römer	9.	378

1.

Die Anfänge des Geisteslebens.

Nehmen wir den Wanderstab zur Hand und kehren wir für kurze Zeit dem bunten geräuschvollen Treiben der modernen Weltstadt den Rücken, um in den fernen Gebirgen Erfrischung zu suchen, der freien ungekünstelten Natur in's Angesicht zu schauen.

An Mannigfaltigkeit der Eindrücke fehlt es nicht. Unser Weg führt uns bald durch fruchtbare Ebenen, die der Mensch so weit als möglich ausgenutzt hat, bald durch romantische Waldparteen. Dort bietet sich das idyllische Bild des friedlichen Landlebens; die abgestimmten Herdenglocken, das einfache Lied des Hirtenmädchens berühren uns wohlthätig, wenn unser Empfinden noch nicht unter dem ertödtenden Einfluß des geschraubten Conventionalismus erstickt, noch nicht jener blasirten Gleichgültigkeit gewichen ist, die sich schämt, ein Interesse für irgend etwas Anderes zu zeigen, als was der herrschenden Geschmacksphäre angehört. Wir finden wieder einmal Genuß daran, die einfache Natur zu beobachten, die Insekten, die Blumen, das Gestein zu betrachten, dem Gesang der Vögel zu lauschen, die Erhabenheit und Schönheit zu bewundern, die zu uns oft aus den unscheinbarsten Schöpfungen der gütigen Mutter Natur, selbst aus dem bescheidenen Wiesenblümchen sprechen.

Doch nicht lange halten wir uns auf, über Hügel und durch Thäler eilen wir weiter, immer weiter, denn das Ziel, nach dem wir streben, ist noch in weiter Ferne und höher: wir wollen den beschränkten Gesichtskreis einmal vertauschen gegen eine Fernsicht, der Geist sehnt sich, die Schranken der Schablone, des Alltagslebens abzuschütteln, ja, sie ganz aus dem Auge zu verlieren. So schreiten wir weiter, an rauschenden Waldbächen hin, über Wiesenmatten, durch öde Steppen, und in dem Maße, wie wir emporsteigen, schwindet, was uns vorher groß und gewaltig erschien, zu unbedeutender Kleinheit; jene dunkle Masse ist der Wald, den wir vorher passirten, die ungeheuren Felsblöcke, deren groteske Formen unser Erstaunen und Ergötzen erregten, gestalten sich zum Kinderspielzeug; das rege Leben, das ruhelose Treiben der Welt, der wir angehörten und die wir durchwanderten, vermögen weniger und weniger sich uns bemerkbar zu machen.

Endlich haben wir das Ziel unseres beschwerlichen Weges erreicht, doch nächtiges Dunkel ist darüber zur Herrschaft gelangt und verhüllt das Bild, nach dessen Anblick wir uns voll großer Erwartung gesehnt; wir müssen uns gedulden, bis das Licht des neuen Tages das Nebelmeer durchbricht und zerstreut.

Der junge Titan, die aufgehende Sonne, hat einen schweren Kampf gegen die trägen Massen zu bestehen, die die Nacht erzeugte, endlich aber kommt Bewegung in sie, die Nebel zerreißen und es zeigen sich im Dämmerlicht Formen, von denen wir nicht zu bestimmen vermögen, ob sie Wolken- und Nebelgebilde oder Berghäupter sind, bis sie, von den ersten Strahlen der Sonne beleuchtet, als gigantische Gebirge erscheinen, die in unermessener Ferne, vom Licht des Morgenroths mit rosigem Schleier bedeckt, sich über das Nebelmeer erheben. Allmählig eröffnet sich nun das gewaltige Panorama



zu unsern Füßen, zahllose Höhenzüge und Hügelketten werden sichtbar, doch noch fehlt der Ueberblick über das Ganze, denn die Tiefen sind noch von mächtigen Schatten verhüllt. Auch sie weichen endlich und in vollem Glanze prangen die unendlich ausgebreiteten Ländermassen. Vergebens müht sich das Auge ab, die Einzelheiten der Landschaftsbilder zu erkennen, die sich nach allen Seiten hin bieten; es vermag nicht mehr die buntfarbigen Blumen, die einzelnen Bäume zu unterscheiden, es sieht nur die mächtigen Ströme, die die Länder durchziehen, es kann nur den Gesamtkarakter der letzteren bestimmen, selbst das Bekannte, die heimathlichen Fluren, die große Weltstadt sind uns unkenntlich geworden, wir finden sie nur, weil wir ihre Lage wissen.

Was sind das aber für Höhen, die den Blick begrenzen? Die dort im fernsten Süden heißen Heliopolis, Memphis, Theben, das Todtenbuch; jene höchsten Bergkuppen im Osten sind Lao-Tse, Kong-Fu-Tse; den mächtigen Gebirgskopf dort nennt man die Beden, der einzelne Berg davor, der sich in's Unermessliche erhebt, wird mit Buddha bezeichnet; der Doppelgipfel nach links herüber und weit hinter Buddha wird Zarathustra-Bendavesta genannt. Der heißt Homer, jener die Bibel, dieser hier im Norden die Edda. Von allen diesen Höhen gehen große Ströme aus, die durch die Quellen und Flüsse der benachbarten Gebirge und Ländermassen genährt werden. —

Diese Lebensadern zu verfolgen, die Cultur, die sie be-
dingen, zu erforschen, dem Zusammenhange, der zwischen den
einzelnen Theilen und der Gesamtheit besteht, nachzuspüren,
die Einflüsse, die dieselben auf einander ausgeübt haben, zu
fixiren und endlich den innersten organischen Zusammenhang
zu erkennen, der das Verschiedenartige mit einander verknüpft
und zum Ganzen vereint, das sind die Aufgaben, die wir

uns stellen, die wir aber nur bei einem so weit ausgebreiteten Ueberblick zu erfüllen vermögen. Die rothen Fäden aufzufuchen, die alle intellectuellen Rundgebungen der Menschheit durchziehen und auf diesem Wege endlich die Naturgesetze des Denkens, wie sie sich in der Geistesentwicklung des Menschengeschlechts aussprechen, aufzufinden, das ist das Endziel, das wir uns stecken müssen, doch dieses können wir nicht erreichen, wenn wir uns lediglich in den räumlich beschränkten Grenzen unsres nationalen Schaffens, nur in dem kleinen Thale zurechtzufinden suchen, das große Ganze der Leistungen des Menschengeschlechts unbeachtet lassen. Gewiß ist auch das sorgfältige Studium der unscheinbarsten Erzeugnisse des kleinen heimathlichen oder eines andern beschränkten Gebietes eine Nothwendigkeit, eine Vorbedingung und unerläßliche Vorbereitung für die spätere weitfichtige Umschau, weil wir nur so die einfachsten Elemente kennen lernen können, die allem geistigen Schaffen zu Grunde liegen. Diese gleichen den Strömungen im Weltmeer der intellectuellen Leistungen der Menschheit und sind ebenso eine nothwendige Folge jener ewigen Naturgesetze, nach denen das unermessliche All geleitet wird, wie die Entwicklung alles Organischen und Unorganischen, das dieses All aufzuweisen hat. Wie der Körper des Einzelnen und seines erweiterten Selbst, der Menschheit, nur dem eisernen Gebot der Natur in seiner Entwicklung folgen muß, so muß es auch der Geist, obgleich wir sicher wieder viel zu weit gehn würden, wenn wir von einer absolut feststehenden Gesetzmäßigkeit im geistigen und psychischen Leben der Menschheit sprechen wollten. Die Denkkraft ist, weil durch den Körper bedingt, auch den allgemeinen Naturgesetzen unterworfen und muß sich nach gewissen Regeln, in gewissen Grenzen entwickeln. Das Denken selbst aber und die Richtung, die die Entwicklung des Geistes nimmt, werden durch zahllose

äußere und innere Umstände und Einflüsse bedingt, so daß von unverrückbaren Gesetzen, die mit mathematischer Genauigkeit die Thaten und geistigen Kundgebungen bestimmen, nicht die Rede sein kann.

Die Gesetze der Bewegung, des Fortschritts, der Entwicklung sind die Wurzeln, aus denen so wie alles andere auch der Baum des Geistes der Menschheit entsprossen ist, der nun Riesengröße erlangt hat. Lassen wir aber einstweilen die Wurzelfasern und die einzelnen kleinen Ästchen unbeachtet und betrachten wir zunächst nur im Allgemeinen seinen stattlichen Wuchs, prüfen wir wie Zweig um Zweig dem kräftigen Stamm der menschlichen Denkkraft entsprungen ist, um, ins Ungeheure wachsend, mit einander zu wetteifern an Blättern, Blüthenschmuck und Früchten.

Wo bieten sich aber die Hilfsmittel, die uns gestatten, unsere Aufgaben zu erfüllen, die Anfänge der Geistesthätigkeit der Menschheit aufzufinden? Denn, wie weit wir auch an der Hand der Geschichte in das graue Alterthum zu blicken vermögen, immer eröffnet sich uns eine weit ins Vorgesichtliche reichende Perspective. Auf welche Weise können wir die Kenntniß dieser Vorzeit erlangen? Da zeigen sich uns denn zunächst Analogieen, die wir benutzen mögen.

Wir sehen manche Völker noch auf einer Stufe, die der der Kindheit des Menschengeschlechts entsprechend erscheint. Dürften wir nicht bei ihnen Aufschluß erhalten über die Anfänge der Geistesthätigkeit, über die Gesetze, die das unbewußte Denken der vorhistorischen Menschheit bestimmten? Freilich, aber nur mit der größten Vorsicht, unter Berücksichtigung aller der unzähligen Bedingungen, die das Leben der Menschen bestimmen. Neben der denkbar größten Objectivität gegenüber allen Beobachtungsobjecten, die sich unserm weiten Blick bieten, dürfen wir nie die kleinen Momente ver-

geffen, die im Besondern die Unterschiede der Rassen zur Folge hatten, ihnen und den einzelnen Stämmen ihren Charakter verliehen.

Die hervorragendsten Erzeugnisse des Geistes der Menschheit, d. h. der Weltliteratur, sind aus einem schmalen Länderstreifen der nördlichen gemäßigten Zone hervorgegangen und gehören fast nur dem kleinen Kreise von Völkern an, die überhaupt nur als wahre Culturträger zu bezeichnen sind, nämlich den Gliedern der mittelländischen Rasse. Aus dieser gleichmäßigen Erscheinung ergiebt sich der Schluß, daß gewisse klimatische Voraussetzungen für die kräftige Entwicklung eines selbstthätigen productiven Geistes nothwendig waren, wie sie sich eben nur in den Länderstrichen zwischen 10 und 60° nördlicher Breite finden oder zwischen circa 20 und 50°, wenn wir lediglich die Anfänge aller Geistescultur ins Auge fassen.

Die Glieder der Menschheit, die in vorgeschichtlicher Zeit durch Wandlungen unseres kleinen Planeten oder aus anderen Ursachen Wohnsitze über diese Grenzen hinaus zu suchen gezwungen waren, zeigen wohl auch geistige Fähigkeiten, aber nicht die Bedingungen für ein selbständiges hochgradiges Geistesleben. Wir können in den Sitten und Gewohnheiten, in der gesammten Cultur der sogenannten wilden und Naturvölker demnach wohl Analogieen für die Sitten, Gewohnheiten und die Cultur der Vorfahren der jetzigen Bewohner der Erde in den letzten Perioden der vorhistorischen Zeit erkennen, würden jedoch in die größten Irrthümer verfallen, wenn wir beispielsweise vom Geistesleben der heutigen australischen Völker auf das der Culturvölker in ihrer Kindheitsperiode schlossen, indem wir das ihre jenem gleichstellten, einfach schon aus dem Grunde, weil verschiedene klimatische und Bodenverhältnisse die verschiedenartige Aus-

bildung des Körpers also auch des Geistes zur Folge haben. Ueberdies dürften wir zur Zeit kaum irgend einen Stamm, viel weniger ein Volk finden, das seine Urzustände vollkommen rein bewahrt, unabhängig von irgendwelchen anderen Einflüssen gelebt, nicht im Laufe der letzten Jahrhunderte von Reisenden und Nachbarvölkern civilisatorische Ideen angenommen hätte. An ihnen werden wir aber die Richtigkeit der Naturgesetze des Denkens erproben können, wenn wir im Stande sind, diese durch das vergleichende Studium der Literaturen aller Culturvölker zu ermitteln.

Eine zweite Analogie für unsre Untersuchungen über die Geistesthätigkeit der Vorzeit bietet sich uns an dem Kinde. Man hat denn auch oft genug die Kindheit des einzelnen Individuums mit der des Menschengeschlechts verglichen, gewährt doch in gewissem Sinne der Einzelne, als Theil der Menschheit zugleich ein Bild derselben. Aber auch bei diesem Vergleich werden wir vorsichtig zu Werke gehen müssen. Das moderne Kind tritt schon mit seiner Geburt in eine Atmosphäre ein, die durchaus verschieden ist von der der Urmenchheit und die ihren Einfluß vom ersten Augenblick seiner Existenz an geltend macht; wir müßten zum Zweck eines sichern Vergleichs erst sorgfältige Untersuchungen anstellen, was für ein Kind für diesen Zweck zulässig wäre, welcher Gesellschaftsklasse es angehören dürfte und vergleichen mehr. Wohl aber können wir mit vollem Recht einzelne Momente des Kindeslebens mit dem der Völker vergleichen, so die Periode des unbewußten Trieblebens beider. Die verschiedenen Glieder der Menschheit wurden im Kampf um das Dasein unter dem Einfluß der sie umgebenden Natur zur Ausbildung ihrer respectiven Fähigkeiten gezwungen, sie folgten den Naturgesetzen, die mit ihnen geboren waren, ohne sich derselben bewußt zu sein. Denn wie z. B. die Sprache

lange geschaffen war, ehe irgend Jemand an die Aufstellung der Grammatik ging, ebenso war eine Cultur lange ausgebildet, ehe sich das betreffende Volk bewußt wurde, aus welchen Ursachen, zu welchen Zwecken es dieselbe geschaffen. Insofern das Leben der Naturvölker und der ganzen vorgeschichtlichen Menschheit unbewußt und allein durch den Zwang der äußeren Verhältnisse bedingt war, läßt es sich mit dem des Kindes vergleichen, nämlich eines normal, also naturgemäß erzogenen, dessen Naturtriebe noch nicht im Keim erstickt, das noch nicht verbildet worden ist. Unter solchen Voraussetzungen wird uns ein eingehender Vergleich zwischen Mensch und Menschheit sogar sehr dienlich sein.

Doch mit diesen und anderen Analogieen kommen wir dem fernsten Ziel: der Erkenntniß der anfänglichen Geistesentwicklung des Menschengeschlechts, noch keinen Schritt näher, denn wir stehen auf unsicherer Basis, die Grundbedingungen zu richtigen Resultaten sind aber feste historische Grundlagen.

Zwei jugendliche Wissenschaften sind es besonders, die uns gewähren, was wir brauchen: die vergleichende Sprachwissenschaft und die vergleichende Religionswissenschaft. Mit ihrer Hilfe vermögen wir einen Einblick in die Urgeschichte der Menschen zu thun, in jene Zeit, in der das unbewußte Triebleben zuerst den Regungen des Geistes weichen mußte, in denen dieser den Zwang des Sinnenlebens durchbrach. Sind beide Wissenschaften auch noch keineswegs zum Abschluß gelangt, die letztere vielmehr erst in ihrer Entwicklung begriffen, so gewähren sie uns doch für unsere zunächst begrenzten Zwecke hinreichendes Material und bestätigen die Resultate, zu denen die vergleichende Literaturgeschichte nothwendigerweise führt.

Kosmologie, Geologie, die übrigen Zweige der heutigen Naturwissenschaften und vornehmlich die durch sie bedingte

Alterthumswissenschaft, in soweit sich diese mit der Erforschung der vorhistorischen Cultur beschäftigt, unterstützen uns gleichfalls auf das energischste in unsern Untersuchungen.

Auf diesen Grundlagen fußend, wollen wir die ersten Rundgebungen des Geistes der Menschheit zu ermitteln suchen und nach den Quellen forschen, aus denen die Ströme geflossen sind, die den respectiven Culturen als Lebensadern gebient, sie beeinflusst und bedingt haben.

Die beschränkten Anschauungen einer früheren Zeit, die das Alter der Erde und der Menschheit auf wenige Jahrtausende normirte, haben seit lange schon den Ergebnissen der modernen Wissenschaft weichen müssen, die einen Einblick gewähren in den unendlich großartigen Haushalt der Natur, in dem die Jahrhunderte als zu kleine Zeittheile erscheinen, um überhaupt zur Rechnung benutzt zu werden, in dem unser kleiner Planet als winziger Theil einer einzelnen Weltinsel beinahe verschwindet. Mit dem erweiterten Blick in das All hat aber auch die Kenntniß der Erde, ihrer Entstehung und ihrer Gestaltung so große Fortschritte gemacht, daß wir um Jahrmillionen zurück ihre Entwicklung verfolgen und an ihr manche jener Naturgesetze erforschen können, nach denen die Gestaltung alles Bestehenden sich vollziehen mußte. Mit jedem Augenblick werden die Culturbilder der unendlich langen Zeit der Vorgeschichte der Menschheit klarer und wir sehen schon, wie sich der Mensch allmählig der absoluten Herrschaft der Natur entzog, um unter der natürlichen Entwicklung der ihm eingeborenen Geisteskräfte den Grund zu legen zu dem wunderbar großartigen Gebäude der Geistescultur, das seine Nachkommen geschaffen haben und an dem die Auserlesenen der Zukunft weiterarbeiten werden. Nach den mäßigsten Schätzungen gingen Jahrhunderttausende über der Ausbildung dieser ursprünglichen, ersten, dieser Vorcultur dahin und bis

in solche zeitliche Fernen reichen zum Theil schon die Spuren derselben, die die Erde in ihrem Schooße bis zu unsern Tagen geborgen gehalten hat. So weicht auch die Geburt des Menschengeschlechts vor dem Geist der Forschung immer weiter ins Unermessliche zurück. Denn den Entwicklungsgang der Urkultur dürfen wir nicht nach dem uns bekannten historischen berechnen, die Gesetze des Falls würden nicht einmal einen annähernd richtigen Maßstab für den Fortschritt geben, den die Cultur der Menschheit gemacht.

Wie viel weniger Gewicht aber auch das Gehirn unserer vorhistorischen Vorfahren haben mochte als das eines modernen civilisirten Normalmenschen, wie roh auch ihre ersten Leistungen waren, so brauchen wir doch nicht mit Verachtung und Abscheu unsere Verwandtschaft mit jenen Wilden abzulehnen. Wie hätte sich ohne sie unsere heutige Cultur ausbilden können? Nicht in der Gestalt eines Apoll vom Belvedere finden wir den Marmor in der Natur; viele Kräfte mußten thätig sein, ehe ein Kölner Dom sich erheben konnte.

Trotz seiner electricischen Helle vermag jedoch das Licht der Wissenschaft noch lange nicht, das ganze Dunkel zu lichten, das die vorhistorische Welt umfängt und wie weit es auch den kommenden Geschlechtern vorbehalten sein mag, dies zu erreichen, vollständig gelingen wird es nie, denn auch nur wenige Hypothesen, die als unumstößlich und sicher gelten, werden sich mit mathematischer Genauigkeit beweisen lassen; manche Fragen werden immer unentschieden bleiben.

Ob die Ausbreitung der Menschheit über die Erde von dem uralten Lemurien ausgegangen, ob die Südseeinseln Ueberreste desselben sind, ob von ihm aus Amerika besiedelt worden, oder ob dies in späterer Zeit über die nördlichen Inselbrücken geschehen ist, ob die Vasken mit dem Golfstrom von Südamerika nach den Pyrenäen gekommen sind, oder ob

fie auf dem asiatisch-europäischen oder asiatisch-afrikanischen Landwege dorthin gelangten — das Alles wird mit unzweifelhafter Sicherheit kaum jemals zu erweisen sein; dagegen den Zusammenhang zwischen allen Völkern, ihre verwandtschaftlichen Verhältnisse zu einander zu bestimmen, das sind Aufgaben, deren endliche Lösung nur noch eine Frage der Zeit ist.

Einstweilen deuten die Spuren der vorhistorischen Zeit auf einen kleinen Landstrich Mittelasiens als Stammland für diejenigen Völker, die für die Geistescultur der Menschheit besonders in Betracht kommen. Aber auch da bieten sich noch Schwierigkeiten und zunächst ist man ungewiß, ob der Stammsitz der mittelländischen Rasse, d. h. der Völker kaukasischen, indogermanischen, hamitosemitischen und bastischen Stammes nördlich vom Kaukasus zu suchen ist oder südlich vom Kaspiischen Meer, am Aralsee, im Hochlande Iran, im Quelllande Kaschmir oder in den Hochländern, die an Tibet grenzen und dazu gehören. Scharfsinnige Beweise für und wider die Annahme des einen oder andern der genannten Ausgangspunkte sind aufgestellt worden, ohne daß die Frage mit Sicherheit zu erledigen gewesen wäre. Die Erörterung wollen wir der Culturphilosophie überlassen, vom literarphilosophischen Standpunkt aus und in Anbetracht der historischen Geistescultur hat die Gruppierung der Hauptvertreter der Culturrasen auf den Länderstrecken zwischen dem Kaspiischen See und dem Quelllande des Indus am meisten für sich.

Eine andere Frage ist die, ob jene Völker, und überhaupt die gesammte Menschheit dort ihre Wiege haben, wie man zur Rettung der Paradiessagen oft anzunehmen geneigt gewesen ist. Die große Verschiedenheit im physischen und psychischen Grundcharakter der Rassen, die von dort auswanderten, berechtigt zu dem Schlusse, daß jene Völkermassen dort nicht eingeboren waren und nicht gemeinsame Abstam-

mung hatten, sondern daß sie vielmehr, wahrscheinlich in Folge von großen Umgestaltungen der Erdoberfläche, auf jenes Hochplateau von verschiedenen Seiten flüchteten und auf diesem Boden blieben, so lange er für sie ausreichte, um dann andere Wohnsitze zu suchen. Ein Hochland wie Stan können wir schon deshalb nicht als das eigentliche Stamm-land jener Rassen annehmen, weil es zu rauh ist. Freilich kann das Klima sich in dem Maße wie Asien aus dem Weltmeer emporstieg, verändert haben, das muß aber zu einer sehr frühen Zeit geschehen sein, es haben sich auch keine Spuren einer solchen Wandlung in der Erinnerung der Menschheit erhalten. Dort konnten sich auch deshalb nicht so ausgeprägt scharfe Charakterunterschiede ausbilden, wie sie Mongolen, Hyperboreer, Indogermanen u. s. w. zeigen, weil die Natur auf der ganzen Breite der Stammsitze eine im Allgemeinen gleichmäßige war. Nun heben ferner manche Kulturhistoriker die geistige Begabung der Indogermanen wesentlich hervor und versichern, ihre Cultur sei im Anfang, zur Zeit ihres ersten Auftretens, schon der hochentwickelten, zeitlich früher begründeten Cultur der Mongolen gleich gewesen. Es resultirt dies wohl aus dem Umstande, daß das Augenmerk der europäischen Welt mit Vorliebe auf die indogermanische Rasse gerichtet ist, daß die Entwicklungsgeschichte derselben viel bekannter, weil zugänglicher ist, als die der anderen Rassen; daß die Vorgeschichte der letztern, ja selbst die Geschichte ihrer Sprachen noch sehr wenig angebaut ist. Wäre jene culturelle Superiorität der Indogermanen erweislich und käme sie nicht allein auf Rechnung der äußeren Umstände, Verhältnisse und Einflüsse, unter denen sich diese Völker ausbildeten, auf Rechnung des Umstandes ferner, daß sie, viel später als zum Beispiel die Hamiten und Semiten die Weltbühne betretend, überall bereits Vorkultur vorfanden, die Entwicklungsphasen

schneller durchmachen, von anderen vieles annehmen konnten, — wäre also die intellectuelle und überhaupt culturelle Superiorität nicht bloß ein Product von Kampf, Zeit und äußeren Umständen, sondern mit ihnen geboren, so würde dies eine andre Abstammung voraussetzen und die Vorstellung der Verschmelzung mit den anderen Stämmen mittelländischer Rasse aufheben. Wir werden aber vielmehr zugestehen müssen, daß alle Völkerstämme, die von jener centralen Ländermasse nach allen Himmelsrichtungen auswanderten, sich höher begabt zeigen, als die übrigen außerasiatischen Rassen, deren Herkunft und Wanderungen wir weit weniger sicher bestimmen können; daß sie mit größerer Energie auftraten, als die letzteren; daß sie staatenbildend waren, also die Stadien der Vorentwicklung schon frühzeitig durchgemacht hatten — alles das aber ist nicht allein den etwaigen günstigen klimatischen Verhältnissen ihres gemeinsamen Geburtslandes zuzuschreiben, sondern auch auf eine praktische Erfahrung, auf einen schwereren Kampf um's Dasein zurückzuführen. Daher hatten diese Rassen Centralasiens wohl, ehe sie sich vorübergehend dort niederließen, größere Wanderungen durchgemacht und diese, verbunden mit dem Kampf um's Dasein, wirkten stählend und entwickelnd auf Körper und Geist ein.

Die asiatisch-europäische vorhistorische Cultur zeigt endlich Erscheinungen, die bis heute noch nicht aufgeklärt sind und meist nicht den Völkern mittelländischer Rasse zugeschrieben werden: es gingen den Wanderungen der letzteren also andere voran. Wie dem jedoch sein möge, so viel steht fest und ist überzeugend nachgewiesen, daß diese letzten Völkerströme der Mittelländer nach Westasien, Nordafrika und Europa von den mittelasiatischen Ländern als letzten nachweislichen Stammstümmen herkommen, nur dürfen wir darum noch nicht den Schluß ziehen, dort sei die Wiege der Menschheit zweifellos

zu suchen. Die Urgeschichte der Menschheit beginnt nicht mit der mittelländischen oder mongolischen Rasse, zwischen ihnen und den Urmenschen liegen unermessliche Zeiträume.

Die ersten Spuren vom Erwachen des Geistes erkennen wir in den Culturanfängen jener Zeit, in der die angeborenen Naturtriebe sich geltend machten, in der das bewußte, durch den Verstand geregelte Denken noch nicht die Handlungen des Menschen bestimmte.

Wie der Kampf um das Dasein den Menschen zwang, die aufrechte Stellung anzunehmen, den Stein, den Baumzweig gegen seine mit natürlichen Waffen versehenen thierischen Feinde zum Schuß zu ergreifen, den Stein mit dem Holz zum Speer zu verbinden, Schuß gegen das Unwetter zu suchen, so weckte er durch eben dies auch die schlummernde Geistes- und Urtheilskraft, machte den Menschen erfinderisch im Interesse seiner Selbsterhaltung. Der Zufall, zu allen Zeiten ein tüchtiger Lehrmeister, trug nicht wenig dazu bei, die physischen und in der Folge die psychischen Kräfte auszubilden, denn unter keinen Umständen dürfen wir annehmen, daß der Urmensch mit denkendem Geist, mit der Kraft seines Verstandes irgend etwas erfunden oder geschaffen habe. Die Anfänge des gesammten Culturlebens beweisen die Richtigkeit des Grundsatzes der Psychologie: durch die Sinne zur Seele. Erfahrung und Gewohnheit belehrten den Menschen, dies zu thun, jenes zu lassen; so wurden die latenten unbewußt wirkenden Geisteskräfte entbunden, zeigten ihr Dasein und diese Rundgebungen haben daher keinen andern Werth als die des Instincts, stehen auf gleicher Höhe mit Letztern. Hier wie überall sehen wir nur das allmächtige Walten urewiger Naturgesetze, die, wie sie einerseits alle Materie zwangen, sich von den einfachsten Formen zu den complicirtesten zu entwickeln, so andrerseits auch die einfachsten durch die Natur-

anschauung bedingten instinctiven Vorstellungen des Geistes zur höchsten Vollkommenheit ausbildeten. Es ist schon oft genug ausgesprochen und wissenschaftlich so weit als möglich bestätigt worden, daß das Wahrnehmungsvermögen der Sinnenkräfte im Laufe der Zeit mit der steigenden Cultur zugenommen hat, daß frühere Menschengeschlechter, ja selbst die des historischen Alterthums zum Beispiel weniger Farben, weniger Töne gekannt haben. Wenn die dafür aufgestellten extremen Hypothesen wohl weit über das Maß des Thatsächlichen hinausgehen, so beweisen allerdings die Literaturen jener Zeiten und Völker, daß Vieles, was uns heute zum Bewußtsein gelangt ist, womit wir heute als sicherem Factor rechnen, früher nicht bekannt gewesen zu sein scheint. Nun beweisen aber die wissenschaftlichen Leistungen des Alterthums, die genaue Beobachtung der Sterne, die großartige Ausbildung der Astronomie zu einer Zeit, die noch aller feineren Vergrößerungsmittel entbehrte, und überhaupt die sorgfältige Erforschung der Natur in jener Zeit, daß die Sehkraft der früher Lebenden mindestens ebenso groß, wenn nicht größer gewesen ist als die der modernen Menschen, wie Gesicht- und Gehörsinn der Wilden auch schärfer sind als die der Civilisirten. Wenn die Völker des Alterthums also die Farbe „blau“ nicht erwähnten, so dürfen wir daraus noch nicht schließen, daß ihre Augen damals nicht fähig waren, die entsprechende Masse von Aetherschwingungen wahrzunehmen, daß sie das Blau nicht zu sehen vermochten, es nicht kannten. Nun ist aber erwiesen, daß Völker, die das Blau nicht erwähnen, es doch anwandten, sie unterschieden die Farben also anders, als wir es heute thun oder ein Spiel des Zufalls hat uns die betreffende Bezeichnung vorenthalten. Die heutige Musik rechnet mit anderen Vorstellungen von dem, was harmonisch ist, als die früherer Perioden, gewisse jetzt vollkommen anerkannte

Tonverbindungen würden für die Musikverständigen des Mittelalters und Alterthums barbarisch gegolten haben, doch ist auch damit durchaus nicht erwiesen, daß der Gehörsinn der Alten weniger scharf entwickelt gewesen ist. Die Parallele mit dem Kinde, bei dem sich die verschiedenen Sinneskräfte erst nacheinander und nicht sehr frühzeitig ausbilden, gewährt hier also keine Grundlage, und der Schädelbau des Neanderthalmenschen bietet auch nicht Anhalt genug, die Ausbildung der Sinnesorgane der damals Lebenden zu bestimmen. Es würde zu weit führen, auf alle Weise für und wider, auf die Hülfargumente, mit denen man die verschiedenen Thesen stützt, einzugehen, ziehen wir nur aus allen verbürgten und sichern ethnographischen, culturhistorischen, physiologischen und andern Untersuchungen den Schluß, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Sinneskräfte, das Wahrnehmungsvermögen aller unserer Vorfahren, so weit wir sie als Menschen bezeichnen können, nur sehr wenig von denen der heute Lebenden unterschieden waren, daß jene aber ihre Kräfte auf andre Dinge verwandten als wir, weil ihre Interessen noch durchaus verschieden von den unsrigen waren. Wir dürfen daher kaum von einer Zunahme des Wahrnehmungsvermögens, sondern vielmehr von einer größeren Ausnutzung desselben sprechen, die die größere Schärfe und Feinheit im Wahrnehmen zur Folge hat.

Daß der Selbsterhaltungstrieb die Grundlage aller physischen Cultur eines Volkes und der Menschheit ist, liegt klar zu Tage. Der Mensch will leben, dazu braucht er Nahrung und diese nimmt er wo er sie findet; er wird Fleisshesser, wo die Früchte des Ackers und der Bäume fehlen, er wird zum Vegetarianer, wo vegetabilische Kost in Masse vorhanden ist; er zieht die schweren fetten Nahrungsmittel vor, wo das Klima rauh, die leichten saftigen, wo das Klima mild ist,

und da die Gewohnheit die Mutter der Sitten ist, so gewöhnt er sich an jede Kost, die der Boden gewährt, die ihm unter den klimatischen Verhältnissen am besten behagt. Es paßt nicht Alles für Alle und wie die Thiere unter den äußeren Einflüssen der Klimate ihre Natur verändern, das Pferd z. B. in Tibet wolliges Haar hat, so nahm der Urmensch das an, was er am leichtesten erlangen konnte, was ihm die Natur bot, daran gewöhnte er sich und das bedingte seine körperliche und geistige Eigenart.

Der Mensch will leben, daher sucht er instinctiv sich gegen Alles zu schützen, was sein Leben bedrohen, ihm Unbehagen erregen kann. Er sucht sich zu vertheidigen gegen die Thiere, die ihm die Nahrung streitig machen, die ihn selbst gefährden, so schafft er sich Waffen — von Holz, von Stein. Das Unbehagen, das er empfindet, wenn Regen niederströmt, der Sturm wüthet, sucht er abzuwenden, er flieht in die Höhle, unter das Laubdach der Bäume und legt den Grund zur Baukunst, die sich selbstverständlich erst bei festhaften Völkern entwickeln kann. Müßig sind Fragen, ob die Urmenschen Höhlen- oder Zeltbewohner gewesen sind, ob sie ihre Zufluchtstätten zuerst aus Stein oder Holz gebaut haben. Bot die Natur dem Menschen Schutz in Höhlen, so suchte er diese auf, waren solche nicht vorhanden, so suchte er den Baum, war weder das eine noch das andere zu finden, so suchte er Schutz im Boden, den er aufwühlte, wie er die Thiere es thun sah. Der Bergmensch wohnte in Höhlen, der Waldmensch unter den Bäumen oder in ihrer Krone, um gegen die Thiere geschützt zu sein; verließ er den Wald, so suchte er das Schutzbach der Baumkrone nachzuahmen, er holte sich Hölzer, errichtete sie wie die Stämme des Waldes, senkrecht und verband sie oben und an den Seiten durch Zweige von Buschwerk, oder durch Thierfelle; oder er stellte

die Hölzer, die Zweige mit den Spitzen zur Pyramide zusammen und schuf so den Prototyp des Hauses und den des Zeltes. Eine Uniformität der Cultur bei den vorhistorischen Völkern ist undenkbar, die Natur gab überall die Grundformen her, die nun je nach den äußeren Verhältnissen verschiedenartige Ausbildung erfuhren und die Hypothese, daß die Steinkisten und Dolmen den Anfang der Architectur bezeichnen, entspricht jener andern, daß die Dichtkunst vor der Prosa entstanden ist, weil nämlich die ältesten erhaltenen Literaturerzeugnisse der meisten Völker Dichtungen sind.

Zum Schutz gegen die klimatischen Einflüsse, gegen die Kälte nahm der Fleischesser, der Gebirgsbewohner, der in rauhem Klima lebende die Felle der von ihm erlegten Thiere zur Bekleidung; der Vegetarianer nahm Blätter und Zweige, um sich zu bedecken. Um dies zu können, mußte er einzelne Theile zusammenbinden und dieser Versuch führte ihn allmählig zum Flechten von Binsen und Bast — so entstand die Textiltechnik.

Das Feuer, das die Natur selbst erzeugte, belehrte den Wilden sowohl über die wärmende und belebende wie über die zerstörende und umgestaltende Kraft desselben; der Zufall führte ihn dahin zu erkennen, daß Feuer durch Schlag und Reibung entsteht und der neue Culturfactor wurde in Dienst genommen. Der Wohlgeschmack der am Feuer bereiteten Speisen führte zur Entwicklung der Töpferei, und die Spuren, die die Form aus Baumzweigen oder Binsengeflecht an den gebrannten Lehm- und Thongefäßen hinterlassen, wurden der Anfang der Ornamentik. Der Farbensinn wurde durch die Ungleichmäßigkeit der Farben der ihm Feuer hergestellten Gefäße geweckt und man suchte nachzuahmen, was zufällig geschah, was durch die Natur gegeben war. Die zufälligen Eindrücke mit dem Finger oder Stein wurden regelmäßig

wiederholt und so dem Kunst- oder Schönheitstrieb zu primitivem Ausdruck verholfen. Wie sehr dieser Trieb die Entwicklung der Cultur beeinflusst, beweist die Geschichte derselben und besonders der Kunst auf jedem Blatt.

So schreitet die Cultur allmählig vor und mit ihr auch die Ausbildung des Geistes, denn jedes neue Resultat ging in die Erfahrung und damit in das Wissen der Menschen über, wurde benutzt, was doch nur mit Hilfe der Erinnerung, des Gedächtnisses, d. h. der Geisteskräfte im Allgemeinen, denkbar ist. Alle geistige und physische Thätigkeit ist daher auf die naturgemäße Entwicklung der einfachsten Triebe zurückzuführen. Der Associations- oder Gesellschaftstrieb brachte alsdann Ordnung in die primitive Cultur und er ist der eigentliche Staatenbildner. Ein Besizthum irgend welcher Art, und war es nur die Feuersteinart, das Thierfell, führte zur Bestimmung der Rechtsbegriffe, das Mein und Dein wurden geschieden, die Uebergriffe in fremden Rechtsbesiz wurden bestraft. Gewohnheit wurde Sitte, Sitte wurde Gesetz, das Gesetz wurde der Regulator der socialen Organisation, übertrug sich von der Familie auf die Verwandtschaft, von der Verwandtschaft auf den Stamm, von den Stämmen auf das Volk, weckte das Gefühl der Pflicht, wurde die Grundlage für die Moral, und die späteren Zeiten wußten ihrer Ehrfurcht und Anerkennung gegenüber den Gesetzen, die im Laufe der Jahrtausende entstanden waren, keinen andern Ausdruck zu geben — und einen schönern konnten sie in der That nicht finden, — als daß sie die Entstehung derselben den Göttern zuschrieben, sie auf göttliche Offenbarung zurückführten. Alles Menschenrecht ist auf dieser historischen Basis begründet, ein anderes Naturrecht als dasjenige, das die physische Kraft gegenüber der Schwäche sich anmaßt, ist undenkbar und unhistorisch. Der Stärkste war der Mächtigste,

daher der Begüterteste, herrschte, so weit er seine Macht ausdehnen konnte, und so entstanden aus der ungleichen Vertheilung des Besitzes die Standesunterschiede der menschlichen Gesellschaft.

Zum Menschen wurde der Mensch aber erst durch die Rundgebungen des Mittheilungstriebes: die Sprache. Durch sie unterscheidet er sich erst vom Thiere, denn dem Sprechen muß das Denken vorangehen, in ihr erkennen wir daher auch die ersten unfehlbaren und directen Spuren der Geistes-thätigkeit des Menschen. Doch nicht plötzlich konnte die Sprache entstehen, nicht in voller Entwicklung und fertig konnte sie sich dem menschlichen Geist entringen, wie die Minerva dem Haupte des Zeus, sondern unermesslich lange Zeit brauchte sie, um die Anfangsstadien durchzumachen, sich zu bilden, und deshalb wurde auch ihr von der späteren Zeit die höhere Weihe göttlicher Offenbarung verliehen. Nicht als Poesie, in vollendeter Schönheit, trat sie unter die Menschen, man mußte denn Naturlaute und Interjectionen als Poesie bezeichnen. Auch sie war denselben Gesetzen der Entwicklung unterworfen, denen nichts in der Natur sich entziehen kann. Wie sie entstand, das können wir erst mit Hülfe des Verstandes ermitteln, denn ihre ersten Anfänge liegen außer dem Bereich unserer Beobachtung. Das klarste Bild ihrer Entwicklung bietet sich jedoch in der heiligen Sprache der Inder, dem Sanskrit, der ältesten aller indogermanischen Sprachen, durch deren Vergleichung es der Sprachwissenschaft gelungen ist, in das Wesen der Ursprache, die ihnen allen zu Grunde liegt, und damit überhaupt in die Kindheit des Sprachlebens Einblick zu gewinnen. Aus diesen Untersuchungen geht deutlich hervor, daß die ersten Worte einsilbig waren, Naturlaute nachahmten, den Gegenstand, den sie bezeichnen sollten, in einen Lautwerth umsetzten.

Die Sprache wird sich daher zuerst nur wenig von den Lauten der Thiere unterschieden haben, weil man die gegebenen Naturlaute, die Thierstimmen, das Rauschen, Brausen und andere Geräusche nachahmte. Ohne abstracte und allgemeine Begriffe konnten die Gedanken der Urmenschen sich nur auf sinnlich wahrnehmbare, concrete Dinge richten, sich nur in einförmigen Reflexlauten der durch die Natur gegebenen Geräusche ausdrücken, in einer Sprache also, die füglich mit den Anfängen der Schrift, der Bilderschrift, verglichen werden kann: wie hier graphisch wurden die Wahrnehmungen der Sinne in ihr phonetisch, lautlich und ohne andere Beziehung zu einander ausgedrückt, als die der directen Zusammenstellung von Worten, die den Character der Interjectionen hatten. In dem Maße wie das Selbstbewußtsein des Menschen wuchs, wurden andere Beziehungen nothwendig, die aber meist nur durch dieselben primitiven Begriffslaute und ihre Combinationen hergestellt wurden. In diesem Stadium der Entwicklung der Einförmigkeit, der Declinations- und Conjugationslosigkeit sind viele Sprachen wie die tibetanische und chinesische stehen geblieben. Allmählig entwickelten sich dann Pronominal-, Präpositional- und Localbezeichnungen, die mit den ursprünglichen Begriffsworten in organischen Zusammenhang gebracht, vorgefekt, angehängt oder eingeschaltet wurden. Auch in diesem Stadium sind viele Sprachen, wie die der Indianer, erstarrt. Bei andern Völkern bildete sich die Sprache mit der steigenden Cultur, die immer präcisere Ausdrucksweise nothwendig machte, zur declinirenden aus, die wie die indogermanischen und semitischen Sprachen das schärfere Denken ihrer nationalen Vertreter in ihrer Structur zu erkennen geben. Man darf sich jedoch darum nicht vorstellen, daß ein Culturvolk wie die Chinesen wegen seiner einförmigen, unentwickelten Sprache nicht im Stande wäre, hohe Ideen zum Ausdruck zu bringen.

Eine solche Vorstellung wäre ebenso falsch, wie wenn wir glauben wollten, daß, — weil das Indogermanische im Sanskrit den höchsten Entwicklungsgrad erreicht hat, die Sprachen indogermanischen Stammes inzwischen, im Laufe der drei Jahrtausende ihres Lebens, langsam entarteten und theilweise das Bestreben zeigen, im Kampf um's Dasein aus practischen Gründen wieder zur Einfilbigkeit und Agglutination zurückzuführen, — die Denkkraft der modernen Welt der des indischen Alterthums nachstände. Was die eine Rasse zwang — unbewußt natürlich — ihre Sprache weiterzubilden und die andere, sie zu erhalten wie sie war, das war wieder nur der Einfluß der äußeren Verhältnisse, des Klimas, des Gesamtcharakters. Der praktische Chinese verwandte seine Zeit im harten Kampf ums Dasein auf den Erwerb, benutzte die Sprache seiner Vorväter, bildete sie nur hinsichtlich der Betonung aus und vermochte durch diese letztere einem einzigen Wurzelworte viele Bedeutungen zu geben. Der zum Nachdenken, zum Phantastischen inclinirende Indogermane, der zu einer Zeit, als der Chinese schon lange den Ackerbau, Handel und Gewerbe begründet und ausgebildet hatte, noch Jäger und Nomade war, bescheidener und daher beschaulicher leben konnte, folgte unbewußt dem Gang zum Nachdenken, den die klimatischen Verhältnisse beförderten und war durch diese Neigung zur Abstraction, durch die Beobachtung der Natur gezwungen, seine Sprache so umzugestalten, daß sie im Stande war, die zahllosen Beziehungen des Menschen zu sich selbst, zu seiner Umgebung, zur Natur genügend auszudrücken. Der praktische Engländer, der keine Zeit zu unnützem Wortkram hat, strebt zur Vereinfachung, seine Sprache nähert sich schon mehr als irgend eine andere der einfilbigen; der europäische Kaufmann ist in der Sprache der Telegraphie schon beinahe zu ihr zurückgekehrt und es wird vielleicht nicht lange Zeit vergehen,

bis das Gleiche mit den Sprachen aller der Völker geschieht, die berufen sind, und sein werden, im Weltverkehr eine hervorragende Rolle zu spielen. Vergleichen wir das Englische mit dem Angelsächsischen, das Deutsche mit dem Gothischen, das Neugriechische mit dem Altgriechischen, so sehen wir überall die gleiche Tendenz zur Vereinfachung durch Abschleifung der vollen Flexionsendungen, durch Abschwächung der Vocale und dergleichen mehr. Vom praktischen Standpunkt des modernen Menschen muß diese Tendenz als ein Zeichen des Fortschritts, vom historischen des Sprachforschers als Zeichen der Entartung, des Rückschritts aufgefaßt werden. Beide Ansichten sind richtig, ergänzen einander und sind zur Bestimmung des Werthes einer Sprache, ihrer culturgeschichtlichen Stellung und Bedeutung erforderlich.

Zeigt sich in dem Umstande, daß der Mensch spricht, bereits die Spur des Denkens und Urtheilens, wird der Mensch durch die Sprache erst zum Menschen, so führt der Wissens- oder Forschungstrieb die Geisteskraft ihrer Entwicklung entgegen. Wie die Bewegung, die Geräusche der Spielsachen das Kind veranlassen, die Ursachen der sinnlich wahrgenommenen Erscheinungen zu suchen, so mußte auch der Mensch auf jener ersten kindlichen Entwicklungsstufe durch die Räthsel der ihn umgebenden Natur zum Nachdenken bewogen werden. Die Vorstellung einer Beziehung zwischen Wirkungen und Ursachen, das Suchen derselben ist der erste kühne Schritt des denkenden Geistes auf dem Wege, an dessen Ende als höchstes Ziel die Selbsterkenntniß steht.

Die Unsichtbarkeit der Ursachen, die Unmöglichkeit der Erkenntniß der Kraft, die den Blickstrahl schleuderte, weckte ein dumpfes Gefühl, eine ungewisse Vorstellung von einer Macht, die im Geheimen wirkt und das Maß des Menschlichen, des sinnlich Wahrnehmbaren, übersteigt, und dieses Gefühl ist

der Grundstein, auf dem das Gebäude der ursprünglichen Religionen beruht, denn (wie Zeller sagt), „die religiöse Vorstellung ist immer die Form, in welcher die Zusammengehörigkeit aller Erscheinungen und das Walten unsichtbarer Kräfte und allgemeiner Gesetze zuerst zum Bewußtsein kommt.“

Als Maßstab seines Fühlens, Denkens und Erkennens besitzt der Urmensch nichts als sich selbst und seine Umgebung, immer aber nur das Concrete, das sinnlich Wahrnehmbare. So mißt er alle Erscheinungen der Außenwelt nur an den Wirkungen, die sie auf ihn ausüben, der subjective Egoismus, der Wunsch zu leben und zwar so gut als möglich, ist der Motor seines Handelns, und erst wenn er diese Liebe von seinem eignen Selbst auf das erweiterte: seine Familie, erstreckt, thut er den ersten gewaltigen und wichtigen Schritt auf dem Wege zu wahren Menschenthum. Da die Befriedigung seiner Wünsche ihm als das Natürliche und Gute erscheint, da der Wilde Alles, was existirt, als sein Eigenthum betrachtet, so wird er sich nicht bewußt, daß er dafür irgend welchen Dank schuldig ist. Das religiöse Gefühl und die Vorstellung übersinnlicher Kräfte werden daher erst stärker entwickelt durch alles das, was ihn in seiner Existenz bedroht, sein Wohlbehagen stört. Geschieht dies durch Thiere, durch wahrnehmbare Gegenstände, so wird sein Muth geweckt, er schreitet zum Kampfe. Vernichtet dagegen der Blitz, der wüthende Sturm seine Hütte, so wird das Selbstbewußtsein in ihm niedergedrückt, das Gefühl des Unvermögens gegenüber dem Verderben beschleicht ihn, er empfindet Furcht, flüchtet an einen geschützten Ort, und sein Blick, seine Sinne überhaupt, werden nach der Seite hin gerichtet, von der das Unheil kommt. Der Himmel mit seinen großen und kleinen Lichtern; die Wolken, die dieselben verhüllen; der Erdboden, wenn er durch unterirdische Kräfte erschüttert wird, das sind

die Anschauungsobjecte, die seine religiösen Vorstellungen zunächst in Anspruch nehmen.

Die Beobachtung lehrt ihn, daß gewisse Erscheinungen gewisse gefahrdrohende Folgen haben und die Furcht davor bewegt ihn, der unsichtbaren Macht, die sein Leben zu vernichten strebt, darzubieten, was er besitzt, seine Nahrung, sein Hab und Gut. Auf solche Weise entsteht das Opfer, überhaupt der religiöse Cultus.

Daß alles Lebende und in der Folge alles sich Bewegende nothwendigerweise einen größeren Eindruck machen muß als die todtten Massen, begreift sich leicht, und wir sehen dies auch bei den Kindern. Der Urmensch steht der Natur näher, als der civilisirte, er fühlt sich noch nicht als durchaus verschieden vom Thiere, behandelt, wie das Kind, dasselbe wie seines Gleichen, sieht seine Existenz als berechtigt an und glaubt mit ihm einen Vertrag schließen zu müssen, wenn das Thier ihm an Kraft überlegen ist. Denn noch ist es immer die physische Kraft, die herrscht und der sich Alles unterordnen muß. Die Furcht vor der Schlange, den reißenden Thieren des Waldes und Wassers veranlaßt ihn auch, diesen, den natürlichen Herrschern seines Landes, die seine Existenz stören, den Tribut darzubringen, zu dem der Schwächere dem Stärkeren gegenüber sich verstehen muß. Bei andern Thieren führen die ihnen charakteristischen Eigenschaften, die sie auszeichnen, ihre Seltenheit und andere Umstände, die der Zufall ergiebt, den Menschen gleichfalls dazu, ihnen höhere Kräfte beizumessen, sie mit den übersinnlichen Mächten in Zusammenhang zu bringen, und ihnen daher Verehrung zu zollen; die Unfähigkeit des Thieres, sich auszusprechen, sein Instinct, kräftigen diese Vorstellungen des Menschen noch. Die Anerkennung der physischen Ueberlegenheit und andererseits das egoistische Bestreben, im Kampf um's Dasein zu siegen, führt zu dem

weiteren Schritte: den Instinkt und die Kraft des Thieres mit denen des Menschen zu vereinen, was sinnbildlich geschieht, indem das Fell des Thieres zur Bedeckung genommen, sein Bild dem Körper aufgemalt wird — das Tättowiren — wodurch der Mensch sich unter den Schutz der betreffenden Thiere zu stellen glaubt. Dazu kommen nun noch andere Vorstellungen, die mit dem Leben der Seele nach dem Tode verbunden sind, die die menschliche Seele in den Thierkörper übergehen lassen, und so entsteht die Form der Religion, die mit Totemismus bezeichnet wird und ungeheuer weit verbreitet ist, eines der Hauptentwicklungsstadien des religiösen Lebens. Diese Glaubensform finden wir bei den amerikanischen Indianern, bei den Südseeinsulanern, bei den südafrikanischen Völkern, bei manchen malaiischen Stämmen, bei den Australiern und sonst noch versprengt über die ganze Erde. Es ist bei der großen Verbreitung dieser religiösen Form nicht an eine Beeinflussung der Völker unter einander zu denken, sondern die gleichen Vorstellungen müssen bei so verschieden gearteten Völkern aus gleichen natürlichen Ursachen erwachsen sein. Die Form, in der diese Religion auftritt, ist ebenso verschieden, wie die darauf bezüglichen Bezeichnungen und Namen. Der amerikanische Jüngling zieht in den Wald hinaus, unterwirft sich dem Zwang des Fastens und andern religiösen Formalitäten und nimmt zu seinem Schutzgeist dann dasjenige wilde Thier, das er nach Erfüllung aller Vorschriften zuerst tödtet, das Fell desselben dann als Kleidung und Talisman für sein ganzes Leben benutzend. Dieses Thier darf er fortan nicht tödten, nicht zu seiner Nahrung nehmen und bei manchen Stämmen war es Gesetz, daß keine Heirathen geschlossen werden durften zwischen Gliedern von Familien, die dasselbe Thier als ihr Totem verehrten. Diese Schutzgeister werden von vielen Südseeinsulanern und den Australiern mit Kobong,

von manchen Polynesiern mit Tiki bezeichnet. Bei diesen letzteren sind die religiösen Formalitäten theils einfacher, theils weniger bekannt. Der Kreis der heiligen Thiere ist natürlich ein beschränkter. Fast überall, also auch bei den niedrigstehenden Völkern, ist diese Art der Thierreligion secundär, die Totems, Kobongs, Tikis u. s. w. haben alle nur den Werth von Schutzgöttern der einzelnen Individuen, Familien und Stämme; es haben sich nebenher noch andere höhere Göttervorstellungen ausgebildet.

Das Streben nach Besserem, die Unzufriedenheit mit allen Störungen des Lebens, die Furcht vor den widerstreitenden bösen Kräften, die solche Störungen hervorrufen, sind also der Urquell der Religion, deren weitere Entwicklung nun selbstverständlich von allen jenen Factoren abhängt, die auf das gesammte Leben der Nationen gestaltend einwirken, doch kein Volk kann irgend welche gewichtige Entwicklungsstadien überspringen und sich sofort und ursprünglich zur Höhe abstracter über das Sinnliche hinausgehender religiöser Vorstellungen erhoben haben.

Es wäre das gerade so, wie wenn man einem unmündigen Kinde das Verständniß des Kant'schen Criticismus zumuthen wollte. Daher mußte denn auch bei den Naturvölkern das Regierende, das Böse, dasjenige Princip, auf das alles Unbehagen zurückgeführt wird, überall da zuerst zur Oberherrschaft gelangen, wo die Natur ihre Schattenseite, ihre fürchtbare, zerstörende Kraft dem Menschen am deutlichsten zu erkennen gab. Der Kampf ums Dasein zeugt somit die Religion der Abwehr. Dieses letztere Moment kommt fast in allen Urreligionen zum Ausdruck und prüfen wir alle Religionsysteme der Welt, so finden wir selbst in den höchstentwickelten dies Princip der Abwehr noch deutlich zu Tage tretend; der Cultus basirt seiner Entstehung nach ganz darauf.

Mit der Anerkennung einer höheren, d. h. übermenschlichen und übersinnlichen Macht ist aber die Existenz dessen gesetzt, was wir mit Religion bezeichnen müssen, und die Wissenschaft hat bereits heute erwiesen, daß es weder zur Zeit religionslose Völker giebt, noch in früherer historischer Zeit gegeben hat; ja wir können weiter sagen, die Gottesidee ist der zweite Factor, der den Menschen zum Menschen macht. Verfolgen wir ihn nun weiter in seiner Ausbildung.

Dasjenige, was den Menschen nächst der ihn umgebenden Natur am meisten zum Nachdenken anregen mußte, war das Räthsel des Todes, der Vergänglichkeit des Bestehenden. Die Erkenntniß, daß ein unbestimmtes Etwas aus dem todtten Körper entflohen war, ohne daß man wahrnehmen konnte was, mußte bald zu der Ueberzeugung führen, daß dem Körperlichen noch etwas Unkörperliches, das eben das Leben ausmacht, innewohnt; dies Etwas mit der Luft, dem Hauch, dem Winde zu vergleichen, es durch den Mund in den Aether, auf die Sterne, durch das aus der Wunde rinnende Blut in die Erde übergehen zu lassen, war die nächste nothwendige Vorstellung. Die Liebe zum Leben, der Erhaltungstrieb, ließ den Tod als größtes Unglück erscheinen und daraus den Wunsch des Fortlebens nach dem Tode erwachsen. Das Unkörperliche, Seelische, dachte man sich eingehend in ein Reich, in dem schon die Väter versammelt waren, diesen körperlosen luftigen Geistern wurden die unbegreiflichen Erscheinungen des Seelenlebens, alles, was durch die Sinneswahrnehmung nicht zu erklären war, zugeschrieben, dazu kam die Kindes- und die Verwandtenliebe, und die Folge war die religiöse Verehrung, die man den Manen zollte; kurz, es entstand der Manencultus, der sich besonders bei den Mongolen kräftig entwickelte. Den Seelen der Verstorbenen wurde ein Einfluß auf das Leben der Hinterbliebenen zugeschrieben; die

Ceremonien der Bestattung wurden daher eines der Hauptmomente des Cultus und hatten den Zweck, die Seelen der Verstorbenen den Lebenden günstig zu stimmen, weil sonst, wenn die Pietät verletzt, wenn ihnen die den Verwandten und Verstorbenen gebührende Ehre nicht zu Theil wurde, die Seelen sich rächten und die Lebenden in jeder Weise zu schädigen suchten.

Das Reich des Todes wurde dahin verlegt, wo für das Volk das Gebiet seiner Cultur aufhörte. Die Samoaner dachten sich das Todtenreich ebenso wie die Griechen im Westen, wo ihre Länderkenntniß im unermesslichen Weltmeer ihre Grenze fand. Der Germane verlegte es nach Norden, wo er den Tod der Natur in den starren Eis- und Schneemassen erblickte. Andere Völker, die den Sterndienst ausgebildet und die Sonne als Lebensprincip anerkannten, verlegten das Todtenreich aus dem Grunde nach Westen, weil die Sonne dort untergeht. Die Existenz nach dem Tode wurde endlich unter dem Bilde der Fortsetzung des Erdenlebens vorgestellt. Nachdem Sitte und Gesetz entstanden, der Unterschied zwischen Gut und Böse erkannt worden, war es natürlich, die Idee der Vergeltung an das Leben nach dem Tode zu knüpfen, den Gedanken der Seelenwanderung damit zu verbinden, Paradies und Hölle dem Kreis der religiösen Vorstellungen einzuverleiben.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß alle diese Gestaltungen der religiösen Grundideen nicht nothwendige Phasen sind, die jede Religion durchmachen muß, sondern daß viele lediglich auf den Charakter und den Einfluß der localen und äußeren Verhältnisse zurückzuführen sind, nur das eine darf nie vergessen werden, daß der Weg zu abstracten Vorstellungen stets durch das Reich der Sinnenwahrnehmungen, der Naturbeobachtung führt; dadurch sind die natürlichen Entwid-

lungs-Phasen gegeben, denen sich keine Religion entziehen konnte.

Wenn wir nun sehr frühzeitig und bei vielen Völkern hinter dem negirenden Princip des Bösen, den Totems, den Manen, den Sternen, kurz den Gegenständen religiöser Verehrung die Vorstellung einer Einheit finden, die körperlos, alles andere beherrschend gedacht wurde, so widerspricht das dem eben angegebenen Entwicklungsgange durchaus nicht, denn überall sehen wir, daß dieser abstracteren Auffassung des Göttlichen eine concretere voranging, deren Spuren noch deutlich zu Tage treten. Diese Verknotung der vorbereitenden religiösen Anschauungen zu der einer abstracten Einheit setzt bereits eine ziemlich bedeutende Geistesentwicklung und ein langes Culturleben voraus, denn diese Einheit ist oft nicht einseitig gedacht, sondern vereint in sich die Negation, das Böse mit der Position, dem guten Princip, um dann je nach den äußern Verhältnissen und Einflüssen bestimmten Charakter anzunehmen, gewöhnlich als das Princip des Guten die Herrschaft zu übernehmen und von seinem Wesen den Gegensatz abzustößen, der nunmehr Teufelgestalt annimmt. Die erste Vorstellung der Einheit hat somit sehr oft die Indifferenz zur Grundlage, aus der die Theile, die Gegensätze, das Gute und Böse sich absondern, während die ursprüngliche Einheit als Schicksal bestehen bleibt.

Die Anerkennung des Guten als göttlicher Kraft und die Dankbarkeit gegenüber der Natur oder der Gottheit sind die Folgen von Nachdenken, Vergleich und Urtheil. Ehe das Kind zum ersten Mal aus eigenem Antriebe seinen Dank ausspricht, müssen manche Lebensjahre vergehen, denn selbstverständlich können die gewohnheitsgemäßen eingelernten Dankesäußerungen nicht als Ausdruck selbstempfundenen Dankesgefühls angesehen werden.

Die Vorstellung der Einheit, des einen Gottes — sei darunter nun die Schöpferkraft, die Natur als Ganzes oder was sonst gedacht — in abstracter Fassung zu bewahren, ist nur für hochentwickelte Geister möglich; zu jener Zeit, in der sie uns zuerst entgegentritt: im Anfang des nationalen Lebens der Chinesen, Inder, Iranier, Aegypter, war sie also wohl nur wenigen Individuen verständlich, die große Masse war noch unfähig, sich zu so hohen Auffassungen emporzuschwingen, das Göttliche mußte ihren Sinnen nahe gebracht werden durch bildliche Darstellung, phantastische Erzählungen, directe Belohnung und Bestrafung. So schafft der Mensch sich Götter, die Fetische, die Totems, er nimmt Objecte sinnlicher Wahrnehmung, die ihm in irgend welchem causalen Zusammenhang mit den Kundgebungen der erkannten übersinnlichen Macht, der Gottheit, zu stehen scheinen und gestaltet die Theile derselben, der Natur, zu seinen Göttern und Götzen, denen er Verehrung zollt und Opfer darbringt. Aus der Einheit wird nun die Vielheit, durch Auflösung in ihre Theile; so entsteht der Polytheismus, die Vielgötterei. Die Masse der Götter wird unter die beiden großen Kategorien der guten und bösen oder unter die drei der Elemente: Luft, Wasser, Erde oder andere später zu behandelnde gestellt, und jede Gottheit vertritt eine der Kräfte, eine der Eigenschaften, die der gesammten Natur innewohnen, eine der Formen, unter denen sich das Göttliche, Ueber sinnliche den Sinnen der Menschen offenbart. Damit ist die Gottesidee zu dem Stadium der Entwicklung gelangt, in dem eine Theilung der religiösen Materien nothwendig wird. Es entsteht ein Priesterstand, der die Weisthümer der Väter als Religionscodex, als Heiligthum bewahrt, von Geschlecht zu Geschlecht überträgt und die Einzelvorstellungen in eine der großen ungebildeten Masse verständliche Form zu bringen sucht, d. h.

Mythen schafft, die die Kräfte der Natur dem schwachen Geist unter Symbolen begreiflich machen sollen. Der höheren Religion, dem ausgebildeteren Wissen tritt somit die buntere, verständlichere des Volks gegenüber. Die Priester und Dichter werden Zauberer, denen höhere Kraft beigemessen wird, weil sie es verstehen, mit den Göttern zu verkehren; sie werden Ärzte, die je nach der Stellung, die man zu ihnen einnimmt, schädlich oder günstig wirken können, und erlangen endlich selbst göttliche Verehrung, während ihre Lehren zur geoffenbarten Religion werden.

Waren es zunächst menschliche rohe Gebilde, Götzenbilder oder dergleichen, waren es Steine, Bäume und andere natürliche Dinge, in denen der im Sinnenleben befangene Mensch sich das Göttliche nahe brachte, so traten bei höher entwickelten Völkern an Stelle roher Fetische Symbole, bis der zu vollstem Selbstbewußtsein gelangte Mensch endlich das Gute in der Menschennatur zum Maß aller Dinge machte, es als das Göttliche, als das Erhabenste anerkannte und im Bilde verklärter Menschheit zur Anschauung brachte. Dem entsprechend schafft er auch seinen Göttern ein Reich, das natürlich nur das Spiegelbild seines eignen irdischen sein kann, giebt seinem religiösen Glauben einen würdigen Ausdruck, indem er den Göttern die Schöpfung dessen zuschreibt, was er am höchsten schätzt auf Erden und die Summe der menschlichen Vollkommenheiten als das Ziel der Menschheit, als das Göttliche anerkennt.

Dies ist das Stadium des Anthropomorphismus, der Vorstellung des Göttlichen im Bilde des Menschen, und der höchste Repräsentant desselben war der Grieche. Aber auch für ihn gab es immer noch etwas Höheres als seine Götter, es war die Natur in der Gestalt des unabwendbaren Schicksals, dem selbst Zeus untergeordnet gedacht und das nie



bildlich dargestellt wurde, weil es über das sinnliche Sehvermögen hinausging, der Grieche aber die Grenze des Möglichen, Natürlichen, vollendet Schönen zur Zeit der Blüthe seiner Kunst nie überschritt, sich nie in die Symbolik der Affyrer, Babylonier und Aegypter verirrete, wenn er das wahrhaft Erhabene, das Göttlichste darstellen wollte.

Die Ausbildung einer solchen Religion war in dieser Vollenbung nur in Griechenland, dem eigentlichen Land der Mitte, denkbar. Im Norden ebenso wie im tiefen Süden, in Indien u. s. w. mußten die gleichen mythologischen Grundideen andere Gestalt annehmen, weil dort die übermenschliche, ungeheure Gewalt der Naturkräfte den Menschen zwang, das Göttliche sich in entsprechender Weise vorzustellen; ihre Wucht erdrückte ihn, setzte ihn in Furcht und ließ den Charakter der Abwehr gegenüber dieser Obmacht sich schärfer ausbilden. Ein jedes Volk bildete ferner den Zweig der stammgenössischen Naturreligion aus, der der Natur seines Landes entsprach. Die Abhängigkeit vom Wasser, vom Feuer, vom Licht der Sonne, vom Ackerbau, von der Viehzucht bewog sie, den beiden Motoren der Furcht und Dankbarkeit folgend, jede Erscheinung, unter der jene Culturfactoren sich bemerkbar machten, durch besondere Göttergestalten darzustellen, sie zu den Centren ihrer respectiven Religionen zu machen. Wohin wir aber auch blicken, überall sehen wir auch während dieser Phase des religiösen Lebens hinter der Masse der Gottheiten die dunkle Vorstellung eines einzigen Herrschers als Hintergrund, von dem jene sich plastisch abheben.

Bald schreitet der religiöse Geist jedoch auf der Bahn seiner Entwicklung weiter, denn auch die vollkommensten Religionen sind dem Gesetz der Wandlung, der Umgestaltung unterworfen. Während jener sinnliche Polytheismus dauernd, wenn auch unter veränderten Gestalten, die Religion der nie-

den Volksmassen bleibt, die fast nie zur Vorstellung des absoluten Göttlichen gelangen, weil ihr Denken und Handeln immer mehr durch die Sinne als durch den Verstand beeinflusst ist, bricht die monotheistische — oder wenn man will henotheistische — Grundvorstellung, aus deren Auflösung sich der Polytheismus ergab, sich mehr und mehr in den Mythen unter der Pflege des Geistes Bahn, um nach einiger Zeit endlich in irgend einer Gestalt als Pantheismus, Theismus oder Deismus zur Herrschaft zu gelangen. Diese Offenbarung des Göttlichen in seiner geläutertsten Vorstellung bildet den Abschluß der Religionen. Daß aber auch sie der sinnlichen Darstellung, des dualistischen und polytheistischen Principis nicht entzogen können, zeigt sich — um nur Einiges hervorzuheben — in der Ausbildung eines glänzenden auf die Sinne berechneten Cultus, der hierarchischen Institutionen; des Glaubens an ein böses Wesen, den Teufel; in den Vorstellungen der Vergeltung, der Strafe und Belohnung der irdischen Handlungen; in der Entwicklung eines Heiligencultus, eines Bilderdienstes, einer Reliquienverehrung, die wenig von dem groben Fetischismus der vom Strom der Geschichte und Civilisation fernstgelegenen Völker zu unterscheiden sind.

Dem Naturgesetz der Wandlung sehen wir die Religionen nur so lange folgen, als sie sich naturgemäß entwickeln; sobald ihre Pflege das Privilegium eines Standes, der Priesterschaft, wird, die nur für den innern Ausbau, nicht für ihren gleichmäßigen Fortschritt mit der übrigen nationalen Cultur Sorge trägt, die ihr ganzes Wirken darauf beschränkt, das einmal Festgestellte so wie es ist zu erhalten, den Blick auf das Allgemeine vergißt, nur in der Vergangenheit lebt; sobald einer Religion der Stempel der Unfehlbarkeit, des ewigen Lebens aufgedrückt wird, muß sie, stehen bleibend, während Alles

um sie her sich weiter entwickelt, zu einer gewissen Zeit mit der fortschreitenden Geistescultur in Conflict gerathen und die Vernunft zwingen, gegen sie in die Schranken zu treten. Der Glaube, der sich nicht dem wachsenden Menschengesicht anschließt, veraltet, weckt den Zweifel gegen sich und erschütteret somit endlich die Fundamente, auf denen das psychische und sittliche Leben der Völker beruht.

Der Glaube früherer Zeiten wird Aberglaube und treibt als solcher sein Wesen selbst unter der Herrschaft der Religionen, die den höchsten Grad der Ausbildung erreicht haben, dessen sie fähig sind. Prüfen wir genau alle kleinen Erscheinungen unseres bürgerlichen Lebens, untersuchen wir die Gebräuche bei der Bestellung des Ackers, bei der Ernte, bei religiösen Festen: Tannenbaum, Ostereier zc.; erinnern wir uns der Vorbedeutungen, die wir an alle möglichen an sich unbedeutenden Dinge knüpfen, an die Gewohnheiten, die sich so fest eingenistet haben, daß es vergebens ist, daran zu rütteln; denken wir an alle diese zahllosen kleinen Schranken, die unser Thun begrenzen, so finden wir fast überall die deutlichen Ueberreste religiöser Vorstellungen, die einer frühern Phase des religiösen Lebens unseres Volkes oder der Menschheit im Allgemeinen angehören. Die Kinderspiele weisen meist ins vorchristliche Culturleben zurück, die Sprichwörter, ja selbst Märchen und Fabeln, spiegeln vielfach ganz bestimmte religiöse Vorstellungen früherer heidnischer Zeiten. Ja, viele von diesen Ueberresten lassen sich bis weit in die vorhistorische Zeit, in das nächtliche Dunkel der Kindheit des Menschengeschlechts zurückverfolgen. Könnten wir in den Worten unserer modernen Sprachen noch ihre Entstehung, ihren Stamm mühelos erkennen, so würden wir Alle, und nicht allein die wenigen Sprachforscher, uns der Abhängigkeit vom Alterthum und von verachteten Culturperioden in klarster Weise bewußt werden.

Uebersichten wir das gesammte religiöse Leben der Völker, so sehen wir überall den Weg von der Sinnenwahrnehmung durch die Geisteskräfte zur Offenbarung durch den Verstand, zur wahren Erkenntniß; vom Concreten zum Abstracten; von der instinctiven Vorstellung einer übermenschlichen Macht durch Auflösung derselben zur Vielgötterei. Durch den Verstand wird die Vielheit wieder zur Einheit zusammenschmolzen. Ueberall sehen wir den Weg von dem Instinct durch den Verstand zur Vernunft, von der Natur zur Cultur, von der Naturreligion zur Verstandesreligion, vom instinctiven Mono- oder Genotheismus zum rationellen. Daran schließt sich die nächste Auflösung zum polytheistischen Heiligencultus, zum Sectenwesen, die in zukünftiger Zeit einer weitem Verknotung zu einer neuen monotheistischen Vorstellung Raum geben werden.

Ziehen wir die Wurzel aus der Summe der Erkenntnisse, so bleibt als Resultat der Satz übrig, den wir schon in anderer Fassung früher aufstellten: die Gottesidee ist einer der Hauptfactoren, die der Cultur der Menschheit und besonders ihrem Geist zur Entwicklung verholfen haben. In ihr tritt der dem Menschen eingeborne Forschungstrieb zuerst zu Tage, mit ihr beginnt daher das eigentliche Geistesleben.

Bersehen wir uns nun wieder auf unsern hohen Standpunkt zurück, von dem wir die erste Umschau hielten, so erblicken wir den Horizont überall durch die gewaltigsten Berghäupter begrenzt, die keinen Einblick gewähren in die Ländermassen, die hinter ihnen liegen; wie Riesentrystalle erheben sie sich aus dem mütterlichen Boden. Woher kommt nun die Erscheinung, daß die ersten Producte aller der Völker, die sich naturgemäß entwickelt haben, daß ihre ersten Literaturwerke die relativ bedeutendsten sind; daß sie gleichsam

unverfiegbare Quellen sind, aus denen die Nationen Jahrtausende lang geschöpft haben, daß sie so viele erhabene Schönheiten in sich bergen?

Das erklärt sich leicht, wenn wir uns erinnern, daß die Schrift viel später entstand, als sich das Wort, die Sprache bildete, der Geist entwickelte. Jahrtausende lang mußten die Gesänge, die Gesetze, die Geschichte, die Weisheit, die Religion der Väter mündlich von Geschlecht auf Geschlecht vererbt werden, da läuterten sich die überlieferten Stoffe, das Schlechte ging verloren, wurde vergessen, wurde aufgegeben als die Masse immer größer wurde, die man im Gedächtniß behalten mußte. Von dem Guten wurde auch noch vieles ausgefondert und es blieb endlich nur das Beste übrig; was der jugendliche unverdorrene Geist der Nationen in den Jahrtausenden seines Lebens geschaffen hatte, das wurde gesammelt, das wurde niedergeschrieben, als man die Schrift erfunden hatte. Untersuchen wir aber diese Sammelwerke genauer, so sehen wir, daß ihr Charakter ein religiöser ist, daß das Meiste in ihnen im Zusammenhang steht mit dem religiösen Leben der betreffenden Völker, sich gewissermaßen krySTALLINISCH an den Fäden der religiösen Grundvorstellungen angefügt hat.

Die gesammte Cultur der Welt und die eines jeden Volkes setzen sich aus vielen KrySTALLen zusammen, es kommt nun nur darauf an, die Fäden zu finden, die diesen KrySTALLen als Centrum und als Verbindung unter einander dienen. Wie jeder Mensch, so hat auch jedes Volk seinen besonderen Charakter, es muß also doch allen Productionen, deren Gesammtheit die nationale Cultur ausmacht und den Nationalcharakter spiegelt, etwas Gemeinsames innewohnen, was die ganze Masse durchdringt wie die Seele den Körper. Diesen psychischen, diesen KrySTALLisationsfäden müssen wir gewinnen;

für jedes Volk den Ton bestimmen können, den es in dem Völkerconcert vertreten hat oder vertritt.

In unserer heutigen Zeit, in der jedes kleine Aestchen jeder frühern Wissenschaft, jedes Culturzweiges ein stattlicher Baum geworden, ist es allerdings oft mühsam, auf historischem Wege aber immer noch möglich, den Zusammenhang zwischen Allem zu finden. Die arabischen Gelehrten des Mittelalters, die griechischen des Alterthums waren noch im Stande, die ganze Summe der Wissenschaften in sich aufzunehmen; alle Wissenschaft aber geht zurück auf den Forschungstrieb, der dem Menschen eingeboren ist. So ist z. B. das Handelsrecht ein Blatt am Zweige des Rechts, das Recht geht vom Ast der Wissenschaft aus und dieser Ast ist ein Sprößling am Baume des Forschungstriebes. So werden alle Blätter und Zweige an dem Ast der Kunst genährt vom Stamm des Kunsttriebes und alle diese Triebe wurzeln im Boden der menschlichen Natur. Nach diesen Wurzeln zu suchen, die rothen Fäden zu ermitteln, an denen die Culturen der Völker sich krystallisirten, ist die Aufgabe der folgenden Seiten. Dies Ziel können wir aber nur erreichen, wenn wir, vom Forschungstrieb ausgehend, die Entwicklung des Geistes eines jeden Volkes verfolgen. Alles aber, was der Mensch schafft, trägt auch den Stempel seines individuellen Geistes.

2.

Aegypten.

Haben wir erkannt, daß alle Völker, die überhaupt eine höhere Cultur entwickelten und eine Geschichte besaßen oder besaßen, von jenen Ländermassen zwischen dem Aralsee und Indien ausgegangen sind, so gehören doch diejenigen, die der Geschichte aller Zeiten den Stempel aufgedrückt, die eigentliche Menschheitsgeschichte geschaffen haben, der Rasse an, die, als mittelländische bezeichnet, von jenen Höhen nach Westen ausgewandert ist und die sich in die Gesellschaften der Indogermanen, der Kaukasier, der Basken, der Hamito-Semiten spaltete. Unter ihnen steht isolirt der Stamm der Basken da, der seine letzten Nachkommen in der Bevölkerung der nordspanischen Provinzen hat. Die Kaukasier haben kaum eine bemerkenswerthe Rolle in der asiatisch-europäischen Welt gespielt. Die Hamito-Semiten haben die Grundlage der Weltcultur geschaffen; die Indogermanen aber und die Mischlinge der verschiedenen Stämme und Rassen daraus die letzten Consequenzen gezogen. Dies ist auch die historische Reihenfolge, in der die Stämme der mittelländischen Rasse die Weltbühne betraten.

Die Mongolen, die ihren Schwerpunkt nach Osten hin verlegten, durch die Natur der von ihnen bewohnten Ländermassen in der Ausbildung ihrer Eigenart bedingt wurden

und fernab von dem großen Strom der Geschichte standen, der mit den Mittelländern seinen Lauf nach Westen nahm, versuchten erst spät, sich gleichfalls nach dieser Richtung hin wendend, den Strom in ein anderes Bett zu leiten, sich zu Herren desselben zu machen, doch ihr Charakter hinderte sie, die Absicht, die sie in so gewaltiger nachdrücklicher Weise bekundeten, dauernd zur Ausführung zu bringen. In der Mischung mit andern Stämmen und Rassen übte die höhere Cultur der letztern, wenn auch selbst der physischen Obmacht der Mongolen unterliegend, das Recht des Ueberlegenen aus, wie wir dies in der Culturgeschichte so oft sehen, denn es scheint Naturgesetz zu sein, daß, je größer der Unterschied zwischen den sich mischenden Rassen, desto größer der Schade für die niedrigstehende ist. Uncivilisirte Völker sterben in der Berührung mit den Culturvölkern aus. Weshalb? Weil die Cultur im Verhältniß zur Natur unnatur ist, die, unvermittelt, plötzlich auf den Organismus des reinen Naturmenschen einwirkend, ihn schädigen und vernichten muß. Je mehr die Rassen sich physisch und psychisch gleich stehen, desto fruchtbringender wird ihre Mischung sein, desto mehr werden sich ihre Naturen ausgleichen und ergänzen, während die Mischung von verwandten Stämmen wieder schädigend und erschlaffend wirkt.

Wir werden nun zu prüfen haben, welchen Grad der Entwicklung die religiöse, die Gottesidee bei allen eigentlichen Culturvölkern erreicht hatte, als diese von den gemeinsamen asiatischen Wohnplätzen nach Ost und West auswanderten, und wie sie sich bei jedem unter dem Einfluß jener zahllosen bestimmenden Culturfactoren ausbildete. Und zwar sind es vier Hauptrichtungen, die wir ins Auge zu fassen haben. Nach Osten gingen die Mongolen, die in den Chinesen ihre Hauptvertreter haben und deren Religion in Lao-Tse's

und Kong-Fu-Tse's Lehren feste Gestalt annahm. Nach Südwesten wanderten die Hamiten und Semiten, deren religiöse Marksteine die Geheimlehre der Aegypter, Moses, Christus und Mohamed sind. Nach Südosten wanderten die Hauptvertreter der Indogermanen, die Indier, deren religiöse Grundideen in den Vedem und in Buddha Gestalt annahmen. Am Völkerherde selbst blieben die Geschwister der Letztern, die Iranier, die in Zoroaster einen Verkünder ihrer religiösen Anschauungen fanden. Wie sich die Religionsysteme der europäischen Völker indogermanischer Rasse zu diesen Urreligionen verhalten, gehört noch nicht hierher, sie wurzeln in den Letztern und tragen daher bis zu einem gewissen Grade ihren Charakter.

Von allen diesen Völkern tritt in unsern historischen Gesichtskreis zuerst das Aegyptens ein, dessen Cultur für das griechisch-römische Alterthum schon ein Räthsel war, dessen Blüthe einer Zeit angehört, zu der Europa, weit entfernt, eine höhere Cultur aufzuweisen, sich noch im Zustande uranfänglicher Ursprünglichkeit befand, vielleicht von Höhlenbewohnern und Völkern besetzt war, die wir als „Wilde“ zu bezeichnen gewöhnt sind. Können wir die Geschichte Aegyptens bis gegen das sechste Jahrtausend vor unserer Aera mit Sicherheit verfolgen, so beweisen die Organisation und die Cultur des Landes, die wir zu jener Zeit vorfinden, daß Jahrtausende dazu gehörten, ehe sie sich so weit entwickeln konnten, und vollends sind die Anschauungen, die den Geist des Volkes damals beherrschten, die Ethik, die zu uns aus den schriftlichen Ueberresten jener frühen Periode spricht, so erhaben, wie wir sie heute nur unter Voraussetzung der sorgfältigsten Erziehung und Bildung als Resultate derselben anzuerkennen geneigt sind.

Aegypten hat vermöge seiner frühen Entwicklung denn

auch einen Einfluß auf die Welt ausgeübt, wie kein anderes Land des Alterthums, es hat der europäischen Staatengeschichte den Boden bereitet und ist in dieser Hinsicht sehr wesentlich von den Ländern Ost-Asiens zu unterscheiden, die gleichsam nur für sich lebten, sich aus sich selbst entwickelnd wieder in sich aufgingen. Jedes Volk muß sich ausleben, muß gewisse Phasen der Bildung durchmachen, die einen aber leben nur für sich, gewähren der Welt keinen Vortheil durch sich, wirken nicht gestaltend auf sie ein, andere dagegen scheinen grade zu Erziehern der Menschheit bestimmt zu sein.

Erst dem 19. Jahrhundert ist es vorbehalten gewesen, die Lösung des Räthfels ägyptischer Cultur zu beginnen und rüstig schreitet die Aegyptologie fort, um von Tage zu Tage mehr Licht in das Dunkel zu bringen, das seit Jahrtausenden über jenem Zauber- und Wunderlande lagert. Die moderne Wissenschaft hat aber auch auf ethnographischem Gebiet die herrschenden Ansichten wesentlich zu corrigiren gehabt und nur die neuesten Ergebnisse ägyptologischer Forschung haben Geltung, wiewgleich die Berichte der Alten, des Vaters der Geschichte: Herodot, Diodors, die Excerpte aus dem historischen Werke des ägyptischen Priesters Manetho ihre volle Bedeutung behalten als werthvolle Zeugnisse von — im Verhältniß zur ägyptischen Cultur allerdings spät lebenden — Zeitgenossen, die aus eigener Anschauung ein Bild der Verhältnisse des Nillandes zu gewinnen bemüht waren.

In früherer Zeit nahm man die Besiedelung Aegyptens als von Aethiopien nach Norden vorrückend an, die heutige Ethnographie belehrt uns, und ihre Ergebnisse werden von der ägyptischen Alterthumswissenschaft bestätigt, daß die Aegypter nicht Autochthonen noch auch Abkömmlinge der Negervölker waren, sondern von jenem bekannten Stammsitz in Centralasien und zwar genauer von den Gegenden südlich

vom Caspischen und Aralsee auswanderten, wo sie gemeinsam mit den übrigen hamitischen und semitischen Völkern hausten. Was sie veranlaßt hatte, jene festen Wohnsitze zu verlassen, entzieht sich natürlich der Kenntniß der Menschheit, da jene frühe Zeit keine andern Spuren hinterlassen hat als höchstens unbestimmte Erinnerungen, die sich in den Mythen spiegeln. Trotzdem können wir bis zu einem gewissen Grade ergänzen, was uns die Geschichte versagt.

Das Volk der Aegypter gehörte zu dem Geschlecht der Hamiten und war dasjenige, welches zuletzt die Wanderung vom Osten aus unternahm, denn nach dem Gesetz der Völkerbewegung so weit vorrückend bis unüberwindliche Hindernisse den Marsch aufhielten, folgten sie dem Strom der ihnen verwandten Stämme, die sich nach Südwesten gewandt hatten, drängten dieselben vor sich her, und nachdem diese die Nordküste Afrikas bis an den atlantischen Ocean besetzt hatten, mußten jene sich mit dem schmalen Landstreifen an den Ufern des Nil begnügen.

Überall wo die Hamiten sich vorübergehend niedergelassen, in Mesopotamien, Syrien zc., faßten alsdann die Semiten Fuß, so daß es scheint, als wäre von letztern eine energische Pression ausgeübt worden. Die Semiten mußten aber selbst in Bewegung gesetzt sein, und das war vermuthlich durch Stämme geschehen, die der mongolischen Rasse angehörten, die wir sich wie einen Keil in die Masse der Mitteländischen einschieben sehen; ja, wir können der mongolischen Rasse vielleicht sogar die Ursachen der letzten vorhistorischen Völkerwanderungen überhaupt zuschreiben.

Kurz, die Semiten, also die nächsten Verwandten der Hamiten, folgten den letztern überall nach, nahmen ihre Cultur überall an, bildeten sich an ihnen aus und weil sie eben die Nachfolger waren, weil wir vielfach gar nicht mehr nach-

weisen können, wie viel ihnen von den Hamiten vorgearbeitet worden war, was sie vorgefunden hatten, so scheint es uns, Alles was wir bei ihnen sehen, sei ihr eigen; wir halten sie daher für höher begabt, während sie nur die Praktiker waren, die jeden Vortheil ausbeuteten, jeden lebensfähigen Keim zu entwickeln verstanden. Das Verdienst der Grundlegung, das Primat der Cultur, die Anfänge derselben gehören den geistig höher beanlagten Hamiten an und die Aegypter waren die würdigsten Repräsentanten dieses Geschlechts.

Die Bezeichnungen für das Land und das Volk, für die Hauptzeugen seiner Cultur, die Namen der Könige, so wie sie die Geschichte bis zu diesem Augenblick zum Theil noch beibehalten hat, sind durchweg die den griechischen Schriftstellern entlehnten und sprachwissenschaftliche Speculationen früherer Jahrzehnte über dieselben waren eine vergebene Mühe.

Aegypten, nach Brugsch-Dey von Ka-Ptah, Haus der Person des Ptah, herzuleiten, wurde von den Bewohnern hauptsächlich Chemi genannt, doch waren auch, wie aus den Denkmälern ersichtlich, viele andere Namen wie Tomera, Tomela, Mares, Mahet, Patoris, Patomhit im steten Gebrauch, abgesehen von den Bezeichnungen der Gaue, in die die beiden Theile: Ober- und Unterägypten, Verwaltungszwecke halber, zerfielen. Während die Griechen den Nil ebenfalls oft mit Aegyptos bezeichneten, nannten die Einwohner ihn im Allgemeinen Hapi. Die Worte für Pyramide, Labyrinth, Sfinx u. a. sind auch aus beiläufigen Bezeichnungen, die die Aegypter diesen Dingen beilegte, corrumpt. Die Bewohner selbst unterschieden sich durch die Namen wie durch die bildliche Darstellung stets sehr sorgfältig von den fremden Völkern. Sie nannten sich Lodu oder Rotu, stellten sich rothfarbig, ihre Frauen gelb dar, während die arbeitenden Klassen alle Nuancen von dunkelrothbraun bis schwarz zeigten. Ziehen

wir daraus Schlüsse auf die ursprüngliche Bevölkerung und Besiedelung Aegyptens, so werden wir annehmen müssen, daß das Land von Stämmen der in unendlich früher Zeit nach Afrika eingewanderten Negerrassen besetzt war, die in Folge des Eindringens der hamitischen Völker zurückweichen mußten; theilweise, wenn sie nicht den seit Jahrtausenden innegehabten Boden aufgeben wollten, unterjocht wurden, sich dann aber mit den Eroberern mischten und so die vielen Farbennuancen der Bevölkerung veranlaßten. Zur Herrschaft dagegen konnten nur die hamitischen Einwanderer gelangen, deren Fähigkeiten durch eine Jahrhunderte lange Erfahrung auf der Wanderung ungleich höher entwickelt waren als die jener Völker, die seit Jahrtausenden in Quietismus verfallen, der Macht der Gewohnheit und dem Zwang der Natur folgend, sich nur unter einander verbindend und dadurch erschlaffend, nicht anders ihre Existenz bewahren konnten, als daß sie, in der Bearbeitung des Bodens erfahren, an das heiße Klima gewöhnt, den Interessen des nordischen Volkes dienten. Damit wurde der Grund gelegt zu einer großen Zweitheilung der nunmehr entstehenden Bevölkerung; dem numerisch kleinen Herrenstand war die Masse des Arbeiterstandes entgegengesetzt, beide wirkten zusammen und mit vereinter Kraft schufen sie, was den Aegyptern, d. h. den Herren des Landes, zugeschrieben wird. Hätte das hamitische Volk keine dem Klima entsprechenden Hilfsarbeiter gehabt, so wäre es wahrscheinlich im Laufe weniger Jahrhunderte, der Zeit der Acclimatisation, zu Grunde gegangen, da das Klima einen erschlaffenden Einfluß hätte ausüben, die Körperkräfte über Gebühr hätte abnutzen müssen. Entweder also es fristete sein Leben wie die Aethiopen, geschichtslos forteristirend, oder es ging, das Große wollend, im Kampf mit der Natur zu Grunde. Das Gleiche sehen wir bei andern hamitischen Völkern. Da wo sie selbst

erst den Grund zu einer Cultur schaffen mußten, wie in den Berberstaaten Nordafrikas, ernteten die Früchte ihre Nachfolger und Feinde: die Phönizier und Römer; Kopten und Nubier mußten nur mit Mühe die Spuren der ägyptischen Cultur, die sie angenommen, zu bewahren.

Untersuchungen über die vorhistorische Zeit Aegyptens haben in sehr beträchtlicher Tiefe des angeschwemmten Bodens Ziegelstücke, Scherben und Thonfiguren neben vielen Steinwerkzeugen ergeben. Darauf angestellte Berechnungen weisen auf eine Vorgultur von vielen Tausenden von Jahren vor dem historisch begründeten Menes hin und neuerdings hat man sogar große Lagerstätten von Steinsplintern gefunden, die als Ueberreste einer im Großen betriebenen Fabrication von Steinwerkzeug betrachtet werden. Daß die Aegypter natürlich wie alle andern Völker die Stein- und Bronzezeit durchgemacht haben, erhellt, wenn es sich nicht schon von selbst verstände, aus dem Umstande, daß von den Aegyptern und in der Folge von den Semiten, speziell auch von den Juden, bis in die spätesten Zeiten Steinmesser für Cultzwecke angewandt wurden. Daß in der ersten Periode der historischen Zeit Aegyptens schon Eisen, ja vielleicht eine Art Stahl benutzt wurde, ist durch die Eisenklammern der Pyramide des Cheopra erwiesen, die dem fünften Jahrtausend v. Chr. angehörte. Die Bearbeitung der zu ihren Monumentalbauten nothwendigen stahlharten Steinmassen erforderte überdies mindestens eiserne Werkzeuge. Gold, Silber und Edelsteine wurden gleichfalls sehr frühzeitig in kunstvoller sorgfältiger Weise verarbeitet.

Das Culturland Aegypten war ein Geschenk des Nil; dieser war der einzige Lebensquell desselben und bedingte denn auch bis ins Kleinste die Gestaltung der gesammten Cultur. Der Satz: Keine Cultur ohne Wasser, findet in Aegypten seine volle Bestätigung. Der Urquell des ägypti-

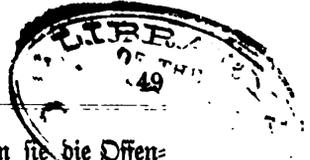
sehen Lebens war überdies so sicher in seinen Rundgebungen, daß die ganze Organisation aller Lebens- und Staatsverhältnisse darauf begründet werden, daß man auf den Tag die Feldarbeiten berechnen konnte. Der Nil war und ist heute noch der Regulator, die große Nationaluhr, an der man ablesen kann, wie viel Zeit es ist, was geschehen, was unterbleiben muß. Diese Regelmäßigkeit der Erscheinungen, die der Nil bietet, die Wichtigkeit seiner Ueberschwemmung für das gesammte Land, waren Veranlassung, die übrigen Erscheinungen der gesammten Natur nach jenen zu bestimmen und zu berechnen. So geschah es, daß die Aegypter die Feldmessenkunst, Mathematik und Astronomie mehr als irgend ein anderes Volk des Alterthums ausbildeten, daß sie die complicirtesten Berechnungen anstellten, Alles nach mathematischen und astronomischen Grundsätzen regelten und eine Chronologie schufen, die in ihren Einzelheiten den Scharfsinn der größten Gelehrten unseres Jahrhunderts in die Schranken gefordert hat, und die durch Julius Cäsar zur allgemein gültigen und herrschenden gemacht worden ist.

Allerdings ist die ägyptische Chronologie bis jetzt eine der verwundbarsten Stellen der Aegyptologie und das Datum für den ersten König: Menes, wurde auf Grund der Manethonischen Angaben fixirt von Boeckh auf 5702, Unger 5613, Brugsch 4455, Lauth 4175, Lepsius 3892, Bunsen 3623. Alle diese Daten beruhen auf den sorgfältigsten Berechnungen und überhaupt sind zahlreiche Werke allein über die ägyptische Zeitrechnung abgefaßt worden, der Mangel an unzweifelhaft feststehenden Zeitangaben, der Verlust des manethonischen und anderer Quellenwerke sind jedoch die Ursache, daß diese Unsicherheit bisher bestanden hat. Lauth scheint es nunmehr endlich gelungen zu sein, derselben ein Ende zu machen und bis über Menes hinaus sichere historische Daten zu gewinnen,

die complicirten Zeitrechnungsmethoden der Aegypter zu durchschauen.

Ursprünglich rechneten sie nämlich nach Mondjahren zu 354 Tagen. Da dieses aber mit den regelmäßigen Wandlungen in der Natur nicht übereinstimmte, so nahmen sie ein Sonnenjahr von 360 Tagen an. Auch dieses glich die Differenzen zwischen Natur und Zeitrechnung nicht aus, es wurden den 360 Tagen 5 Schalttage zugefügt und damit das Wandeljahr geschaffen. In Erkenntniß, daß auch dieses nicht ausreichte, wurde von den Priestern das Sothisjahr zu $365\frac{1}{4}$ Tagen eingesetzt, das sich an den Frühaufgang des Sirius, des Hundsterns, anschloß und wovon 1460 (= 1461 Wandeljahren) eine Sothisperiode ausmachten. Der Umstand, daß Daten sehr oft zugleich nach den Sothis- und den Wandeljahren oder anderer Zeitrechnung angegeben wurden, der weitere, daß Könige, deren Regierungsantritt mit einem wichtigen Abschnitt der Sothisperiode zusammentraf, Kalender- oder Epochenamen annahmen, die von denen der Monate abgeleitet waren, gewähren nunmehr sichere Mittel zur Bestimmung von Zeitangaben.

Neben diesen Arten der Zeitrechnung gab es jedoch noch andere: die Phönixperiode; die Apisperiode von 25; die Setperiode von 30; das große Jahr von 36 525 Jahren; die alle auf die genaueste Beobachtung der Gestirne und ihrer Bewegung gegründet waren. Ueberhaupt können wir einen Schritt weiter gehen und sagen: die ganze Geistespflege und die Religion der Aegypter basirten gewissermaßen auf der Astronomie. Alle Vorstellungen vom Leben auf Erden und nach dem Tode schlossen sich an die Beobachtung des Himmels an; jede Handlung, jedes Körperglied, jeder Moment waren der Fürsorge einer Gottheit unterstellt und diese Gottheiten waren planetare. Die Aegypter kannten 5 Planeten: den Mercur, den



sie unter der Gestalt des Thot verehrten, dem sie die Offenbarung aller Wissenschaft zuschrieben; die Venus, die sie als Neit, Nebte, Nupte, Hathor, Isis verehrten; Mars, den sie Harmachis, den Frühstern, Horus am Horizonte nannten; Jupiter, vertreten durch Horus; und Saturn, der Harka-her bezeichnet wurde. Dazu rechneten sie die Fürsten der Gestirne, die Sonne: Re, Ra; den Mond: Jah, Joh. Um den Himmel zu beobachten, theilten sie ihn in 12 Häuser und schufen somit den Thierkreis. Jedes Haus, dem ein Gott vorstand, wurde in drei Dekane getheilt; jeder derselben in zwei Hälften, der ganze Himmel sonach in 72 Theile. Die Zeitrechnung schloß sich dieser Theilung vollkommen an. Das Sonnenjahr hatte 12 Monate: Thot, Phaophi, Athyr, Choiahf, Tybi, Mechir, Phamenoth, Pharmuthi, Pachons, Payni, Epiphi, Mesori und 5 Schalttage; der Monat 3 Wochen zu 10 Tagen; der Tag 24 Stunden, von denen jede ebenfalls ihren himmlischen Vertreter hatte, während sie in den Mythen über den Sonnenlauf durch Flügelthüren symbolisirt waren.

Die große Masse von Festen, die die Aegypter feierten, schloß sich auch eng an den Kalender und die Planetarbewegung an.

Wie weit wir nun auch die ägyptische Geschichte und Cultur zurückverfolgen, überall sehen wir schon eine überaus hohe Entwicklung. Den Anfängen ihres nationalen Lebens gehören jene Wunderbauten der Pyramiden an, die bereits eine Reihe von gewichtigen Entwicklungsstadien der Baukunst voraussetzen lassen. Während wir bei den Griechen, den Indern die Cultur allmählig entstehen sehen, treten wir bei den Aegyptern vor vollendete Werke, die an Bedeutung Alles hinter sich lassen, was die alte Welt, ja, überhaupt die Welt geschaffen. Die größten Pyramiden gehören der

Zeit vor 4000 v. Chr. an, einer Zeit, in der z. B. von indischer Cultur noch keine Spur vorhanden war.

In staatlicher Hinsicht war Aegypten ebenso hoch entwickelt. Am Anfang seiner Geschichte finden wir schon ein sicher organisirtes Reich. Als Ackerbauer treten die Aegypter auf, auch in dieser Beziehung bereits auf der höchsten Staffel stehend, die die Stufenleiter der Gesellschaftsklassen aufzuweisen hat, denn vom Jäger und Fischer zum Nomaden, vom Nomaden zum Ackerbauer — das ist der Weg der Entwicklung. Was für eine lange Zeitdauer muß daher zur Vorbildung des ägyptischen Volkes vorausgesetzt werden, ehe es leisten konnte, was es zu jener Zeit leistete, die die neueste Forschung für den Anfang der Geschichte Aegyptens ansetzt. Die hohe materielle und physische Cultur zwingt aber, eine entsprechend hohe psychische Entwicklung anzunehmen und dafür haben wir in der Ausbildung ihrer Chronologie allerdings schon einen achtungswerthen Beweis erhalten.

Die Aegypter selbst hatten eine hohe Vorstellung von dem Alter ihrer Cultur, denn der Turiner Königspapyrus, dessen Abfassung dem 19. vorchristlichen Jahrhundert angehört, setzt für die vorhistorische Zeit, nämlich für die Herrschaft der Manen, der Halbgötter und Götter über Aegypten 17 Sothisperioden, also 24 837 Jahre an. Es ist dies sprechend für die klare Weltanschauung, die jenem wunderbaren Volke eigen war. Sie erkannten wohl, daß eine ungeheuer lange Zeit erforderlich war, um die Cultur vorzubereiten, die die Anfänge ihres Reiches aufwies. Ihren Göttern aber schrieben sie die Offenbarung alles Großen, die anfänglichen Erfindungen, die Grundlagen der Baukunst, kurz Alles zu, was ihnen selbst bedeutend erschien.

Wenn wir das Geistesleben der Völker in Betracht ziehen wollen, so dürfen wir uns nicht darauf beschränken, dasselbe

aus den Literaturen und den Religionen zu ermitteln, denn auch die physische Cultur, die Thaten, die culturellen Leistungen, die socialen Verhältnisse — Alles spiegelt den Geist der Nationen. Wiederum aber müssen wir, wenn wir nicht geradezu Culturgeschichte schreiben wollen, in Anbetracht der räumlich beschränkten Anlage dieses Werkes vor der Hand alle Spezialangaben der Culturgeschichte und der politischen übergehen, da alle einschlägigen Daten in den Geschichts- und Spezialwerken angegeben sind, und uns darauf beschränken, aus Allem den innersten Kern herauszuschälen, die Ideen zu gewinnen, die das Krystallisationscentrum der betreffenden Culturerscheinungen bilden.

Wo finden wir nun die Mittel, die uns unfehlbar sichern Einblick in das ägyptische Leben und Denken gewähren, dessen Blüthe so weit vor unserer Zeit liegt. Eben die Ueberreste jener Cultur sind die untrüglichen Zeugen, und sie sind nicht stumm, sondern im Gegentheil, die Pyramiden, die Steingräber, die Felsentempel reden so laut, daß wir uns durch sie beinahe um Jahrtausende zurückversetzt denken können. Die Hieroglyphen sind heute keine stummen Zeichen, keine unlösblichen Räthsel mehr und es ist eine der großartigsten Thaten der Wissenschaft dieses Jahrhunderts, die Lösung derselben gefunden zu haben. Die Art und Weise, wie das geschah, mag mit wenigen Worten in Erinnerung gebracht werden.

Die Schrift, die ursprünglich in Anwendung kam, war die heilige der Hieroglyphen. Diese schliff sich ab zur hieratischen Currentschrift und ging dann zum Gebrauch der großen Volksmassen in die demotische über, um endlich in der koptischen, die griechische Buchstaben zu Hilfe nahm, ihren Untergang zu finden. Zur Zeit der Ptolemäer, als ägyptische Elemente mit den griechischen auf allen Gebieten der Cultur

um die Oberherrschaft stritten, war man gezwungen, auf öffentlichen Denkmälern und in Papyrusrollen zum bessern Verständniß der Behörden und der Massen oftmals neben der ägyptischen die griechische Fassung desselben Gegenstandes zur Erklärung hinzuzufügen. Solche zwei- und dreisprachige Documente hatte man wiederholentlich aufgefunden und der romantischen Expedition Bonaparte's nach Aegypten 1798 ist es zu verdanken, daß das Augenmerk der gelehrten und gebildeten Welt auf jenes Wunderland des Alterthums gerichtet wurde. Champollion le jeune hatte das Verdienst, zuerst, gestützt auf die Vergleichung mehrsprachiger Texte, im Besondern der berühmten Tafel von Rosette mit hieroglyphischer, demotischer und griechischer Inschrift, das erste Alphabet für die Entzifferung herzustellen. Gelehrte aller Länder Europas wetteiferten nun, auf der betretenen Bahn fortschreitend, die Entzifferung zu fördern, die zahllosen Literaturschätze der Steinbauten der Kenntniß der Welt zu erschließen, ihren Blick bis in das graueste Alterthum zu erweitern. Unter Zuhilfenahme des Koptischen suchte man dann in die Grammatik jener todten Sprache Aegyptens einzudringen, und wenn heute auch noch nicht alle Schwierigkeiten gehoben sind, die sich dem Verständniß der Documente der ältesten Zeit widersetzen, so sind dieselben doch auf ein Minimum reducirt.

Wenn an irgend einer Schrift, so können wir an der ägyptischen auch die Entwicklung der Schrift im Allgemeinen und damit ein gutes Stück ursprünglichen Geisteslebens verfolgen.

Die Schrift ist der in graphische Formen gebrachte Gedanke und ihr ging das Zeichnen der Objecte, die man behandeln wollte, voraus. Das war jedoch nur so weit möglich, als es sich um concrete Dinge handelte; die Entstehung abstracten Begriffe zwang für die graphische Darstellung zur

Annahme der Symbolik; die Schriftrolle wurde z. B. für das Schreiben und weiter für das Denken, die Geistesthätigkeit eingesetzt. Die complicirtere Sprache zwang zur Häufung von vielen Vorstellungen auf wenige Zeichen, das machte Unterscheidungszeichen nothwendig, die den betreffenden Schriftworten nachgesetzt, ihren männlichen oder weiblichen, ihren kosmischen, gesellschaftlichen Charakter u. s. f. bestimmten. Die Darstellung durch Bilder und Sinnbilder gab den einzelnen Schriftzeichen phonetischen, lautlichen Werth; die weitere Folge davon war, daß die Wortbedeutung wich, daß das Bild, das ursprünglich einen ganzen Gedanken, eine ganze Sache darstellte, nach und nach Silben- und Buchstabenwerth erhielt, und endlich zur Letter wurde. Viele Zeichen bewahrten sich freilich, so lange man überhaupt Hieroglyphen anwandte, nebenbei auch noch ihren Charakter als Unterscheidungs-, Bestimmungszeichen, waren Symbole für concrete und abstracte Vorstellungsobjecte, was das Verständniß der Schriften im höchsten Grade erschwert. Wie diese ursprünglichen Abbilder ihren Bildcharakter verloren, das sehen wir bei dem Uebergang der Hieroglyphen durch die hieratische zur demotischen Schrift. Die Buchstaben der letzten mit den Bildern der ersten vergleichend, können wir ihre Entstehung noch erkennen. Wären die Hieroglyphen und die hieratische Schrift, d. h. die Bilderschrift, verloren gegangen, so würde es unmöglich sein, die einzelnen Buchstabenzeichen der demotischen auf die Urformen, aus denen sie sich entwickelten, zurückzuführen. So unvermittelt treten die Schriftzeichen vieler Völker vor unsern Blick und geben uns das Räthsel ihrer Entstehung auf, ein Räthsel, das wir nur in den seltensten Fällen zu lösen vermögen. Ob die Mutter der Schrift aller europäischen Völker: die phönizische, auf ägyptischen Ursprung zurückzuführen, ob sie selbständig ent-

standen ist, dürfte nur schwer zu erweisen sein; wenn das letztere, so mußte sie die Entwicklungsphasen der demotischen auch durchmachen. Es läßt sich aber annehmen, daß die Phönizier und überhaupt die Semiten auch auf diesem Gebiete aus den ihnen bekannten Vorarbeiten der Aegypter die Consequenzen zogen für ihre praktischen kaufmännischen Zwecke, aus den Hieroglyphenbildern, ebenso wie die Israeliten, einfache, leicht zu handhabende Zeichen abstrahirten, die mit denen der demotischen Schrift gleichen Werth hatten.

Schrift und Sprache schrieben die Aegypter aber wie alles andere Große den Offenbarungen der Götter zu. Es ist dies nur natürlich und leicht begreiflich, denn großartige Institutionen, bedeutende Culturfactoren entstehen nie im Augenblick, sie brauchen Jahrtausende zu ihrer allmäligen Entwicklung. Das Gedächtniß der Völker hat daher keinen festen Halt, an den es sich für die Entstehung derselben anschließen kann. So schreibt es denn den Göttern zu, was aus dem Zusammenwirken zahlloser Generationen in unabherrschbaren Zeiträumen geschehen ist und meist geschieht das, indem die betreffenden Culturfactoren symbolisirt und der aus ihnen gewonnene abstracte Begriff zum Gott erhoben wird. Auf solche Weise wird z. B. das Denken verkörpert, — bei den Aegyptern speziell zu Thot — alle Rundgebungen der Denkkraft, ebenfalls verkörpert, werden in verwandtschaftliches Verhältniß gebracht, Haupt- und Nebenfiguren mit dem Mantel von Mythen umgeben, deren Verständniß allmählig wieder schwindet, weil es sich im Besitz von nur wenigen Menschen befindet, um endlich der Symbolik und Mystik, den bequemen Hülfsmitteln der Hierarchie, anheimzufallen und zum unlöslichen mythologischen Räthsel zu werden, das hundert Deutungen zuläßt.

Das ist überhaupt der Weg, auf dem, man kann sagen

der größte Theil der Götterlehren entstanden ist, vor allem alle diejenigen Mythen, die historische und culturhistorische Grundlagen besitzen.

Damit sind wir bei dem Religionsystem der Aegypter angelangt und es gilt vor Allem dieses zu prüfen, weil das ganze bürgerliche und Staatsleben, wie die gesammte Cultur auf ihm begründet waren. Es bietet aber kaum eine andere Religion solche Schwierigkeiten für die Entwicklung der Grundideen als die ägyptische, weil sie von Mysticismus und Symbolik bis in die kleinsten Einzelheiten durchsetzt, der Proteusnatur der ägyptischen Göttergestalten kräftigst Vorschub leistet. Genaue Untersuchungen weisen aber auf zwei Factoren als die Grundlagen der religiösen Vorstellungen hin, nämlich auf die Gestirne und den Nil. Unter den Gestirnen mußten natürlich Sonne und Mond vorzugsweise die Blicke und den Geist der Massen anziehen. Neben dem Cult dieser Naturgöttheiten finden wir einen ausgebildeten Thierdienst, der offenbar unabhängig von dem Stern- und Nilcultus entstanden, in späterer Zeit aber mit diesem zu einer Einheit verbunden worden ist. Was die Repräsentanten sittlicher Kräfte anbetrifft, so haben sie sich in der dritten Phase der Religionsentwicklung ebenso wie bei allen andern Völkern aus den Naturgöttern gebildet. Auffällig ist in der Religion der Aegypter aber besonders noch das chronologische Moment, das so mächtig auftritt, daß es beinahe alle andern unterdrückt. Fast jede Gottheit ist in Beziehung zur Chronologie gebracht, vertritt einen Zeitabschnitt, so daß man geneigt wird, zu glauben, die Aegypter hätten die Zeit in allen nur denkbaren Verhältnissen ihrem Glauben zu Grunde gelegt. Nehmen wir noch dazu den Umstand, daß jede Provinz, ja, jede Gauhauptstadt, ihre besondern Götterkreise besaß, an deren Spitze meist die Dreiheit stand, aus der sich die 9,

12- und 15-Zahl entwickelte; bedenken wir ferner, daß in der langen Zeit des nationalen Lebens, in den fünf Jahrtausenden, die Göttergestalten sich umbildeten, daß Götter des einen Ländergebiets in andern andern Werth hatten, manche Götter im Lauf der Zeit in die Acht erklärt wurden, der Charakter mehrerer sich derart umgestaltete, daß sie aus Vertretern guter Kräfte in die des Bösen übergingen, dann haben wir eine Vorstellung von der Complicirtheit dieses ältesten Religionsystems. Endlich aber dürfen wir nicht vergessen, daß Aegypten noch einen Glauben besaß, der, als sich der Polytheismus ausgebildet hatte, das ausschließliche Privilegium der Priesterchaft und in den Mysterien vertreten war.

Von diesem letztern werden wir auch auszugehen haben, wenn wir die chaotische buntschillernde Masse der ägyptischen Götter ordnen wollen. Für diesen Ausgangspunkt haben wir auch noch einen besondern Grund. Um einen klaren Einblick in die religiösen Vorstellungen eines Volkes zu gewinnen, ist es nothwendig, die Entstehung derselben und ihre Entwicklung historisch aus den Keimen heraus zu verfolgen. Die schriftlichen Urkunden der Aegypter reichen nun im Papyrus Brisse bis in die Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr. und dieses älteste Buch der Welt, das seit Jahrzehnten die größten Aegyptologen beschäftigt, befriedigt uns durch seinen Inhalt so weit als wir es nur wünschen können. Es enthält nämlich die Grundzüge der Moral und Religion und gewährt einen sichern Einblick in das Geistesleben der damaligen Welt. Von den beiden Theilen, in die es zerfällt, wurde der erste von Kagemna (Kadjinna), einem Würdenträger des Königs Snesru verfaßt, ist jedoch nur als Bruchstück erhalten und durch die zwei Schlußcapitel vertreten; der zweite Theil wurde etwa 300 Jahre später unter Mas

(nach Lauth 3045 v. Chr.; Assa Tattara nach Brugsch 3366 v. Chr.) von dem Prinzen Ptah-hotep geschrieben, besteht aus 44 Capiteln und ist Sebait, Lehre, betitelt.

In Unabhängigkeit von den Lehren der Priesterschaft entstanden, die Grundzüge der Ethik enthaltend, giebt das Werk Ptah-hoteps Lebensregeln, und indem Kafemna in das höhere Alterthum auf das „Buch der Sprüche“ verweist, in dem bereits „Alles schriftlich vorhanden sei“, vermittelt dieser Papyrus uns Anschauungen, wie sie nicht etwa im Bezirk der Tempelmauern bestanden, sondern wie sie die höchsten Kreise der ägyptischen Welt beherrschten. In diesen Werken ist nun nur von „Gott“ die Rede und sie athmen einen so ausgeprägt monotheistischen Geist, daß wir die unumstößliche Ueberzeugung gewinnen, daß die Religion jener frühesten Zeiten ein reiner Monotheismus war. Zum Beweise hierfür ziehen wir einige Citate herbei (Victor v. Strauß und Torney, Essays zur Allgemeinen Religionswissenschaft): „Es besteht das Gebot des Gottes der Schöpfung, lautend: die in Friedfertigkeit Lebenden mögen kommen und selbst Befehle ertheilen. — Der Große giebt, unangegangen von Jemand. Es ist das Essen von Broden gemäß der Einrichtung Gottes. Vergißt man, daß seine Gnade darauf ruhet? — Wenn du ein Pflüger bist, so binde die Garben auf dem Felde, welches gelegt hat der große Gott in deine Hand; nicht sättige deinen Mund bei deinem Grenznachbarn. — Wenn sich Jemand überhebt, so wird ihm Demüthigung gerade durch Gott, der geschaffen hat seine Blüthe. — Wenn du ein kluger Mann bist, so erziehe deinen Sohn zur Liebe Gottes. — Das ganze Verhalten unterliegt der Wägung durch Gott, welcher befördert die Stellung. — Der Großgesinnte ist ein Merkziel Gottes“ — 2c.

Anschauungen wie die im Papyrus Prisse enthaltenen

sind indessen nicht etwa nur dem Werke Ptah-hoteps eigen, die Werke des frühesten ägyptischen Alterthums, d. h. die heiligen Hymnen, die uralten Steininschriften weisen dieselben religiösen Ideen überall auf, und wir wollen hierfür nach B. v. Strauß einige Ausprüche von Emanuel de Rougé heranziehen.

„Eine Idee herrscht vor: die eines einigen und uranfänglichen Gottes; das ist immer und überall ein „Wesen, das durch sich selbst da ist“ und ein unnahbarer Gott,“ und vorher: „Ich sagte Gott und nicht Götter. Die erste Eigenthümlichkeit ist die auf das Stärkste ausgesprochene Einheit: „Gott ist der eine, alleinige, einzige; keine andern sind neben ihm. — Er ist das allein in Wahrheit lebendige Wesen. — Du bist Einer und Millionen Wesen gehen von dir hervor. — Er hat Alles gemacht, und er allein ist nicht gemacht worden.““ Der klarste, einfachste, bestimmteste Begriff.“

„Hinsichtlich seiner Beziehungen zur Welt ist Gott Schöpfer. „Er hat den Himmel gemacht, — er hat die Erde geschaffen, er hat alles gemacht, was da ist. — Er ist der Herr der Seienden und der Nichtseienden.““

Auch Lauth bestätigt (Aus Aegyptens Vorzeit), daß im Papyrus Brisse nirgends von Göttern die Rede ist.

Werfen wir nun einen Blick auf die Moralsätze, die in der für seinen Sohn abgefaßten Ethik Ptah-hoteps enthalten sind, welche beginnt: „Das ist die Weisheit des Stadtvorstehers Ptah-hotep aus der Zeit des Königs Assa, lange lebe er“ (Brugsch=Ben, Das Gesetz und die Propheten 2c.):

„Schön ist es, wenn wohl aufnimmt ein Sohn die Rede seines Vaters. Es wird ihm zu Theil werden ein hohes Alter deshalb. Das heißt Gott lieb haben, wenn man gehorcht. Den Ungehorsam haßt Gott.“

„Das Herz bildet seinen Träger je nach dem Gehorsam und nach dem Ungehorsam und das Wohlergehen des Menschen ist sein Herz. Der Gehorsame hört auf das Wort. Das heißt den Gehorsam lieben, wenn man handelt nach den Worten.

„Schön ist es, wenn ein Sohn seinem Vater gehorcht, und eine Freude ist es, wenn solches von ihm gesagt wird. . . . Sein Gedächtniß wird sein bei den Menschen, welche leben auf der Erde und bei denen, welche sein werden. . . .

„Deine Zucht zeigt sich an deinem Sohne. Ist er gehorsam, so wird seine Tugend ein Wohlgefallen sein bei den Großen. Sein Mund wird leiten, jenachdem zu ihm gesprochen worden ist, und sein Auge wird schauen, wie man gehorcht. . . .

„Ist Jemand ein Thor, also daß er nicht gehorsam ist, so wird er nichts vorwärts bringen. Er sieht an den Wissenden als den Unwissenden und das Gute als das Schlechte. Sein Thun ist allerlei Niedertracht und davon seine tägliche Nahrung. Deshalb lebt er, als ob er todt wäre. Das ist seine Speise, die Rede zu verdrehen und davon sättigt er sich. Er wird verachtet von den Großen, weil er ein lebendig Todter ist, tagtäglich.

„Bleibe fern von seiner Art, denn viele gehen zu Grunde, tagtäglich.

„Ein gehorsamer Sohn wird dem Könige dienen. . . . Er wird alt werden und Achtung verdienen. Seine Aussprüche werden als ein Muster gelten für seine Kinder, als die Erneuerung der Lehren seines Vaters. —

„Ein Vornehmer lößt Furcht ein durch sein Schweigen. —

„Und wenn du groß geworden, nachdem du niedrig warst, und Schätze gesammelt hast nach dem Glend, also daß du um deswillen der Fürnehmste in deiner Stadt bist und

wenn dich die Leute kennen ob deines Ueberflusses und du als ein mächtiger Herr dastehst: so laß dein Herz sich nicht überheben um deines Reichthums willen, denn der Urheber dessen ist Gott. Verachte nicht deinen Nächsten, der da ist, was du selber warest, sondern behandle ihn als Deinesgleichen.“ 2c.

Eine gesunde Moral, die erhabensten Vorstellungen von Pflicht und Recht, echte Menschlichkeit und Milde athmen aus diesen und andern literarischen Ueberresten, und doch gehören sie einer Zeit an, in der die Despotie, der Egoismus, die Ruhmsucht in Denkmalen zum Ausdruck kamen, wie sie die alte Welt sonst kaum aufzuweisen hat. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Staatsmoral fast überall und immer bald mehr bald weniger von den echt menschlichen Normen abweicht, daß ferner, wie verabscheuungswürdig und unnütz uns heute solche Monumente wie die Pyramiden erscheinen müssen; damals die ungeheuren Menschenmassen, die daran arbeiteten, an diesen und andern Staatsbauten ihren Unterhalt fanden, daß die Ideen derselben im Geist der Damalslebenden ebenso wurzelten wie die der Eisenbahnen im Geist der modernen Menschen, daß die Construction jener Denkmale für ebenso nothwendig und gottgefällig angesehen wurde wie die des Kölner Doms und ähnlicher Bauwerke. Eine spätere Zeit könnte mit demselben Recht Riesenbauten der unsrigen, einen Gotthardtunnel, die ungeheuren Eisenbahnnetze als Denkmale des Despotismus bezeichnen; der Unterschied liegt nur darin, daß das Alterthum die Maschinen und alle technischen Hilfsmittel der heutigen Zeit durch Anwendung von entsprechenden Menschenkräften ersetzte, der Kraft der einzelnen Individuen, wenn sie nicht Verbrecher waren, dabei aber wahrscheinlich nicht Uebermenschliches, im Durchschnitt nicht mehr zumuthete, als was der selbständige Arbeiter heute von sich verlangt.

Daß jene Moral nicht allein in der Theorie bestand, sondern auch befolgt wurde und daß der humanistische Geist, der sich in obigen Citaten ausspricht, das Volk im Ganzen beherrschte, dafür bieten sich wiederum viele Beweise in Einzelheiten der Culturinstitutionen und des Lebens der Nation, sowie in der Inschriftenliteratur. So entnehmen wir aus Brugsch die Uebersetzung einer Thürinschrift aus den Felsengräbern von Beni-Hassan. Der Todte, ein Nomarch, spricht:

„Keinem Sohn eines geringen Mannes habe ich Kummer bereitet. Keine Wittwe hab' ich bedrängt. Keinen Adersmann hab' ich gestört. Keinen Hirten hab' ich fortgewiesen. Keinem Arbeitsmann habe ich seine Leute zur Arbeit genommen. Keinen Unglücklichen gab es in meinen Tagen. Und Niemand hungerte zu meiner Zeit, wenn eintraten Jahre der Hungersnoth. Denn ich hatte pflügen lassen alle Felder des Gaaes von Mah bis zu seiner Südgrenze und Nordgrenze hin. Ich ernährte seine Bewohner und gab ihnen Speise. Kein Hungriger war in ihm. Ich gab der Wittwe gleichwie der Frau eines Mannes. Nicht zog ich den Großen dem Geringen vor bei allem, was ich gab.“

Freilich können wir nicht wissen, inwieweit die Furcht vor dem Todtengericht, vor den Strafen des Jenseits und andere in der Selbstsucht wurzelnde Ursachen unsern Nomarchen und Andere veranlaßten, den Moralgesetzen entsprechend zu leben und zu handeln.

Die Opfer hatten nichts von der Grausamkeit, die der semitische Cultus, besonders der phönizische, aufweist, keine Menschenopfer wurden, so weit wir in das Alterthum zurückblicken können, dargebracht. Das weibliche Geschlecht genoß die höchste Achtung; das Weib war die Herrin des Hauses und wurde als solche geachtet und behandelt; nicht als rechtlose Sklavin, von Staatswegen, diente sie dem Manne. Das

Thronrecht wurde auf Frauen übertragen. Die Todesstrafe war wiederholentlich aufgehoben, an ihre Stelle war Zwangsarbeit in den Bergwerken gesetzt worden. Daß die Strafen nach modernen Begriffen grausam sein mußten, daß Landesverrath mit Ausschneiden der Zunge, Fälschung mit Abhauen der Hände bestraft wurden, daß das Kriegsrecht rauher war, ergibt sich als nothwendige Consequenz der Zeit- und Culturverhältnisse. Die uncivilisirten Massen mußten durch Strenge auf die Vorstellungen von Recht und Ordnung hingewiesen werden; und wenn man sich trotzdem darauf berufen will, dergleichen Strafen und Behandlungsweisen kämen bei civilisirten Völkern nicht vor, so sei nur erinnert, was die Inquisition im Namen Christi zu verüben gewagt hat.

Doch verfolgen wir weiter das Religionswesen der Aegypter.

Jener monotheistische Glaube, der sich in den ältesten schriftlichen Urkunden ausspricht und durch Moses auf die Israeliten übergang, war natürlich für das Verständniß der großen Massen zu erhaben, als daß sie im Stande gewesen wären, ihn zu begreifen und nach ihm zu leben; an die Massen muß durch das Medium der Sinne appellirt werden. Trotzdem aber sind die monotheistischen Grundvorstellungen auch zur Zeit des entwickeltesten Polytheismus nie ganz aufgegeben worden, allerdings haben wir zu berücksichtigen, daß die Inschriften und Papyrusrollen, die uns vorliegen und aus denen wir diese Anschauungen gewinnen, den Tempeln und Gräbern angehören, also im Zusammenhang mit der Hierarchie stehen, daß wir das religiöse Bewußtsein des eigentlichen Volks, der niedern Klassen, nicht beurtheilen können. Diese waren sicher vollkommen unbekannt mit den abstracten Vorstellungen der Priester, mit dem Glauben an einen Gott, denn die Priester hielten diesen vor allen Unberufenen auf

das sorgfältigste verborgen; außer ihnen wurden nur die Könige in die Mysterien eingeweiht. Wo wir aber Anrufungen, Hymnen, Gebete an die Localgötter finden, überall tritt das monotheistische Element zu Tage; die Götter werden meist als Incarnationen des obersten Gottes: Hanti, Nu oder wie er sonst noch genannt wurde, betrachtet und oft auf einen alles das übertragen, was andern zukam. Beweise dafür ließen sich in großer Menge beibringen; wir wollen uns aber nur auf einige Beispiele beschränken.

Lauth (Aus Aegyptens Vorzeit) citirt aus dem Papyrus Bulaq II. einige Bruchstücke der berühmten Hymne an Amon-Ra: „Lob sei dem Amon-Ra, dem Stier in Anu, dem Haupte aller Götter . . . Herrn des Weltthrones, dem größten im Himmel, dem ältesten auf Erden, Geber der Dauer und des Bestehens der Dinge, dem Einzigen . . . Vater der Götter, der die Menschen geschaffen und die Thiere gebildet, Herr der Wesen, welcher die Fruchtbäume und Kräuter machte, zu ernähren das Vieh Schöpfer dessen, was oben und was unten ist, Schöpfer der Erde Heil dir Amon-Ra, du Herr des Weltenthrones, dessen Stadt (Theben — Diospolis) seinen Ausgang liebt!“

Ähnlich lautet der Hymnus, den A. Linke (Beiträge zur Kenntniß der altägyptischen Briefliteratur) mittheilt:

„Amen-Ra! Er hat Anfangs die Herrschaft geführt, er ist Gott von Uranbeginn an, Beschützer der Elenden! . . . Ihn bestechen nicht die Gaben des Schuldigen, er läßt nicht Zeugen kommen, er beachtet nicht bei seiner Entscheidung leere Versprechungen. Amen-Ra! Er thut kund die innersten Gedanken! Er bezeichnet den Schuldigen, ihn zum Feuer und den Unschuldigen zur Rechten.“

Von Ptah heißt es im Tempel zu Denderah (Brugsch-Bey, Geschichte Aegyptens): „Meister der göttlichen Schaar,

welcher geschaffen hat die Wesen. Alle Dinge sind geworden nachdem er war. Er ist der Herr der Wahrheit und der König der Götter.“ Im Isisempel zu Philä wird von Ptah erwähnt: „welcher geschaffen hat die Wesen, welcher gebildet hat Menschen und Götter mit seinen Händen“ „Er ist der Vater der Anfänge, welcher geschaffen hat das Ei der Sonne und des Mondes.“ . . . „Vater aller Götter, der zuerst Seiende.“

Osiris wird auf vielen Grabsteinen in ähnlicher Weise angerufen: „Osiris, großer Gott, Spender des Guten, Gebieter beider Welten“ 2c.

In einem Hymnus an den Nil (Hymne au Nil etc. par G. Maspero) wird auch dieser in solcher Weise wie Ptah und Ra angerufen und wiederholentlich mit diesen identificirt. Er wird Begründer der Gesetze genannt, ihm Alles zugeschrieben, was existirt. „Die Menschen jauchzen dir zu, die Götter verehren furchterfüllt den Gott, welcher seinen Sohn zum Herrscher und Erleuchter beider Welten gemacht hat.“ 2c.

Wie sich aus diesem ursprünglich monotheistischen Glauben die großen Götterkreise entwickelt, wie ihr Cultus sich mit dem der Thiere verbunden hat, kann nur andeutungsweise erwähnt werden.

Der Urgottheit steht am nächsten Amun, Amon, Amen 2c. und Ptah, Patah 2c.; ja, wir wären berechtigt, beide Gestalten unter einander und mit der Singottheit zu identificiren. Ptah war der Hauptgott von Memphis, Amun als Amun-Ra der von Theben. Untersuchen wir genauer, was für eine Idee diesen Gestalten zu Grunde liegt, so können wir sie als erste Emanationen Gottes, als Vertreter des Urstoffes, der indifferenten Urmaterie betrachten. Amun wird auch der Verborgene bezeichnet und dadurch dem unsichtbaren

Gott gleichstellt. Selbst Schöpfer seiner Selbst muß er sich auflösen in die Zweiheit als Vater und Sohn und zwar wird die Urschöpfung versinnbildlicht durch das Weltei, das aus dem Munde der Urgottheit hervorgeht. Diese, in besonderer partialer Verkörperung von Amun als Kneph bezeichnet, weist den Charakter der Luft und des geistigen Urprincips auf, hat als Symbol die Schlange, die die Weltkugel umschließt. Neben Kneph erscheint die Göttin Neit, mit dem Geier als Symbol; sie können wir deuten als die Materie insofern sie fruchtbar ist. Zu diesem Götterpaar haben wir das andere Sevek und Pacht zu rechnen, in denen Zeit und Weltordnung verkörpert sind. Diese vier, zusammen die Einheit bildend, können als erstes Göttergeschlecht gelten. Aus ihm entwickelt sich nun ein zweites, in dem die Urkräfte in ihren Beziehungen zur Erde vertreten erscheinen. Amun mit dem Beinamen Harsaph oder Ment und dem Symbol der schöpferischen Lebenskraft: dem Wibder, tritt als Schöpfer auf, dem Ptah, das Urfeuer, als Bruder zur Seite steht, beide sind die Kinder der Luft, des Geistes: Kneph. Seveks, des Zeitgottes, Kinder sind Ra, die Sonne, und Ah, Jah, Joh, der Mond; Ra beherrscht die Oberwelt, Jah die Unterwelt. Pacht, bald als reisende Löwin und mit dem Namen Suchet, bald als geschmeidige Kaze mit dem Namen Bast bezeichnet, löst sich auf in Sate, das Princip der Helle, und Hathor das des Dunkels, während Neit in Pe und Anufe Himmel und Erde verkörpert. Aus diesem Göttergeschlecht gehen weitere Verbindungen hervor, so werden Amun und Ra combinirt und symbolisch dargestellt als Wibder mit der Sonnenscheibe auf dem Kopfe. Es fehlt in dieser Periode des Götterlebens auch nicht an dem Princip des Bösen, dieses tritt auf in dem Zeitgotte Sevek, der nummehr den Namen

Seb erhält. Er erregt gegen die Götter einen Kampf, der mit seiner Unterdrückung endet.

Das dritte Göttergeschlecht zeigt die Naturkräfte in ihrer Beziehung auf den Menschen, d. h. den Aegypter, und hier treten uns zuerst ethische Elemente in göttlicher Gestalt entgegen wie Ma, Mat, die Göttin der Gerechtigkeit, Thot, das Princip des Lichts, der Urquell aller geistigen Offenbarung, der Ordner des Staats, der Schöpfer der Gesetze. Der eigentliche Herrscher dieses Geschlechts ist aber der Nil, Otkam (woraus das griechische Okeanos entstanden ist). Das vierte Geschlecht endlich besteht aus den Kindern der Neit, Nuth und hat als Hauptgestalten Osiris, den Ordner des Staats, mit seinen Söhnen Horus und Anubis, von denen der erste die Herrschaft der Oberwelt, der letzte die der Unterwelt inne hat; Arueris (Herales); Isis, die Göttin des Ackerbaus; Nephthi, Nephthys, die Göttin der Familie. Typhon oder Set ist das böse Princip, der Feind des Osiris; alles Verderbliche wird ihm zugeschrieben; Set wird auch als Gold gedeutet.

Der spätesten Zeit gehört endlich Serapis an, der mit Osiris gleichzustellen ist. Die hervorragendsten Götter wurden von den Aegyptern auch als die Götterkönige bezeichnet.

Prüfen wir endlich, welche Götter aus der großen Masse am meisten hervorragen, so finden wir folgende Dreitheiten: in Heliopolis oder Anu (An der Bibel) nach Lauth: Harmachis, das ist Horus am Horizonte, die aufgehende Sonne; Ra die Mittagssonne; Tum die Abendsonne. In Memphis sehen wir zwei Triaden, die ältere ist Ptah-Sofar-Osiris; die jüngere Ptah-Suchet-Imhotep. Ptah-Sofar-Osiris sind unter einander ihrem Wesen nach verwandt, die Schöpferidee in dreifacher Verkörperung liegt ihnen zu Grunde. Ptah-Suchet-Imhotep sind Vater, Mutter und Sohn, ebenso wie die Triade von Theben: Amun-Nuth-Chonsu und die über

das ganze Land anerkannte: Osiris-Isis-Horus. Die letzte Dreieheit ist die bedeutendste, und zahllose Deutungen sind an ihr versucht worden.

Die ägyptische Religion wurzelte sonach in dem Bestreben des Geistes, die Räthsel der Natur zu lösen und fand bald ihren Abschluß in der Erkenntniß der absoluten Wahrheit, des Göttlichen, unter der Vorstellung eines einzigen unsichtbaren Wesens, des Schöpfers alles Bestehenden. Der Volksgeist ließ aus dieser Einheit die Göttergeschlechter hervorgehen, weil er die Einheit nicht zu fassen vermochte. Das erste Geschlecht besteht nun aus den verkörperten kosmischen Urstoffen, die sich in männliche und weibliche theilen. Aus ihm entringt sich das Geschlecht der Elementargötter: daran schließt sich das der staatsbildenden Factoren, der Principien der Weltordnung, die, durch die Astronomie und den Ackerbau mit den Gestirnen und dem Nil in Zusammenhang gebracht, auch die Erscheinungen des Himmels und der Erde vertreten und sich endlich in Beziehung auf den Menschen zu Trägern sittlicher Principien umgestalten.

Nehmen wir dazu die Wortspiele, die hoch entwickelte Symbolik, die Verbindung mit dem Thiercult, so erhalten wir die ungeheure Masse jener Göttergestalten, die wie Nebelbilder einen Augenblick feste Formen annehmen, um sich im nächsten wieder in das mystische Dunkel der Symbolik zurückzuziehen, für das die Hierarchie allein den Zauberschlüssel verständiger Erklärung besaß. Die Triaden sind überall Emanationen des Ureinen, wo diese unter einander der Idee nach gleich sind, charakterisiren sie das Wesen eines Theils der Gottheit in seinen Entwicklungsphasen, meist aber löst sich die Einheit in das männliche und weibliche Princip auf, die in dem Sohn ihren Abschluß erhalten; mit ihm wird der Ring gebildet, der symbolisch das Wesen der Natur zusammenfaßt.

Was endlich die Verbindungen dieser religiösen Vorstellungen mit dem Thiercult anbelangt, so zeigt sich in dem letztern zunächst deutlich der Ueberrest jener Glaubensform, die wir mit Totemismus bezeichneten. Das eingeborne Volk verehrte in den Thieren Schutzgötter, und die Priester, nicht wagen, diesen Glauben vollständig zu unterdrücken, weil er den Volksmassen durch lange Gewohnheit gebräuchlich geworden war, brachten die hamitischen Anschauungen mit jenen in Verbindung und schufen durch Symbolik diese wunderbaren Combinationen, die für das ganze Culturleben Aegyptens und für die Kunst von so hoher Bedeutung geworden sind. Wie Ptah, um die Entstehung aus dem Keim darzustellen, in Zwerggestalt gedacht, so wurde er auch in kleinster Form als heiliger Käfer, Scarabäus, symbolisirt. Als irdischer Vertreter der obersten Gottheit wurde der Pharao betrachtet und seine Lebens- oder Herrscherjahre durch das Bild des Sphinx versinnbildlicht, eine Verbindung vollendeten Menschenthums, angedeutet durch den Sitz der Geisteskräfte, den menschlichen Kopf mit der im Löwenkörper zur Anschauung gebrachten höchsten physischen Kraft.

Im Apis, dem Stier, dessen Abzeichen so selten waren, daß das Auffinden eines solchen Thieres als ein hohes Glück betrachtet und im ganzen Lande gefeiert wurde, stellte man sich eine Verkörperung des Osiris vor; zugleich repräsentirte er einen astronomischen Zeitabschnitt: die Rückkehr des Mondes in die Stellung, die er vor 25 Jahren an demselben Tage eingenommen.

Der Instinct der Thiere belehrte die Aegypter über eine höhere ihnen inwohnende Kraft, diese nahmen sie als einen Ausdruck des Göttlichen an und verbanden die Göttergestalten nach Maßgabe ihres Charakters mit Attributen und

Körpertheilen der Thiere, deren instinctives Verhalten dem Wesen und Grundcharakter jener am nächsten entsprach.

Der Geist der Nation zeigt sich vornehmlich in den Vorstellungen vom Leben nach dem Tode, und diese sind durch das Todtenbuch hinlänglich bekannt geworden, das als Ganzes oder theilweise den Individuen der höhern Gesellschaftsklassen auf den Weg ins Jenseits mitgegeben wurde. Ein aus 42 Besitzern bestehender Gerichtshof hatte vor der Bestattung am See Möris oder an dem Ufer des Nil das Urtheil über den Todten zu sprechen und nur wenn dasselbe günstig ausfiel, wurde die Beisetzung in der Nekropole gestattet. Die Begräbnißplätze waren überall im Westen der Wohnorte der Lebenden angelegt und die Ausstattung derselben war eine der Hauptaufgaben des Lebens. Denn sehr frühzeitig entwickelte sich die Idee des Lebens der Seele nach dem Tode und ihrer Rückkehr in den Körper nach 3000 Jahren. Die Vorstellung der Wanderung der Seelen derer, die Unrecht begangen, war eine Schlussfolge, die bei dem Geist strenger Gesetzmäßigkeit, der die Aegypter beherrschte, sich bald aus dem Rechtsgefühl entwickeln mußte. Diese Anschauungen wurden daher Veranlassung, den Körper des Todten so gut als möglich zu conserviren und seinen Aufenthaltsort so schön auszustatten, als es die Mittel erlaubten, was die Pharaonen durch den Bau der Pyramiden erstrebten, der in dem Augenblick des Regierungsantritts begonnen wurde.

Der Lauf der Sonne war das Bild für das Leben auf Erden und die Sonnenbarke daher auch das Gefährt, auf dem der Todte in das Jenseits eingehend gedacht wurde; zuweilen heißt es allerdings auch von der Seele, sie sei wie ein Vogel zum Himmel emporgeflogen. Osiris, der untergegangenen nächtlichen und winterlichen Sonne, wurde die Herrschaft und das Richteramt zugewiesen, jeder Todte aber wurde

durch das Betreten des Nachtreiches selbst zum Osiris und so bezeichnet. So lautet die Inschrift auf dem Sarge König Mentaura in der Uebersetzung von Brugsch-Dey:

„Osiris gewordener
König Aegyptens
Mentaura,
Immerdar Lebender,
Kind des Olympos,
Sohn der Urania,
Erbe des Kronos!
Ueber dich strecke sich
Und es bedecke dich
Die göttliche Mutter dein —
Urania,
In ihrem Namen
Als: Himmelsgeheimniß.
Möge sie walten,
Daß du werdest wie Gott,
Bar aller Leiden,
König Mentaura,
Immerdar Lebender!“

Ähnliche Inschriften finden sich auf zahllosen Grabsteinen und Särgen.

Das Leben im Todtenreich beginnt wieder mit einem Gericht über die Seele vor dem Gotte Osiris — der im Todtenbuch mit hundert Namen und Titeln belegt wird — und 42 andern Göttern, von denen jeder seinen juridischen Spezialrayon hat, in dem er die Untersuchung leiten und das Urtheil fällen muß. Die Einführung des Todten in diese Gerichtshalle und Alles, was dazu gehört, bildet den Schwerpunkt des Todtenbuches, und die betreffenden Capitel waren es hauptsächlich, die den Verstorbenen am häufigsten in das Grab mitgegeben wurden; das ganze Werk findet sich nur in wenigen Exemplaren. Copien desselben und seiner Theile wurden meist von den Schreibern in größern Massen

vorrätzig gehalten, so daß nur der Name des Verstorbenen, seine Titel und Würden noch an der dafür offen gelassenen Stelle einzutragen waren.

Das ganze Buch, dessen Entstehung nach Lauth der Zeit vor 2700 v. Chr. angehört, zerfällt seinem Inhalt nach in drei große Abtheilungen, in denen die Schicksale des Todten vom Augenblick der Bestattung bis zum Leben in den elyäischen Gefilden in einer an das Dramatische streifenden Weise geschildert werden. Alle nur möglichen Gefahren und Abenteuer hat der Todte auf dieser Wanderung zu bestehen, und Kapitel 31—42 handeln allein von der Bekämpfung der Thiere, die dem Typhon geweiht sind. Der Todte, der im ganzen Werke selbstredend und handelnd auftritt, hat aber alle Theile des Körpers der Fürsorge der guten Götter anvertraut, so heißt es: beschützt werden „die Haare von Nunpe; das Gesicht von Ra; die Augen von Hathor; die Ohren von Tapheru; die Nase von Chentsechem; die Lippen vom Anubis; die Zähne von Selt; der Hals von Isis; die Arme vom großen Geiste, dem Herrn von Tattu; der Ellenbogen von der Neith, der Herrin von Sais“ u. s. f.

Da nun das Leben in jener Nachtwelt ein Spiegelbild des irdischen und im Todtenbuche durch scenische Darstellungen in Bildern illustriert ist, so wird dieses Werk zu einer unschätzbaren Quelle der Erkenntniß des ganzen Culturlebens des ägyptischen Alterthums; in viele Zweige gewerblicher Thätigkeit wird uns durch dasselbe ein sicherer Einblick gewährt. Scenisch am interessantesten, seiner Idee nach charakteristisch, die Manier der ägyptischen Zeichenkunst und Malerei treu spiegelnd, ist das Bild, das das Todtengericht in der Halle der zweifachen Gerechtigkeit darstellt, in jeder Hinsicht wichtig und bedeutend. Ohne Perspective, wie alle Erzeugnisse der zeichnenden Künste Aegyptens, bemüht es sich,

einen großen Saal zur Anschauung zu bringen, dessen Hinterwand mit Fries und Hohlkehle abschließend, den Hintergrund für die reiche Scenerie der Gerichtssitzung bildet; auf beiden Seiten befindet sich je eine Säule, die zusammengebundene Lotosblumen nachahmen. Zur Linken auf einer Art Thronfessel sitzt Osiris, mit den Zeichen seiner Würde, dem Krummstab und der Geißel in seinen Händen. Zur Rechten tritt der Todte ein, der von der Göttin der Gerechtigkeit Ma empfangen wird und mit den Worten, die über seiner Gestalt verzeichnet sind, Osiris anruft und um Aufnahme bittet. Die Mitte des Bildes nimmt die Waage ein, auf deren Spitze ein hundsköpfiger Affe, das heilige Thier des Thot, sitzt. In der Waagschaale zur Rechten liegt das Herz des Verstorbenen, oftmals symbolisirt durch eine Urne, daneben steht der Todte selbst, das Resultat der Wägung erwartend. Auf der linken Schaale steht eine kleine Statue der Göttin Ma, die zuweilen durch das Symbol der Gleichheit, die Straußfeder, ersetzt ist, neben ihr steht der schakalköpfige Anubis, ebenfalls die Wägung prüfend. Horus mit dem Sperberkopfe sieht nach dem an einem Faden hängenden Gewicht, das die Neigung des Waagebalkens anzeigt. Zwischen der Waage und Osiris steht der ibisköpfige Thot, der auf einem Täfelchen das Ergebnis der Wägung notirt. Außer vielen andern Figuren sind unter dem Fries auch die 42 Richter dargestellt, vor denen rechts der Todte kniet, jedoch nicht, um ein Bekenntniß seiner Sünden abzulegen, sondern um zu erklären, welche Sünden er nicht begangen hat. So spricht er unter andern (Brugsch, Erklärung ägyptischer Denkmäler): „Nicht habe ich eine Schändlichkeit vollbracht. Nicht habe ich gestohlen. Nicht habe ich Jemand mit Absicht getödtet. Nicht habe ich mein Beten sehen lassen (vor den Leuten). Nicht bin ich ein Heuchler gewesen. Nicht habe ich das Eigenthum

Gottes gestohlen. Nicht habe ich gelogen. . . . Nicht habe ich verläumbet. . . . Nicht bin ich ein Trunkenbold gewesen. Nicht habe ich die Ehe gebrochen. Nicht habe ich mein Ohr von den Worten der Wahrheit abgewendet. Nicht habe ich geschmäht. Nicht habe ich geschmäht auf den König, nicht habe ich geschmäht auf meinen Vater. Nicht habe ich auf Gott geschmäht. Nicht habe ich losgerissen die Byffusbinden den Todten. Nicht habe ich verachtet Gott in meinem Herzen“ zc.

Wir können daraus hinlänglich erkennen, auf welchen Grundlagen zu allen Zeiten die ägyptische Ethik ruhte, und auf welchen Ursprung wir die zehn Gebote Moses zurückzuführen haben.

Das geistige Leben, alle Vorstellungen, die das Denken der Nation beherrschten, hatten ihr Centrum in der Hierarchie, deren innere Organisation sehr sorgfältig geregelt war, und daß die Priesterschaft durch strenge Gesetze gebunden war, dafür bieten wiederum viele Inschriften, von denen Brugsch-Bey in seinem Artikel: Das Gesetz und die Propheten zc. einige mittheilt, den Beweis. Sie zeigen, daß die Oberpriester stets eine harte Zucht üben und oft selbst die gewöhnlichen Ritualvorschriften in Erinnerung bringen mußten. Die folgende Aufschrift befindet sich an dem großen Horus- oder Sonnentempel zu Edfu:

„Ihr Propheten des Thronsißes des Horus,
Ihr ehrwürdigen heiligen Väter von Edfu,
Ihr heiligen Priester des goldnen Horus,
Ihr Stolischen von Edfu!
Jedweder, der eintritt durch dieses Thor,
Er wahre sich, einzutreten in Unsauberlichkeit:
Darum, weil Gott die Reinheit liebt
Mehr als Millionen von Reichthümern,
Mehr als Hunderttausende von Goldstücken.
Seine Sättigung besteht in der Wahrheit
Und daran hat er sein Wohlgefallen.
Sein Gefallen ist die vollkommenste Reinheit.

Zur Erklärung hierfür diene, daß die eigentliche Priesterschaft in folgende Klassen zerfiel: Priester; heilige Väter; Schreiber; Stolisten; Propheten und Oberpriester.

Die Tempelgesetze waren das Vorbild der Civilgesetze, wie die Priesterschaft ja überhaupt die Gestaltung der Cultur bedingte. Alles resultirt im Interesse des Glaubens und wenn auch die Priester darauf bedacht waren, durch den Glanz der religiösen Feste, durch Processionen und blendende Cultushandlungen, die auf die Sinne der Masse berechnet waren, dieser den Druck, den sie ausübte, weniger fühlbar zu machen suchte, so herrschte sie doch thatsächlich, so hatte sie doch den Staat auf theokratische Basis begründet. Das Kastenwesen und der damit verbundene gesellschaftliche Zwang hatten ebenfalls ihre Hauptstütze in der hierarchischen Organisation, die ihre Ausbildung aus selbstsüchtigen Gründen befördert hatte. Wissenschaft, schöne Literatur, soweit davon die Rede sein kann, wurde in den Tempeln gepflegt, die später zu wissenschaftlichen Hochschulen wurden, an denen nicht allein die Inländer, sondern auch Fremde, besonders Griechen und Juden, ihre Studien machten. Eine der bedeutendsten war die von Heliopolis, die unter Andern auch Pythagoras und Plato besucht haben.

Das Kastenwesen der Aegypter entwickelte sich aus zwei Keimen. Die Besitzergreifung des Landes durch die Hamiten spaltete die Bevölkerung von Anfang an in zwei Klassen, d. h. Kasten, die sich dann weiter nach Maßgabe der gesellschaftlichen Rangklassen theilten, und diese waren durch ungleiche Vertheilung des Besitzes geschaffen worden. War der Kastenzwang nun an und für sich auch ein strenger, wurde absolute Unterwürfigkeit unter die religiösen, Staats- und Civilgesetze von jedem Bürger verlangt, so war die



Individualität doch nicht derart unterdrückt, daß nicht ein überlegener Geist die Schranken, die der Kastenzwang geschaffen, hätte durchbrechen können. Die eigentlich besitzende Klasse waren die Priester, die bis zur Zeit der Ptolemäer auch die weitgehendsten Privilegien und Steuerfreiheit genossen. Nächst ihr war es das Beamtenheer und die höchsten Kreise der Kriegerkaste, die sich materieller Besitzthümer erfreuten; aus diesen Verhältnissen mußte sich denn allmählig der Geist entwickeln, der den Charakter der Aegypter bedingte: der Geist des Egoismus, der sich bei den Herrschenden, Reichen, Gebildeten zu dem des Despotismus ausbildete. Waren die Aegypter ihrem Grundcharakter nach heiter, witzig, zu Spiel und Vergnügen geneigt und so lebenslustig, daß sie während ihres Lebens nur darauf bedacht waren, für die Freuden des Genußlebens nach dem Tode Sorge zu tragen, so waren die höheren Gesellschaftsklassen andrerseits von grenzenlosem Ehrgeiz und Hochmuth erfüllt, die die Veranlassung zu zahllosen Unruhen waren, und häufigen Dynastiewechsel im Gefolge hatten. Die eigentlichen Culturträger, die arbeitenden Classen: der Bauer, der Hirt, der Handwerker, der Schiffer waren nur insoweit geachtet, als sie den Interessen der Besitzenden dienten. Im Gefolge des Ehrgeizes stehen aber Neid, Haß und Habsucht, die kein Mittel scheuen, ihre Ziele zu verfolgen. Gemildert wurden diese Schwächen und Schäden des Charakters durch die religiösen Moralgesetze, deren Nichtbefolgung die Ruhe im Tode stören konnte. Die Institution des Todtengerichts war ein wohlthätiger Damm für die Sturmfluthen des Eigennuzes, denn es stand jedem frei, bei diesem letzten Gericht Klage gegen den Todten zu erheben und dadurch gelegentlich selbst seine Bestattung zu verhindern. Durch sorgfältige Erziehung der Jugend wurde die Achtung vor Sitte und Gesetz

ebenfalls befördert und dem Wuchern der bösen Keime im Charakter entgegenarbeitet.

Der Subjectivismus bildet den Grundzug des ägyptischen Charakters, er bedingt denn auch die ganze Ausbildung des intellectuellen Vermögens. Wissenschaft und Kunst spiegeln nur diesen Factor. Die Grab- und Tempelinschriften sind meist nur Lobeserhebungen und wohlklingende, selbstschmeichelnde biographische Notizen. Alles und Alles wurde nur an dem Ich gemessen, nur in Beziehung zu demselben gebracht und dem praktischen Vortheil entsprechend geschätzt.

Die Wissenschaften dienten in gleicher Weise nur dem Ich, sie wurden nicht als Zweck an sich getrieben, sondern verdankten ihre Ausbildung dem Eigennuß. Die Arzneikunde entspringt ihrer Natur nach dem Selbsterhaltungstrieb und wurde in Aegypten gefördert durch die Mumificirung, d. h. die Fürsorge für das todte Ich. Der Selbstsucht ist es demnach zu danken, daß die ägyptische Heilkunde schon in der frühesten Zeit des ägyptischen Culturlebens einen sehr hohen Aufschwung nahm und über eine sehr große Bibliothek verfügte. Unter den 36 Büchern, die die Priesterlehren behandelten, sollen allein sechs den Krankheiten und ihrer Behandlung gewidmet gewesen sein. Dem Sohn des Protomonarchen Menes: Athotis wurden Werke über Anatomie zugeschrieben. Wenn auch Menes und seine nächsten Nachfolger wohl nur den Werth von Trägern und Begründern der alten Cultur haben und eponymisch entstanden sind, so können wir doch daraus, daß z. B. die Medizin in jener Zeit schon blühend und hoch entwickelt gedacht wurde, erkennen, wie weit der Ursprung der wissenschaftlichen Ausbildung der Heilmittellehre und Krankenbehandlung in das ägyptische Alterthum zurückreicht. Athotis ist in diesem Falle Niemand anders als der anthropomorphe Thot.

Physik und Chemie hingen auf das engste mit der Medizin zusammen und dienten gleichzeitig im Interesse der Hierarchie dem Mysticismus in den Formen der Nekromantie, Zauberei, Alchemie, wie die Mathematik zu gleichem Zwecke der Zahlenmystik und Zahlensymbolik Grundlagen gewährte.

Die Mathematik aber stand andererseits wieder ganz im Dienst der Astronomie, der Baukunst, der Canalisation und Landvermessung. Die Astronomie war für die Regelung der Bebauung des Landes, für praktische Ausnutzung des Nilwassers dringend nothwendig. Die Baukunst diente nicht minder dem subjectiven Egoismus, denn aus Dammbau und Canalbauten hat sie sich entwickelt und die Tempelbauten, die Pyramiden, die Obelisken, die Felsengräber, der See Möris — Alles hatte zum Zweck nur das Wohl, den Ruhm, den Nutzen einzelner Personen, kleiner Gesellschaftsklassen und erst mittelbar kam das Wohl des Landes durch Regulirung der Ueberschwemmung, durch kluge Ausnutzung der Quelle alles Reichthums, des Nilwassers, in Betracht. Die Formen der Dammbauten gaben sogar dauernd die Grundform für alle Kunstbauten her, die äußern Tempelwände, die Pylonen, die Pyramiden weisen keine senkrechten, sondern schräge Wände auf, weil die Erfahrung gelehrt hatte, daß diese besser als jene dem Andrang des Wassers Widerstand zu leisten vermochten. Im Uebrigen schloß die Kunst sich eng an die Natur an, Papyrusstaude und Lotospflanze gaben decorative und constructive Motive her. Die Allegorie und Symbolik in der Kunst fußten ebenfalls auf der Imitation der Natur. Jahrtausendelange Ausübung bestimmter gewerblicher Thätigkeit im Bann der Kastenschranken erhob die Leistungen des Kunstgewerbes auf eine bedeutende Höhe der Vollenbung. Immer aber und überall waltet nur das Praktische vor, die ägyptische Welt, das ägyptische Geistesleben

sind alles Idealismus baar; das Praktische beherrscht die gesammte Cultur, Alles dient nur den subjectiven Interessen.

Die Kunst der Aegypter hat ihre scharf ausgeprägten Entwicklungsperioden aufzuweisen und sie hat Bedeutendes geleistet, die Namen von vielen großen Baumeistern sind erhalten worden, gegründet aber war sie auf das praktische Bedürfnis.

Schöne Literatur suchen wir als Zweck an sich vergebens, denn das Helbengedicht Pentours auf Ramses II. ist nichts als Lobhudelei; die Hymnen und Lieder, die erhalten sind, stehen in directer Beziehung zur Religion und zum Cultus. Ein Roman wie der von Setna, den Brugsch veröffentlicht hat, repräsentirt nicht mehr das ägyptische Alterthum, sondern er gehört einer Zeit an, in der der griechische Geist, der in der objectiven Weltanschauung wurzelte, die Herrschaft übernommen hatte, einer Zeit, in der ein Königsgeschlecht das Scepter führte, das für Kunst, Wissenschaft und Literatur auf das höchste begeistert, weil in griechischem Sinne erzogen, war, ein Geschlecht, dem nicht der materielle Vortheil als höchstes zu erstrebendes Ziel galt, das seine Reichthümer in verschwenderischer Weise den griechischen Idealen zum Opfer brachte.

Fragen wir nun nach der Rolle, die Aegypten in der Geschichte des Geistes der Menschheit gespielt hat, zu welcher Entwicklung die natürlichen intellectuellen Keime in Aegypten gelangt sind, so sehen wir, daß durch die äußern Verhältnisse bedingt, der Subjectivismus sich ausbilden mußte. Er konnte nur auf dem Gebiet des Praktischen, der exacten Wissenschaften zum Ausdruck gelangen. Die Kunst und Literatur standen im Dienst der Hierarchie und waren durch den ägyptischen Grundcharakter an die Formen gebunden, über die der Subjectivismus nur verfügen kann. In der schönen

Literatur finden wir die Lyrik in Gestalt von Hymnen; Mythen im Anschluß an die Vorgeschichte des Landes und die Religion, doch verdichten sie sich weder zum Epos noch zum Drama, den objectivsten Dichtungsformen. In der Kunst walten Mystik, Symbolik und Allegorie vor. Diese Factoren waren für die Interessen der Hierarchie die allein nützlichen, weil eine Vermittelung zwischen dem hohen abstracten Monotheismus und der Vielgötterei des Volks nur mit ihrer Hülfe zu ermöglichen war, daher treten sie auch überall deutlich zu Tage.

Den directen Einfluß des Geistes der Aegypter auf die Welt nachzuweisen, ist nur in wenigen Fällen möglich, voraussetzen müssen wir ihn aber sehr vielfach und zwar als in hohem Grade wirksam.

Die Semiten standen von jeher in directem Verkehr mit den Aegyptern, ja viele Stämme von ihnen gehörten zum ägyptischen Reiche und die Israeliten hatten nicht nur die Cultur, einzelne Sagen, wie die Fluthsage, vielleicht auch die vom Thurmbau zu Babel, sondern vor Allem auch den Glauben Aegyptens angenommen. Der Einfluß der Israeliten und ihrer Literatur, besonders ihrer Religion auf den Geist der Menschheit fällt daher zum größten Theil auf die Aegypter zurück.

Die andern semitischen Völker wurden ebenfalls sehr bedeutend von den Aegyptern beeinflusst, und als die Phönizier den Süden Europas colonisirten, hatten sie bereits viel von der ägyptischen Cultur angenommen und local verarbeitet. Die Vorcultur Griechenlands und Italiens dürfen wir daher nicht allein den Phöniziern zuschreiben, sondern durch sie zugleich auch den Aegyptern; sie waren ebenso wie die Israeliten nur die Vermittler ägyptischer Culturelemente. Die Beweise dafür können Kunst- und Religionsgeschichte für Griechenland auf das deutlichste nachweisen.

Vor der Zeit der Ptolemäer waren die erlauchtesten

Geister Griechenlands bereits mit den Hochschulen der Aegypter bekannt geworden und viele wissenschaftliche Keime waren nach Griechenland übertragen worden. Als nun Alexandria Weltstadt und Centrum der Geistespflege wurde, da verband sich die griechische Wissenschaft mit der ägyptischen und führte diese weiter aus. Als dann die Römer die Herrschaft der Welt an sich rissen, war es Julius Cäsar, der ägyptische Astronomen zur Einführung des Julianischen Kalenders und des Sonnenjahrs in Anspruch nahm, der Zeitrechnung, die die Welt bis auf den heutigen Tag als Erbtheil von den Aegyptern bewahrt hat. In der Astronomie waren die Aegypter überhaupt bahnbrechend gewesen, der Thierkreis von Denderah, ihre Himmelseintheilung u. s. w. brauchen hierfür nur erwähnt zu werden. Mit den Wissenschaften brachen sich allerdings auch ihre „Schmarotzer“ Alchemie, Astrologie, Zahlenmystik, Schwarzkunst, Wahrsagerei, Zauberei Bahn. Viele Worte ägyptischen Ursprungs wie Papier, Bibel, Pyramide, Labyrinth sind durch Vermittlung der griechischen Sprache Gemeingut der Welt geworden.

Wenn wir von Einfluß eines Volks auf ein anderes sprechen, so darf selbstverständlich nicht angenommen werden, das eine sei in directer cultureller Abhängigkeit von dem andern gedacht; Griechenland z. B. von Aegypten. Davon kann höchstens bei einem Verhältniß zwischen Sieger und Unterjochtem die Rede sein, nicht aber bei Völkern, die selbstthätig nationale Culturen entwickelt haben, die die von außen her eindringenden Culturkeime ebenso wie die ihrer eigenen Rasse verarbeiteten.

Subjectiver praktischer Geist, in religiöser Grundlage wurzelnd, ist somit der Keim, aus dem die ägyptische Cultur sich entwickelt hat.

3.

Die mongolische Rasse. China.

Wir modernen Menschen sehen oft über die Leistungen früherer Zeiten und erstorbener Culturvölker mit souveräner Verachtung hinweg, halten nicht nur die letzten Ergebnisse unseres Fleißes und unserer Cultur für die besten, sondern glauben im Princip Alles, was den sogenannten civilisirten Völkern unserer modernen Welt und vor Allem den dem Namen nach christlichen angehört und eigen ist, als das einzig Existenzberechtigte und Vollkommenste hinstellen zu müssen, verlieren dabei aber den klaren Blick für den Gang der Entwicklung der Menschheit, für die Rolle, die jeder Zweig derselben zu spielen, für die Aufgabe, die er im Völkerconcert zu erfüllen berufen war und erfüllt hat, ganz aus den Augen, kommen zu einer Ueberhebung, die uns über unsere relativen Leistungen vollkommen täuscht und werden durch unsere subjective Weltanschauung mit solcher Blindheit geschlagen, daß wir über dem Dogmatismus der Selbstverherrlichung schließlich vergessen, daß wir Menschen sind und mit allen unsern — noch so bedeutenden — Leistungen doch nur die Brücke bauen zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, daß wir der Welt nicht das Siegel aufdrücken, ihr nicht endgültige Gestaltung verliehen haben.

Allerdings ist diese Erscheinung durchaus nicht unge-

wöhnlich; jedes Volk hat zu jeder Zeit seine Cultur für die höchstentwickelte und vollkommenste gehalten — so betrachtete der Hellene, so der Chineser jeden Ausländer als Barbaren. In unserer Zeit aber sollte man annehmen, müßte die verallgemeinerte Kenntniß der Ergebnisse der Wissenschaften alle Vorurtheile und veralteten ethnographischen Anschauungen längst überwunden, eine genauere Bekanntschaft mit den Culturzuständen aller Zeiten weiteren Kreisen vermittelt haben. Trotzdem aber brauchen wir nur in die Geschichtswerke zu blicken, die auf den Schulen zur Anwendung gelangen, um zu erkennen, daß gerade in ihnen, die die gewichtigsten Begründer richtiger und zeitgemäßer Kenntnisse sein sollten, doch noch sehr viel zu finden ist, was mit der modernen Weltanschauung einerseits und den Wissenschaften andererseits nicht mehr zu vereinbaren ist, und meist sind es religiöse Rücksichten, die das Aufgeben des Veralteten verhindern. Blicken wir in Reiseswerke, so finden wir auch selbst in ihnen oftmals nur angeführt, was in früherer Zeit über die betreffenden Länder geschrieben worden ist. Da eine sichere, genaue Beobachtung und Untersuchung aller Verhältnisse dazu gehört, den Charakter eines Volkes und seine Leistungen gebührend und mit der nöthigen Objectivität zu würdigen, heute aber die dazu erforderliche Zeit nur selten vorhanden ist, man sich in Folge dessen meist begnügt, sich von Allem eine allgemeine oberflächliche Ansicht zu erwerben, so kommt es oft vor, daß die Reisenden sich auf eine vieldeutige Phrasologie beschränken, sich den durch die Autorität ihres Alters eingebürgerten Anschauungen anschließen, sie wiederholen und dieses Bekannte nur durch neue geistreiche Aperçus allgemeinen Charakters zu würzen suchen. Daher kommt es, daß die thatsächlichen Verhältnisse, die wir in andern Ländern finden, oft vollkommen von den Vorstellungen abweichen, die wir

von Kindheit an in uns aufgenommen haben. So ist es auch mit China; was wir von dem Lande wissen, beschränkt sich auf das in einigen von den Vätern ererbten Phrasen Ausgesprochene. Den Zopf betrachten wir als das Charakteristicum des Chinesen, während doch diese Haartracht erst durch die Mandschu-Dynastie den Bewohnern des himmlischen Reiches aufgezwungen ist, weshalb sie auch von den Stockchinesen nicht angewandt wird. Die große Mauer wird als das verkörperte Symbol der Erstarrung und Isolirung angesehen und ihr eigentlicher Zweck und Werth, die Ursachen, die die Schaffung dieses Riesenbaues veranlaßten, werden darüber außer Acht gelassen. Die Cultur, glaubt man, ist heute so geblieben, wie sie vor 2000 Jahren war, und doch hat sie, wie die aller andern Völker, nicht einen Augenblick still gestanden, sondern ist dem Gesetz der Wandlung gefolgt, wenn auch, dem Charakter des Volks entsprechend, langsam. Wir vergessen ferner nur zu leicht, daß es kein Reich giebt, das eine längere Dauer aufzuweisen hat, denn im dritten Jahrtausend v. Chr. erscheint es bereits als fest organisiert und ist heute noch an Flächenraum das zweite, an Einwohnerzahl das erste der Erde. Ihm gehört ungefähr ein Drittel der Menschheit an.

Versuchen wir nun zu ermitteln, wie sich die allgemein menschlichen Urkeime dort im fernsten Osten entwickelt, wie die Geisteskräfte sich dort Ausdruck verschafft haben.

Bei weitem mehr als ein Drittel der gesammten Bevölkerung der Erde gehört der mongolischen oder hochasiatischen oder mittelasiatischen Rasse an, deren ursprüngliche Wohnsitze wir neben denen der Mittelländischen zu suchen haben: in den Hochländern Mittelasiens. Von dort breiteten sie sich zunächst nach Norden und Nordosten aus, drängten die Hyperboreer aus den von diesen besetzten Ländern des

höchsten Nordens und zwangen sie, nach Osten, dem Norden Amerika's und westlich nach Nordwesteuropa zu entweichen; nachdem die nächstgelegenen Ländermassen besetzt worden, wandten sich andere Mongolenstämme frühzeitig nach Westen und arbeiteten auf dem Boden Europas den später kommenden Indogermanen vor, vor denen sie sich dann, so weit sie sich mit ihnen nicht vermischten, was wohl nur zum kleinsten Theil geschah, nach Norden zurückzogen. Auch nach Osten und Südosten müssen von den Stammländern aus in unermittelbar früher Zeit Wanderungen mongolischer Horden stattgefunden haben, denn, als die Chinesen von ihren Gebirgssitzen in die Flußthäler hinabstiegen, fanden sie die Länder daselbst bereits von den Miao-Tse, den „Söhnen der Erde,“ besetzt, die sie nach dem Süden drängten, wo sie sich heute noch befinden, und diese von den Chinesen als Urbewohner, Aboriginer, betrachtete Bevölkerung gehört erwiesenermaßen ebenfalls der mongolischen Rasse und zwar den Thaitstämmen an. Die dunkelfarbigen Urbewohner Japans waren wohl Malaien.

Die spätern Völkerwanderungen historischer Zeit, vom achten Jahrhundert v. Chr. beginnend; die große Wanderung vom dritten bis fünften Jahrhundert n. Chr.; die Heereszüge Dschingischans und der Türken gingen gleichfalls von den Mongolen aus, denn fast alle Völker, die hierbei in Betracht kommen, gehörten dieser Rasse an und die indogermanischen wurden meist nur durch die Wanderung jener in die Völkerbewegung hineingezogen. Heute ist der ganze Osten des asiatischen Festlandes bis zur Tschuktschen Halbinsel im Norden und bis an die Sundainseln im Süden im Besitz der Völker mongolischer Rasse; Japan, alle Länder nördlich und östlich vom Himalaya und Hindukusch bis zum Eismeer hinauf, der ganze Norden Rußlands, die nördlichen Gestade der Ostsee, die

von den Finnen und Lappen besetzt gehalten werden, gehören auch den Völkern mongolischer Rasse an, zu der auf europäischem Boden noch das Mischvolk der Magyaren, die Türken, viele Stämme im südlichen Rußland zu rechnen sind, dessen slavische Stammbevölkerung von mongolischen Elementen stark durchsetzt ist.

Bei der ungeheuren Ausdehnung der Länderstrecken, die diese Rasse früher inne hatte und heute noch besitzt, liegt es auf der Hand, daß die einzelnen Völker derselben wesentlich verschieden von einander sein müssen. Ja, selbst der leibliche und daher auch der psychische Grundtypus der Rasse ist unter dem Einfluß äußerer Verhältnisse nicht wenig verwischt, auch die Sprachen divergiren in ihrem Charakter in hohem Grade von einander und während mehrere im Stadium der Einförmigkeit stehen geblieben sind und zwar gerade die der höchstentwickelten Völker, nämlich der Bewohner Chinas, sind andere, und zwar wunderbarer Weise die der wenigst civilisirten Stämme des Nordens, fortgeschritten und zeigen einen complicirten Organismus. Die Ursachen für diese Erscheinung sind im Allgemeinen in dem, was über die Sprachentwicklung gesagt worden, bereits angedeutet. Auch die gemeinsamen religiösen Anschauungen haben die verschiedenartigsten Gestalten angenommen. Viele Zweige ferner, besonders die des uralischen und altaischen Stammes, haben auch in Folge des intimen Verkehrs mit civilisirten Völkern ihren Grundcharakter eingebüßt, haben ihren uralten Glauben ganz aufgeben müssen, zeigen daher nur undeutlich die Spuren des mongolischen Wesens und sind somit auch für die Ermittlung der Urzustände des Menschengeschlechts nur mit größter Vorsicht zu benutzen. Aus allen diesen Gründen kann man oft nur mit Mühe den Zusammenhang erkennen, der zwischen den entfernt von einander wohnenden Stämmen besteht.

Was allen gemeinsam war, ist in der Hauptsache Folgendes.

Ursprünglich führten sie alle ein Nomadenleben und manche Stämme, ja große Völker im höchsten Norden und in den mittelasiatischen Steppen, besonders östlich vom Aralsee, haben den Nomadencharakter bis auf den Augenblick bewahrt; manche von ihnen, wie die Bewohner Sibiriens, sind durch das Rennthier, das ihr einziges Besitztum bildet, zu beständiger Wanderung gezwungen; sie müssen ihren Heerden im Sommer nach den Niederungen am Eismeer und im Winter von dort nach den südlichen Steppen folgen. Andere Stämme betreiben je nach der Beschaffenheit des Landes Fischfang und Jagd, so z. B. die Stämme der Altaier, die im Süden des russischen Sibiriens in dem Altaigebirge hausen. Nur wenige beschäftigen sich mit Viehzucht im eigentlichen Sinne des Wortes; und zum Ackerbau sind fast nur die Völker Chinas fortgeschritten. So können wir an den Gliedern der mongolischen Rasse die hauptsächlichsten Culturformen in allen Stadien ihrer stufenweisen Entwicklung studiren.

Der staatliche Organismus basirt bei ihnen allen auf der gleichen natürlichen Grundlage, auf dem einfachsten Ausdruck des Gesellschaftstriebes: der Familie. Selbst das ungeheure chinesische Reich hat diese primäre Gesellschaftsform beibehalten und ist nichts anderes als eine einzige große Familie. Das patriarchalische Staatsleben hat sich überall rein erhalten; daraus aber ergeben sich weitere Folgen, die das Culturleben aller mongolischen Völker aufweist, vor Allem die Ehrfurcht der Kinder vor den Eltern und Alten, die, auf das religiöse Gebiet übertragen, zum Ahnencultus wird und auf dem culturellen Conservatismus ergiebt, der die Pflege des Aeltestlichen, aller Institutionen der früheren Zeiten nationalen Lebens zur Pflicht macht. Das bedingt weiter

die Moral, kurz die ganzen Gewohnheiten und Sitten, das ganze Denken und Empfinden jener Völker, wie es sich in den respectiven Literaturen ausdrückt.

Alle Naturvölker beweisen, daß ihnen der rhythmische Trieb eingeboren ist; Gesang und Tanz gehören zu den ersten Kundgebungen des Menschenthums bei den Gliedern aller Rassen. Der einfache Ausdruck der Empfindungen wurde in rhythmische Formen gebracht; das Gefühlte wurde als Gedicht und dieses als Gesang unter Musikbegleitung vortragen. Wer am besten zu dichten und zu fingen verstand, war mit Recht hochgeehrt, und wenn wir bei den Finnen Zauberei und Dichtung als beinahe identisch angesehen finden, so ist dies in Anbetracht der religiösen Bedeutung der Zauberei bei diesen und verwandten Völkern nur eine nothwendige Consequenz der im psychischen Rassentypus wurzelnden Anerkennung geistiger Leistungen. Genau dasselbe sehen wir auch im höchstentwickelten Staat der Mongolen: in China ist der Adel nur ein persönlicher und nur durch intellectuelle Leistungen, durch positives Wissen zu erreichen; die Anerkennung ist hier nur anstatt auf das religiöse auf das staatliche Gebiet übertragen. Wollen wir also die Denk- und Empfindungsweise der Völker erforschen, so müssen wir das Volkslied studiren; in ihm finden wir den echten wahren Ausdruck des Volksgeistes, wie die Volksdichtung überhaupt für die Ermittlung der geistigen Leistungen der Völker von höchstem Werth ist. Die Kunstdichtung vermag nur selten den Volksgeist durchaus rein zu erkennen zu geben, sie gleicht dem Kanal, der sorgsam geschaffen worden ist, um die Wasser in eine bestimmte Richtung zu leiten und in Schranken zu bannen, die Volksdichtung dagegen dem Gebirgsbach, dessen Wasser nur dem Gesetz der Bewegung folgen und nicht Schranken und Hindernisse achten.

Die Cultur der niedrigstehenden Stämme ist überaus primitiv, weshalb sie oft mit der anderer Naturvölker dem Studium der Anfänge des Culturlebens hat dienen müssen. In Zelten und Jurten, kleinen Hütten, lebend, fristen diese Völker ihr elendes Dasein unter Anwendung und Ausnutzung dessen, was die Natur ihrer Länder ihnen bietet. Befangen im Schamanismus, abhängig von den Schamanen, den Zauberern, Priestern, Dichtern, Ärzten, die wie höhere Wesen verehrt werden, weil sie durch die ererbten Geheimlehren den Schein individueller Ueberlegenheit erlangen, kennen sie nur, was ihr kleiner Gesichtskreis in sich begreift, beharren dabei und verfallen, weil das Streben zur Weiterentwicklung nicht geweckt wird, in jene stumpfsinnige Trägheit, die sich mit der ewigen Wiederholung und Erneuerung des Alten begnügt. Werden sie aus dieser Gleichgültigkeit nicht durch Verletzung ihrer Unabhängigkeit, ihrer Sitten und Gewohnheiten aufgerüttelt, so erliegen sie allmählig der Eigenart ihrer Natur und bewegen sich im günstigsten Falle Jahrhunderte lang ohne wesentlich fortzuschreiten in den Grenzen des von altersher Eingebürgerten. Fanatisirt und geleitet folgen sie ohne selbständige Ideale denen, die für sie denken und dadurch auch die Bewegung ihrer Körper bestimmen; mit der dem Charakter der Trägheit entsprechenden und oft beiwohnenden Zähigkeit verfolgen sie nun die gekennzeichneten Ziele mit Ungestum, um dann wieder, weil eben der innere Impuls fehlt, die Selbstthätigkeit nicht anerzogen worden ist, in ihre Stumpfheit zurückzufallen.

Die größten Reiche der Welt sind von mongolischen Stämmen begründet worden, sie fielen aber so schnell wieder zusammen wie sie entstanden, weil die Ausnahmen, die selbstdenkenden Individuen, an Zahl nur gering waren und nicht die schwerfälligen Massen so lange in Bewegung zu halten

verstanden, bis der Sporn zum Fortschreiten in ihnen Boden gefunden. Für die geringe Dauer der großen Mongolenreiche war der Umstand von Wichtigkeit, daß die Gründer meist rohe Horden im Gefolge hatten, die, geblendet durch die höhere Cultur, die sie in den eroberten Reichen vorfanden, der Versuchung nicht widerstehen konnten, sich dieselbe zu eigen zu machen; die Folge davon war, daß ihre physische und moralische Kraft, durch die plötzlich veränderten Verhältnisse überspannt und dadurch bald geschwächt, ihre Leistungs- und Widerstandsfähigkeit binnen Kurzem gebrochen wurden. Von Natur friedliebend und gastfrei, ja wie die Altaier offenherzig, treu und zuverlässig, schlugen die Mongolen sofort in das Gegentheil um, wenn ihre geringfügigen subjectiven Interessen verletzt werden. Wie stark bei allen Gliedern der mittelasiatischen Rasse der Trieb zur Unabhängigkeit ausgebildet ist, sehen wir aus der Geschichte der einzelnen Völker sowie aus ihren Wanderungen deutlich, und wenn sie, wie die Finnen und Lappen, in dauernde Knechtschaft kommen, so verzehren sie sich in einer eigenthümlichen Passivität, die sich nur in sentimentalen Dichtungen ausdrückt; in ihnen spiegeln sie ihren Kummer, wohl erkennend, daß physischer Widerstand vergebens ist. Der Freiheitsdrang der Magyaren bestätigt, wie sehr sich dieses Volk auch von den fernen asiatischen Stämmen unterscheidet, doch auch das über den Grundcharakter der Rasse Gesagte.

Das Religionswesen der uncivilisirten Stämme gipfelt in der Verehrung der Verstorbenen, in undeutlichen Vorstellungen vom Leben der Seele nach dem Tode, von der Seelenwanderung und was den Religionen aller mongolischen Stämme eigen, ist der hochentwickelte Ahnencultus, der den Glauben an Geister und Zauberei zur nothwendigen Folge hat. Ein einfacher Naturdienst war überall die Grundlage,

der Himmel wurde als männliches, die Erde als weibliches Princip verehrt; aus ihrer Verbindung dachte man sich das Bestehende hervorgehend, während die Vermittlung durch die Manen der Verstorbenen hergestellt wurde. Dieser einfache Glaube erforderte keinen Priesterstand und keine Tempel; allmählig aber überließ man den Verkehr mit den Geistern der Verstorbenen, mit dem leuchtenden Himmel und den Gestirnen doch den Schamanen, Zauberpriestern, die die Unwissenheit ihrer Landsleute gehörig ausnützten und die erlangte Macht in ergiebigster Weise zu verwerthen wußten. Eine Neigung zum Fetischismus machte sich dann mit der Zeit geltend und beeinflusste den Charakter jener Religionen; Abwehr des Bösen durch Opfer und Gebete blieb aber die Grundlage derselben.

Alle Völker mongolischer Rasse zeigen den rhythmischen Trieb sehr stark entwickelt; sie sollen alle einen großen Liederreichtum besitzen und alle Handlungen von Wichtigkeit mit Gesang begleiten. Daß das Lyrische zunächst vorwaltet, liegt nahe, denn der Ausdruck subjectiver Empfindungen bildet nach und neben der Gestaltung der Mythen die erste Form der geistigen Thätigkeit; unter welcher Gestalt die Lyrik auftritt, das hängt meist von den äußern Einflüssen ab. Die unendlich große Verehrung des Patriarchalischen mußte auch viele historische Erinnerungen der Vorzeit in mythischem oder anderem Gewande zur Folge haben und in der That wird uns von den Samojeben, Ostjaken, Mongolen, Kalmüken u. A. berichtet, daß sie Erzählungen, also epische Dichtungen, in Prosa und Versen von oft sehr bedeutender Länge besitzen. Da sie der Schrift entbehren, muß das Gedächtniß geschärft, der ganze Schatz altväterischer Ueberlieferungen von Generation auf Generation mündlich übertragen werden, geschätzt sind demnach aber wieder am meisten diejenigen Individuen,

welche sich viele solche Schöpfungen des Volksgeistes eingepägt haben.

Die gewöhnlichen Volkslieder sind wie bei den Naturvölkern so häufig von sentimentaler Färbung, wie auch die Musik bei solchen meist traurige Stimmung aufweist. Der instinctive Ausdruck der Empfindungen muß bei dem Naturmenschen leicht diese Tendenz annehmen, weil Freude über die Befriedigung der Sehnsucht, über Erfüllung des Wunsches viel später kundgegeben wird als die Betrübniß, das Erstrebte nicht erreichen zu können, die Angst vor Gefahren; diese Empfindungen quälen ihn und bedingen den Charakter der Rhythmen und Töne, in denen sie sich aussprechen.

Werfen wir wenigstens einen flüchtigen Blick in die Dichtungen der Esthen, Finnen und Magyaren. In ihrer nationalen Entwicklung behindert, durch einen fremden Glauben in geistige Banden geschlagen, mußte der kindliche naive Geist erstickt werden, aber trotzdem gelang es dem Fremdartigen bis heute doch nicht ganz, die Eigenart zu ertöden. (Herder, Stimmen d. Völker.)

Die Fahrt zur Geliebten.

Lappländisch.

Sonne, wirf den hellsten Strahl auf den Orra-See!

Ich möchte steigen auf jeden Fichtengipfel,

Wüßt' ich nur, ich sähe den Orra-See.

Ich stieg' auf ihn und blickte nach meiner Lieben,

Wo unter Blumen sie jezo sei.

Ich schnitt ihm ab die Zweige, die jungen frischen Zweige,

Alle Nestchen schnitt' ich ihm ab, die grünen Nestchen. —

Hätt' ich Flügel, zu dir zu fliegen, Krähenflügel,

Dem Laufe der Wolken folg' ich, ziehend zum Orra-See.

Aber mir fehlen die Flügel, Entenflügel,
 Füße, rubernde Füße der Gänse, die hin mich trügen zu dir.

Lang genug hast du gewartet, so viel Tage,
 Deine schönsten Tage,
 Mit deinen lieblichen Augen, mit deinem freundlichen Herzen.

Und wolltest du mit auch weit entflieh'n,
 Ich holte dich schnell ein.

Was ist stärker und fester als Eisenketten, als gewundene Flechten?
 So sichts die Lieb' uns unsern Sinn um,
 Und ändert Will' und Gedanken.

Knabenwille ist Bindeswille,
 Jünglingsgedanken lange Gedanken.

Wollt' ich alle sie hören, alle —
 Ich irrte ab vom Wege, vom rechten Wege.

Einen Schluß hab' ich, dem will ich folgen,
 So weiß ich, ich finde den rechten Weg.

Es spricht hieraus eine zarte Empfindung, ein lauterer Gemüth, eine einfache, aber gesunde Moral, diese Factoren aber sind gespiegelt in und durch die Natur; die Bilder sind ihr entlehnt, die Liebe zur Natur ist eines der kräftigsten Merkmale aller Dichtungen jener Völker, wie der dem Naturleben noch nahestehenden überhaupt.

Die Liebe zu den Hausthieren ist ein anderes Kennzeichen dieser Dichtungen. (Herder a. a. D.)

An das Kennthier.

Lappländisch.

Kulnajak, Kennthierchen, lieb Kennthierchen, laß uns flink sein,
 Laß uns fliegen, bald an Stell' und Ort sein,
 Sümpfe sind noch weit daher,
 Und haben fast kein Lieb mehr.

Sieh da, dich mag ich leiden, Raiga-See,
 Leb wohl, du guter Kailva-See,
 Viel schlägt mir's schon das Herze
 Auf'm lieben Raiga-See.

Auf, Kennthierchen, liebes, auf,
 Fliege, fliege deinen Lauf!
 Daß wir bald an Stell' und Ort sein,
 Bald uns unsrer Arbeit freu'n. u. s. w.

Die Innigkeit des Familienlebens spricht deutlich aus
 den ethnischen Hochzeitsliedern. (Herder a. a. D.)

Schmüd' dich, Mädchen, eile, Mädchen,
 Schmücke dich mit jenem Schmucke,
 Der einst deine Mutter schmückte.
 Lege an dir jene Bänder,
 Die die Mutter 'einst anlegte.
 Auf den Kopf das Band des Kummers,
 Vor die Stirn das Band der Sorge,
 Setze auf den Sitz der Mutter,
 Tritt auf deiner Mutter Fußtritt;
 Weine, weine nicht, o Mädchen,
 Wenn du bei dem Brautschmuck weineest,
 Weineest du dein ganzes Leben.

Dank' dir, Jungfrau, schöne Jungfrau,
 Daß du deine Treu' bewahret,
 Daß du deinen Wuchs gewachsen.
 Jetzt führen sie zur Hochzeit
 Frohe Schwestern, schöne Schwestern,
 Ist dem Vater keine Schande,
 Ist der Mutter keine Schande,
 Bringt dem Bruder keinen Schimpfhut,
 Nicht der Schwester Schimpfesworte.
 Dank dir, Jungfrau, schöne Jungfrau.

Herzchen, Blümchen, gold'nes Mädchen,
 Wenn ich deinem Vater diene,

Wenn ich deiner Mutter diene,
 Dann bist du die Meine;
 Herzchen, Blümchen, süßes Mädchen,
 Noch muß ich mir selber dienen,
 Bin noch nicht der Deine.

Daß die Esthen und Finnen auch noch heute in der Knechtschaft nicht völlig abgestumpft sind, erhellt aus dem Lied vom Kriege, aus dem andererseits auch Gemüth und rührende Bilder des Familienlebens hervortreten. (Herber a. a. D.)

Lied vom Kriege.

Esthnisch.

Schon erscholl die Post des Krieges,
 Schon erging der Ruf der Feindschaft.
 „Wer von uns geht nun zum Kriege?
 Jüngster Bruder, größter Bruder!
 Die höchsten Hüte, die schönsten Pferde,
 Die stolzesten Pferde, die deuschesten Sättel!“ —

Eilig rüstet' ich den Bruder,
 Rüstet' ihn und unterwies ihn:
 „Lieber Bruder, guter Bruder,
 Reit' nicht vorwärts, bleib' nicht rückwärts,
 Denn der Feind erschlägt die ersten,
 Und der Feind erschlägt die letzten.
 Dreh' dich mitten in den Krieg hin,
 Halt dich nah' am Fahrenträger,
 Denn die Mitte kommt nach Hause.“

Bruder kam zurück nach Hause,
 Ging vor seines Vaters Thür:
 „Vater, komm, erkenn' den Sohn!“
 Vater kam und kannt' ihn nicht.

Ging vor seiner Mutter Thür:
 Mutter, komm', erkenn' den Sohn!“
 Mutter kam, erkannt' ihn nicht.

Ging vor seines Bruders Thür:
 „Bruder, komm', erkenn' den Bruder!“
 Bruder kam, erkannt' ihn nicht.

Ging vor seiner Schwester Thür:
 „Schwester, komm', erkenn' den Bruder!“
 Schwester kam, erkannt' den Bruder —

Woran kannt' ich meinen Bruder?
 Kann' ihn an den kurzen Kleidern,
 Kann' ihn an dem niedern Mantel.
 „Lieber Bruder, guter Bruder,
 Sag', erzähle mir vom Kriege!
 Sprich, wie lebt man in dem Kriege?
 Ist im Kriege auch das Weib lieb?
 Lieb das Weib, die Gattin theuer?“

„Liebe Schwester, kleine Schwester!
 Zieh mir auß die staub'gen Kleider,
 Wisch' mir ab den blut'gen Degen,
 Dann erzähl' ich dir vom Kriege.

„Nein, im Krieg' ist nicht das Weib lieb,
 Nicht das Weib, die Gattin theuer!
 Lieb im Krieg' ist blanker Degen,
 Lieb im Krieg' ist wadres Pferd,
 Das den Mann vom Kriege rettet.
 Lieb, zu wechseln Feindes Degen,
 Das Gewehr aus Feindes Hand.“

Wie schön — und derartige Lösungen finden sich häufig — daß gerade die Schwester den Bruder erkennt. Das weibliche Geschlecht ist in allen diesen, wie auch in slavischen Volksdichtungen mit einer Achtung und Liebe behandelt, die wohlthätig contrastirt gegen die sociale Lage des weiblichen Geschlechts bei vielen auf wesentlich höherer Culturstufe stehenden Völkern.

Die Finnen hatten eine starke Neigung zur Epik und

die Runen, d. h. die einzelnen Lieder, die die vermenschlichten Volksgötter behandeln, besonders den alten Wäinämöinen, sind zum Epos Kalewala zusammengezogen worden. In der Zauberei liegt der Schwerpunkt dieser Dichtungen und diese ruhen ursprünglich auf heidnisch religiösen Vorstellungen, wie das Epos fast überall aus der Mythologie hervorgeht. Der Charakter des Kalewala ist in hohem Grade phantastisch, der Geist aber entspricht dem der esthnischen Dichtungen. Die Gleichmäßigkeit der äußern Formen mit denen des Dichtens anderer nordischer Völker slavischer und germanischer Abstammung will dabei wenig sagen, denn oft rufen die gleichen klimatischen und socialen Verhältnisse gleiche Erscheinungen im poetischen Schaffen hervor, andererseits sind auch die Gegenstände vielfach im allgemein Menschlichen begründet, so daß bei solcher äußern Gleichmäßigkeit nicht immer auf einen fremden Einfluß geschlossen werden muß; überhaupt können wir bei solchen Schlüssen nicht vorsichtig genug verfahren, wenn wir uns vor Täuschungen bewahren wollen. Das finnische Epos hat z. B. auch manche Aehnlichkeit mit den Dichtungen der Kelten, mit denen die Finnen jedoch in keinem Zusammenhang standen. Die Achtung vor der Dichtung tritt deutlich in der Nacht zu Tage, die Wäinämöinen zugeschrieben wird. Wie ein Orpheus zieht er Alles an sich (Scherr, Bildersaal 2. 522):

Spielt der alte Wäinämöinen,
Nicht gab's zu der Zeit im Walde
Thiere, laufend auf vier Füßen,
Die mit langen Stelzen gingen,
Die nicht kamen zuzuhören,
Um bewundernd sich zu freuen.

Lustig sprang das munt're Eichhorn,
Kletterte von Ast zu Aste;

Näher kamen Hermeline,
 Setzten sich dort an die Säune,
 Auf den Fluren hüpfte das Glenn,
 Luchse theilen selbst die Freude.

Es erwacht der Wolf im Sumpfe,
 Von der Haide selbst erhebet
 Sich der Bär vom Tannenlager,
 Aus dem fichtenreichen Dickicht;
 Läuft der Wolf durch weite Strecken,
 Kommt der Bär durch lange Säune,
 Setzt sich endlich an dem Zaune,
 Läßt sich nieder an der Pforte,
 Daß der Zaun zum Stein sich senket.
 Auf den Hain die Pforte stürzt;
 Steiget dann auf eine Fichte,
 Wälzt sich hin zu einer Tanne,
 Um dem Spiele zuzuhören
 Und bewundernd sich zu freuen.

Alle Vögel in den Lüften,
 Alle Schwinger zweier Flügel
 Kamen munter da geflattert,
 Kamen eiligst angeflogen,
 Um die Töne anzuhören,
 Um bewundernd sich zu freuen. u. s. w.

Kullerwo's Tod aber spiegelt die ganze an das Ossian'sche
 streifende Gemüthsstiefe jener Völker, die solche Dichtungen
 schaffen und an ihnen Gefallen finden konnten.

Kullerwo, der Sohn Kalerwo's,
 Kehrete in die Heimath wieder,
 Zu dem elterlichen Hause,
 Zu des Vaters weiten Fluren,
 fand die Stuben leer und öde;
 Keiner kam, ihn zu umarmen,
 Keiner ihm die Hand zu drücken.

Auf den Heerd legt er die Hand jezt,
Ganz erkaltet sind die Kohlen;
Daran merkt der Angekommne,
Daß die Mutter nicht mehr lebet.

In den Ofen steckt die Hand er,
Kalt sind längst des Ofens Steine;
Daran merkt der Angekommne,
Daß sein Vater nicht mehr lebet.

Auf den Boden sieht er nieder,
Sieht den Boden ungesäubert;
Daran merkt der Angekommne,
Daß die Schwester nicht mehr lebet.

Zu dem Landungsplatze geht er,
Sieht kein Boot am Landungsplatze;
Daran merkt der Angekommne,
Daß sein Bruder nicht mehr lebet.

Bricht der Jüngling aus in Weinen,
Weint den ersten Tag, den zweiten,
Läßt die Klagewort' ertönen:
Meine Mutter, du Geliebte,
Hast du nichts zurückgelassen,
Daß ich friste dieses Leben?"

Aus dem Grabe ruft die Mutter,
Aus der Erde mahnt den Sohn sie:
„Nach mir blieb ein schwarzer Jagdhund,
Nimm den Hund dir zum Begleiter,
Geh' mit ihm in Waldes Tiefen,
Zu des Waldes Töchtern walle,
Zu der blauen Mädchen Wohnung;
Dort erbitte dir die Wegkost,
Flehe dort um Speisegabe.“

Kullerwo folgt den Worten seiner Mutter, aber ohne es zu wissen und zu wollen, begeht er eine Sünde und sofort beschließt er, sich den Tod zu geben:

Da ergreift Kullerwo jach das
 Scharfe Schwert an seiner Seite;
 Er betrachtet es und wendet's,
 Fragt und forscht mit großem Eifer,
 Fragt um Schwertes Willensmeinung,
 Ob es auch Behagen finde,
 Von Verbrechers Fleisch zu kosten,
 Schulbefecktes Blut zu trinken.

Schwert verstand den Sinn der Worte,
 Schwert errieth des Mann's Gedanken,
 Gab den folgenden Bescheid ihm:
 „Warum zehrt' ich ohn' Behagen
 Von verbrecherischem Blute?
 Warum tränk' ich ohn' Behagen
 Blut des schulbefeckten Mannes?
 Muß ich doch das Fleisch der Unschuld,
 Blut des Unbefleckten kosten.“

Kullerwo, der Sohn Kalerwo's,
 Stößt den Griff fest in den Boden,
 Drückt den Knopf tief in die Haube,
 Kehrt die Spitze seiner Brust zu,
 Drückt sie in den eignen Busen,
 Weiht sich so dem raschen Tode.

Also war der Tod des Jünglings,
 War das Ende Kullerwoimens,
 War der Untergang des Helben,
 War der Tod des Unglücksel'gen.

Was die Ungarn anbetrifft, so wurden auch sie in ihrer nationalen Entwicklung gestört, ihre Literatur war für lange Zeit in Abhängigkeit von fremden Einflüssen gebracht; wo aber der eigentliche Volksgeist sich Bahn bricht, und er thut es bei allen Völkern mindestens in den Zeiten der nationalen Bedrängniß, da zeigt er auch heute noch, in den Dichtungen Kisfaludy's, Börösmarty's, Petöfi's Verwandtschaft mit dem

der Rasse, obgleich bei den Magyaren das Moment der Kraft das der düstern Sentimentalität überwiegt und in zügellosem Freiheitsdrang, in der Liebe zur Heimath hauptsächlich zum Ausdruck gelangt.

Volkslied.

Eingezwängt bin ich in Bande
Wie das Roß, das eingespannte;
Meine Freiheit ist voll Trauer,
Wie der Vogel in dem Bauer.

Doch, bin ich einst frei geworden,
Wettl' ich keinen Liebesorden,
Für die Freiheit sterben, leben,
Diese Pflicht ist mir gegeben.

Und Börösmarty's Aufruf beginnt:

Dem Vaterland, o Ungar, halt
Die Treue unbesiegt,
Das — deine Wieg' und einst dein Grab —
Dich hebt und pflegt und deckt.

Auf weiter Erde nirgend sonst
Winkt eine Stätte dir;
Hier mußt du deinem Schicksal steh'n,
Hier leben, sterben hier.

Dies ist der Boden, wo so oft
Floß deiner Väter Blut;
Auf welchem die Erinnerung
Von tausend Jahren ruht u. s. w.

Die Türken endlich, dem Tartarenstamm angehörend und ursprünglich ein Kriegervolk, fanden kein Interesse an Dichtungen und wo sie das Charakteristische der Mongolen noch aufweisen, wie in den wahrscheinlich den Chinesen entlehnten Schattenspielen, die ihren Einfluß in ganz Mittelasien geltend gemacht haben, sind sie doch noch abhängig von den Persern

und Arabern, sei es auch nur in der Wahl der Stoffe. Ihre ganze Literatur zeigt keine Spur von Originalität.

Wenden wir uns nun dem östlichen Asien, den Hauptvertretern der mongolischen Rasse: den Chinesen zu. Wir brauchten eigentlich nur das Charakteristische jener zu potenzieren, um die physische und psychische Cultur des gewaltigen Reiches der Mitte sogleich als Resultat zu erhalten.

Von dem Stammlande aus in die Gebirge des Kienlün und Thianschan gedrängt, mußten die Vorfahren der chinesischen Stammbevölkerung bei erster Gelegenheit, bei der ersten Pression, die auf sie ausgeübt wurde, sich nach Osten hin wenden. In die Ebenen hinabsteigend und dem Lauf der Flüsse folgend, verdrängten sie die Miao-Tse und besetzten die Stromgebiete der beiden großen Flüsse: Hoang-ho und Jangt-se-kiang, sich bis an die äußersten Grenzen des Festlandes, bis an das Meer hin ausdehnend. Als Nomaden stiegen sie von den Bergen herab, der Boden aber und die natürlichen Grenzen, die ihren Wanderungen Ziele setzten, mußten sie bald zu Ackerbauern machen. Das Stammland des heutigen Reiches der Mitte war vorerst nur klein; die häufigen Angriffe wilder angrenzender Horden gegen dasselbe veranlaßten aber zu häufigen Kriegen, diese hatten die höhere Entwicklung der physischen Kräfte und die Vervollkommnung der Waffen zur Folge; dadurch war die Ueberlegenheit der Chinesen den Angreifern gegenüber gesichert, sie besiegten ein Volk nach dem andern, zogen ein Ländergebiet nach dem andern in den Kreis ihrer Staatsgrenzen. Solchen Angriffen ist das chinesische Reich zu allen Zeiten ausgesetzt gewesen, bis es endlich 1644 durch die Mandschus zum letzten Mal und dauernd unterworfen worden ist. Wie kam es aber, daß die Cultur Chinas durch die fremden Angreifer und Eroberer nie in ihrer gleichmäßigen Entwicklung gestört wurde,

daß die Chinesen nicht gezwungen wurden, fremde Cultur anzunehmen, wie es bei den Eroberungen der Römer in jedem Falle geschah? Es ist eine Erfahrung, die das Völkerverleben zu vielen Malen aufzuweisen hat, daß die höher entwickelten Völker ihre Cultur den niedrigerstehenden aufzwingen, wobei das Verhältniß von Sieger zu Besiegten gar nicht in Betracht kommt. Stehen die Völker sich gleich, so durchdringen sich ihre Culturen gegenseitig, es entstehen Mischungen, aus denen zuweilen ganz neue Culturfactoren hervorgehen. Die Völker, die China angriffen und eroberten, standen durchweg auf wesentlich niedrigerer Culturstufe und wenn die der Chinesen auch selbstverständlich nicht durchaus unbeeinflusst bleiben konnte, so wurde sie doch in ihren Grundlagen und in ihrem Charakter nicht erschüttert. Daß die Römer offensiv vorgingen und ihre Cultur in die Ferne trugen, die Chinesen sich stationär und defensiv verhielten, thut hinsichtlich der culturellen Einflüsse von Volk auf Volk wenig zur Sache; beide waren ihren Gegnern gegenüber die höher civilisirten, beide nahmen auch, weil mit praktischem Sinn begabt, von ihren Feinden das an, was ihnen brauchbar erschien.

In dem Maße, wie das Reich sich erweiterte und neue Völkerstämme demselben einverleibt wurden, durchdrangen sich auch die verschiedenartigen Bevölkerungselemente und es entstand allmählig das Mischvolk der heutigen Chinesen. Freilich setzte sich dasselbe aus Gliedern der mittelasiatischen Rasse zusammen, wie ja auch die heutige Mandschu-Dynastie mongolischen Ursprungs ist, jedenfalls aber repräsentiren die Chinesen sonach keinen reinen Stamm.

Wie der Boden der chinesischen Flußgebiete die Einwanderer zwang, zu Ackerbauern zu werden, so bestimmte er dadurch auch überhaupt die Grundzüge der dort entstehenden Cultur, und diese Anfänge des Culturlebens werden, wie



anderswo den Göttern, dort den ersten mythischen Kaisern zugeschrieben, deren Manen göttliche Verehrung genossen. Als sorgfältig organisirtes Reich tritt China in unsern historischen Gesichtskreis, und weil die Vorgultur, die eine sehr bedeutende Zeitdauer voraussetzen läßt, sich der Kenntniß des Menschengeschlechts entzieht, weil die Weiterentwicklung nunmehr nur langsam vor sich gehen konnte, so glauben wir, China sei überhaupt nicht weiter fortgeschritten, sondern habe in dem Zustand beharrt, in dem es sich in den ersten Zeiten seiner Existenz befand. Und weshalb konnte sich China nur langsam weiterentwickeln und sich endlich nicht mehr dem Zwang der Formen entziehen, die unter den gegebenen Verhältnissen dort entstanden waren? Die Ursachen dafür erkennen wir, wenn wir einen Blick auf die Karte werfen. Das allmählig wachsende Reich hatte als Ostgrenze das Weltmeer; im Süden war es durch Gebirge abgeschlossen, im Westen durch solche von bedeutender Höhe, im Norden war es durch die ungeheuren Wüsten der Mongolei begrenzt. Durch diese Bodenverhältnisse war China von der übrigen Welt abgeschnitten und isolirt. Zur Entwicklung bedarf ein einzelnes Individuum und eine Summe von solchen, eine Nation, des äußern Impulses, der Anregung. Selbst die höchsten Fähigkeiten können nur eine einseitige Richtung bei ihrer Ausbildung einschlagen, wenn nicht fremde Factoren anregend wirken. Die Völker Westasiens waren in steter Bewegung, die Rassen durchdrangen einander, bedingten gegenseitig ihre Geschichte und Cultur, förderten gegenseitig die ihnen innewohnenden Kräfte; China nahm in seinen Bereich immer nur Stammgenossen auf, die derselben Rasse angehörten, deren Grundstimmung, geistige Befähigung und Weltanschauung die gleiche war, so konnte es über die Eigenart der mongolischen Rassenatur nicht herauskommen, die Entwicklung konnte nur innerhalb der

Grenzen der großen nationalen Individualität vor sich gehen, sich immer nur im Kreise bewegen, das einmal entstandene konnte nur potenziert werden. Das ist es, was China endlich den Stempel aufdrückte, an dem wir heute jedes Product seines Fleißes erkennen, deshalb mußte der Chinese sich auf die minutiöse Ausbildung des Bestehenden beschränken und konnte keinen weltmännischen Blick — im modernen Sinne des Worts — gewinnen. Sein Reich war für ihn die Welt, was außerhalb desselben, jenseits der schwer zu passirenden Grenzen lag, würdigte er seiner Beachtung nicht, weil er zur Genüge erfahren hatte, daß seine Cultur bei weitem höher entwickelt war als die aller Nachbarn; daher kam bei ihm der nationale Stolz, der alles Nichtchinesische für barbarisch hielt, gerade so wie bei dem Griechen und aus denselben Gründen zum Ausdruck. Dieser Stolz war durchaus berechtigt. Heute freilich, da die Cultur nach Westen gegangen und sich hier so herrlich entfaltet hat, muß dieser Stolz vom europäischen Standpunkt aus lächerlich erscheinen; in ihm zeigt sich aber vor Allem und auch heute noch ein echter Patriotismus, der den modernen civilisirten Völkern in nicht geringem Grade abhanden gekommen ist, und eine Innigkeit des Familienlebens, wie sie ebenfalls in der civilisirten zum Kosmopolitismus treibenden Westwelt selten angetroffen wird. Das Bedeutende, die Vorzüge der chinesischen Eigenart, sollten wir aber ebenso wenig verachten, wie über die Krebsgeschäden, die jener Staat aufweist, hinwegsehen, denn wahre Selbsterkenntniß setzt die unbefangene vorurtheilsfreie Würdigung der großen Leistungen und der berechtigten Eigenart heterogener Elemente, die Erkenntniß der Zusammengehörigkeit aller Glieder der Menschheit voraus.

Der chinesische Staatsorganismus wuchs langsam aus der Grundform der Familie hervor, den Charakter derselben

stets bewahrend. Das Culturleben hat daher auch viele interessante Erscheinungen aufzuweisen, die von denen anderer Länder wesentlich abweichen; einige derselben, so weit sie das geistige Leben der chinesischen Nation spiegeln, wollen wir heranziehen.

Der Boden Chinas birgt in sich die kostbarsten mineralischen Schätze, und war im Stande Alles zu liefern, was die Bevölkerung brauchte, so daß China zunächst keiner fremden Produkte bedurfte. Die anstrengende Arbeit, die zur Rugbarmachung des Landes nöthig war, die wachsende Concurrrenz, die durch das Wachsen der Bevölkerung und des Reiches hervorgerufen wurde und die das Leben und Verdienen erschwerte, nahmen alle Kräfte in Anspruch, ließen wenig Zeit zu geistiger Thätigkeit übrig und dies war die Ursache, daß die intellektuellen Kräfte nur nach der praktischen Seite hin entwickelt wurden. Diese Neigung zum Praktischen ist den Chinesen stets geblieben, und hat auch ihr Denken stets beherrscht.

Die zu den verschiedenen Stammgenossenschaften gehörenden Familien hatten den Boden unter sich vertheilt; mit Consolidirung des Reiches ging derselbe dann in den Staatsbesitz über und wurde von der Regierung den Pächtern zugewiesen. Diese gleichmäßige Vertheilung des Ackergrundes, und des Besitzes somit, brachte auch Gleichmäßigkeit in das gesammte Culturleben, weckte den Geist der Gleichheit und da die locale Naturreligion keinen subtilen Cultus, keinen Priesterstand erforderte, der durch seine wachsende Macht und Anmaßung die Gleichheit hätte stören können, so entstanden keine tiefgreifenden socialen Spaltungen, die das Rassenwesen hervorrufen mußten. Die communistische Tendenz, die wir in patriarchalischen Staaten fast immer finden, hatte zur Folge eine Ausgleichung der Pflichten und Rechte; die Landesvertheidigung wurde von allen waffenfähigen Männern besorgt, denn, obgleich der Charakter der Bevölkerung im Grunde ein

friedlicher war, so unterzog sich doch jeder der unangenehmen Last des Kriegsdienstes so lange, als es das Interesse des Vaterlandes forderte und dieses System allgemeiner Wehrpflicht verhinderte die Ausbildung einer Kriegerkaste. Der Mangel bevorzugter Stände ließ keinen Erbadel aufkommen, und zu allen Zeiten haben selbst die Kaiser und die Provinzialfürsten, deren Lehnsverhältniß zu jenen dem der Kinder zum Vater entsprach, keine andere Geltung gehabt als die der Väter großer Familien. Der Fürstenrang vererbte sich allerdings, aber nur so lange, als die betreffenden Fürstenhäuser die Herrschaft besaßen; strenge Gesetze beugten der Möglichkeit der Entstehung des Geburtsadels vor, indem sie bestimmten, nach welcher Zeit das Erbrecht der Fürstenhäuser erlösche. Dem entspricht auch das Verhältniß des Volkes zu seinem Kaiser und den Fürsten. Diesen wird die höchste Verehrung zu Theil, die man den Menschen nur angedeihen lassen kann, jedoch nur so lange, als die Fürsten nach den uralten, im Volksgeist wurzelnden, durch ihn geschaffenen Gesetzen des Landes regieren. Werden diese verletzt, so ist der Thron damit erschüttert und die sicher geregelte Selbstverwaltung der Gemeinden bildet den Uebergreifen der centralen Staatsgewalt gegenüber ein Gegengewicht von höchster Bedeutung, so daß durch diese einfache und natürliche Organisation das Gleichgewicht nur schwer in staatsgefährlicher Weise gestört werden kann. Der lediglich auf das Praktische, Nützliche und Rationelle gerichtete Geist des chinesischen Volkes duldet keine Uebergriffe aus einer Rechtsphäre in die andere, ohne doch dem Individuum Schranken zu setzen, durch die ihm die Möglichkeit der Entfaltung seiner Fähigkeiten benommen wird. Jeder kann in China Alles werden und Alles erreichen, vorausgesetzt, daß die gesetzlichen Bestimmungen eingehalten werden, daß seine Leistungen das Individuum zu der Stellung be-

rechtigen, die es erstrebt. Der häufige Wechsel der Dynastien, der Provinzialfürstenthümer hat nie zu erheblich tiefgreifenden Wandlungen Veranlassung gegeben. Hatte heute ein Kaiser oder Fürst seine Befugnisse übertreten, den Volksgeist in den von ihm geschaffenen Gesetzen verletzt, so wurde er und seine Dynastie gestürzt und es war für diese keine Aussicht vorhanden, die verlorene Stellung durch Gewalt wiederzuerlangen, weil die Centralregierung keine Kräfte zur Verfügung hat, auf die sie unter allen Umständen rechnen kann, die ihr, dem Willen des Volkes entgegen, in ihren Willküracten Beistand leisten. Der Geist der strengen bürokratischen Gesetzmäßigkeit ist so tief gewurzelt, daß die Verletzung desselben nie in weiten Kreisen Unterstützung finden kann. Denn der Adel wird allein repräsentirt durch den Stand der Mandarinen, zum Eintritt in diesen berechtigt aber nur die individuelle Befähigung. Nur wer die nöthige Zahl der vorgeschriebenen Gramina in der gehörigen Weise abgelegt hat, kann Anspruch auf die einem jeden Grad der Leistungsfähigkeit entsprechenden Stellen machen, und wäre das Beamtenthum der Centralregierung wirklich geneigt, die Uebergriße des Kaisers und seiner Regierung zu unterstützen, so würden die Lehnfürsten und die Gemeinden mit ihrem Beamtenthum sich dagegen erheben. Mit derselben Leichtigkeit wie es die eine Dynastie aufgibt, wendet sich das Volk einem andern selbstgewählten oder durch die dem Volksgeist treu anhängenden Fürsten gewählten Herrscher zu, vorausgesetzt, daß dieser den Vaterpflichten der Nation gegenüber in vorgeschriebener Weise genügt.

Unter diesen Voraussetzungen ist es leicht erklärlich, daß auch die communistischen Ideale im Reich der Mitte wiederholtlich kräftigen Boden fanden, daß unter der Regierung des Kaisers Schen-Tzung im 11. Jahrhundert n. Chr. sogar

eine socialistische Reorganisation des Staates stattgefunden haben soll; die innere Haltlosigkeit habe jedoch, so wird berichtet, das System durch sich selbst binnen Kurzem zu Falle gebracht. China hatte aber seit langen Zeiten und hat auch heute große und mächtige geheime Gesellschaften, die sich in der Hauptsache allerdings gegen die Mandschudynastie richten, indefs auch der Socialismus hat in China viele Anhänger und zwar unter den Conservativen, da die Verfassung des Alterthums das Princip der Gleichheit vertreten hatte.

Das Staatsleben und die Staatsidee hatten natürlich auch in China ihre Entwicklungsphasen durchzumachen und zwar wurde die Bewegung durch den Feudalismus hervorgerufen, wie bis in die neueste Zeit der Kampf der Centralregierung gegen die der Provinzen Del gewährt, das die Staatsmaschine im Gang erhält. Unter der Dynastie Tschu, zur Zeit Lao-Tse's und Kong-Tse's im 6. Jahrhundert v. Chr., wurde das Reich durch die Emancipation der Feudalfürsten dem Herrscherhause gegenüber dem Verfall nahe gebracht, es gelang aber dem letztern doch, seine Herrschaft zu behaupten, und nach alten Principien eine Reform durchzuführen, die dem Conservatismus der Chinesen zusagte, den Staat aber ganz dem Mandarinenthum, d. h. dem Bureaukratenthum, preisgab, während die patriarchalische Grundform allerdings, wie bis auf den heutigen Tag, unverletzt blieb. Der Kaiser betrachtet sich als Vater der 400 Millionen Bewohner seines Reiches, wird auch von diesen so betrachtet und demgemäß verehrt, so daß von einer Despotie im Sinne der islamitischen Staatsidee in China keine Rede ist.

Was einerseits das große Reich vor dem Verfall beschützte, wirkte auf der andern Seite schädigend, insofern es Schranken hervorrief, die die innere Entwicklung der Cultur, hauptsächlich aber die des Geistes, in empfindlichster Weise

hemmten, ja die Erstarrung nach sich zogen, die als ein Characteristicum des Chinesenthums betrachtet wird. Wir sahen nämlich, daß ein bevorzugter Stand in China nicht existirte, daß jedes Individuum durch Ausbildung seiner Fähigkeiten und seiner Eigenart Alles erreichen konnte, und hier haben wir nun zwei gewichtige Gesichtspunkte ins Auge zu fassen. Einerseits erhellt aus dem bezeichneten Umstand deutlich, daß die Individualität keineswegs erstickt war, daß der Sohn des niedersten Beamten ebenso die höchste Staatsstellung erlangen konnte wie der Fürstensohn, aber die Entwicklung durfte nur innerhalb der durch den Volksgeist geschaffenen und im Patriarchenthum begründeten Gesetze und Formen vor sich gehen. Es war das Schema, die Schablone von vorn herein durch den nüchternen praktischen Geist der Chinesen für Alles festgestellt worden; dieser Rahmen durfte nicht überschritten werden. Allerdings müssen wir nicht vergessen, daß auch dieser Rahmen im Laufe der Jahrtausende ausgedehnt wurde, natürlich aber immer nur in Uebereinstimmung mit dem mongolisch-chinesischen Charakter und seinen Staats- und Culturidealen bleiben mußte, über das Nationale unter keinen Umständen hinausgehen konnte, weil man Fremdes überhaupt nicht kennen lernte.

Wir müssen erstaunen, wenn wir sehen, wie früh alle socialen und Staatsverhältnisse bereits unter feste Regeln gebracht waren, wie selbst die unscheinbarsten Details sorgfältigste Beachtung gefunden und genau begrenzt waren. Es durfte Niemand leben wie er wollte, sondern mußte sich genau nach der vom Staat bestimmten Lebens- und Hausordnung richten; das Verhältniß der Kinder zu den Eltern, ihr Benehmen, die Formen des Verkehrs waren einem strengen Regelzwang unterworfen; die Kleider, die die verschiedenen Gesellschaftsklassen tragen durften, waren bestimmt; Luxus-

gesetze verboten übermäßigen Aufwand; kurz, das Leben des Individuums war wie das ihm vom Staat zur Bebauung übergebene Stück Landes den Verfügungen desselben unterworfen. Beamte wurden in die Provinzen geschickt, um den sittlichen Lebenswandel der Bevölkerung zu prüfen, um zu untersuchen, ob die Ländereien gut verwaltet wurden; war dies nicht der Fall, so konnte der Staat die Güter wieder einziehen. Daneben wurde Alles durch das Nützlichkeitsprincip beherrscht, durch einen nüchternen berechnenden Rationalismus, dessen Einfluß sich nur in der Ausbildung des Bestehenden bethätigen konnte.

Der Staatsvater wandte seine größte Sorgfalt auf die praktische Ausbildung seiner Staatskinder und legte auch jedem Familienvater diese Pflicht auf; das Schulwesen war ebenfalls vom Staat abhängig, die betreffenden Behörden sorgten für die Abfassung der geeigneten Schulbücher, ferner dafür, daß selbst die Kinder der Armen, die am Tage den Eltern helfen mußten, in Abend- und Nachtschulen die nöthige Bildung genossen. Dadurch wurde denn auch das Resultat erzielt, daß es in der männlichen Bevölkerung wenige Individuen giebt, die nicht schreiben und lesen können; der Studienstoff aber mußte im Grunde stabil bleiben. Die Geschichte, die Gesetze und Lieder der Väter, die nationale Ethik und Mathematik bildeten die wissenschaftlichen Materien für die allgemeine Bildung, und die wurden immer wieder so verarbeitet, wie es vor Jahrhunderten geschehen war. Der starre Regelzwang, die praktische Tendenz, die sich allein überall kundgab, konnte für die psychische Entwicklung wenig vortheilhaft sein, und die hohe geistige Begabung, die den Chinesen auch heute eigen ist, kam nur im Handelsverkehr und Gewerbsleben zum Ausdruck, zeigte sich in berechneter Schlaueit, scharfem Urtheil, sorgfältiger Beobachtung. Das positive Wissen war aber das

einziges Gut, das dem Individuum Ueberlegenheit über seine Mitmenschen verlieh, wer den vorgeschriebenen Studiengang durchgemacht hatte und als Mensch achtungswerth war, konnte die Beamtenkarriere einschlagen, die höchste, die es dort überhaupt gab und giebt. Wissen adelte den Menschen; die Gelehrten bildeten die Aristokratie, die einzige Art von Geburtsadel ist der den Nachkommen Kong-Tse's vererbene. Geadelt oder in ihrem Range erhöht wurden ferner die verstorbenen Eltern oder die Ahnen derjenigen, die sich durch ihre Leistungen besonders hervorthaten, und dadurch ihre Familie ehrten.

War also die Entwicklung der Individualität einerseits nicht durch Kastenschranken begrenzt, so mußte doch die Bewegung innerhalb des engen Rahmens, der durch die Gesetze gegeben war, auf die ganze Cultur hemmend einwirken. Es bildete sich ein Schematismus, ein Schablonenwesen, ein Formencultus, die, unterstützt durch einen ebenso starken Autoritätscultus, wie ihn die alleinige Anerkennung des Alväterischen nach sich zog, jede freie Regung der Phantasie und des denkenden Geistes erschwerten, ja unmöglich machten. Es wurde ein Uniformalismus geschaffen, der die Originalität des Individuums nicht zum Durchbruch gelangen ließ.

Überall und zu allen Zeiten sehen wir den Geist erlahmen, seine Schöpferkraft erschlaffen, wenn er durch das Schema, durch unverrückbare Formen eingeschränkt wird. Die Geschichte der Weltliteratur giebt viele Beweise dafür, daß, sobald dem Geist der Nation das Joch theoretischer Gesetzmäßigkeit aufgelegt wird, derselbe erschlafft und endlich abstirbt. Gerade so ist es mit der Cultur überhaupt; sie erstarrt. Wie bereits mehrfach erwähnt, darf man sich darum nicht vorstellen, daß diese Erstarrung in China eine absolute war; ein Organismus ist, so lange er überhaupt lebt, auch den Gesetzen der Entwicklung unterworfen. Freilich war der

Geist des Formalismus dem Wesen der Chinesen während des Jahrtausende langen Lebens so eingeimpft, daß selbst neue Culturelemente demselben bald zum Opfer fielen. Pedanterie ist auch heute ein Kennzeichen der Chinesen. Ueberhaupt zeigt ein Vergleich der heutigen chinesischen Cultur und Volksmoral mit den Verhältnissen des Alterthums, wie sie sich im Schi-king und Schu-king spiegeln, keineswegs einen Fortschritt zu Besserem, sondern vielmehr eine starke Entartung, und wir sehen, daß auch das strengste Polizeiregiment, bureaukratischer Uniformalismus und Conservatismus ein Volk nicht vor dem inneren Verfall bewahren können; Unselbständigkeit und sklavischer Sinn sind überdies fast immer in ihrem Gefolge.

Die Religion der Chinesen ruht natürlich auf den religiösen Vorstellungen der Rasse; es ist aber interessant, zu sehen, in welcher Weise sich die Grundformen unter dem Einflusse der chinesischen Denkweise ausbildeten. Die praktische Geistesrichtung ließ der Phantasie keinen Spielraum, dagegen veranlaßte die mathematische Regelmäßigkeit des ganzen Staatsorganismus zur philosophirenden Abstraction, zu reiner Verstandesthätigkeit, und wir begegnen der wunderbaren Erscheinung, daß, so weit wir nur in die Vorentwicklung des chinesischen Culturlebens zu blicken vermögen, wir überall das Streben finden, die einheitlich vorgestellte Gottheit selbst der Körperlichkeit zu entkleiden und, man kann sagen, als absolute Kraft, als reinen Geist aufzufassen. Der Himmel Thian oder Ti wird als einziger Gott verehrt; körperlos, aber überall gegenwärtig, beherrscht er Alles, weiß Alles, belohnt die guten, bestraft die bösen Handlungen. Als Ergänzung ist ihm die Erde als weibliches Princip gegenübergestellt; sie sind als Vater und Mutter gedacht. Wie kam es nun, daß die Einheit Gottes sich nicht zum Polytheismus entfaltete, daß die monotheistische Grundvorstellung sich vielmehr zu allen Zeiten

erhalten hat und wohl erst in neuerer Zeit und unter dem Einfluß des entarteten Buddhismus und anderer Systeme dem Fetischismus Raum gegeben hat? Wir können dies erstens aus dem praktischen nüchternen Geist erklären, der für das Phantastische wenig zugänglich war. Wenn man dem entgegenhält, daß die Chinesen der Mythen nicht ganz entbehrten, daß sie sich wunderbare Thiere mit Hilfe ihrer Phantasie schufen, wie den Drachen, der bei ihnen eine so große Rolle spielt und selbst die Kunst beherrscht, so ist darauf zu erwidern, daß kein Volk der Phantasie ganz ermangelt, wie dies aus den Dichtungen der Naturvölker erhellt, und daß die chinesischen Mythen nicht das religiöse Leben bestimmten. Was übrigens im Besonderen den Drachen anbetrifft, so werden diese und ähnliche Thiergestalten, wie sie die Phantasie der Naturvölker geschaffen, von den Sinen auf die vererbte Erinnerung an die ungeheuren und wunderbaren Gestalten der sogenannten antediluvianischen Thierwelt zurückgeführt; Andere erklären sie durch gewaltige Naturerscheinungen. Vielleicht könnte man sie auf den echt menschlichen Zug der Vorliebe am Geheimnißvollen und Schreckenerregenden zurückführen, wodurch uns natürliche Dinge im Dunkeln oder in der grellen Beleuchtung des Blitzes und unter besonderen Gemüthsstimmungen phantastisch verändert erscheinen. Bei Völkern, die den Himmel- und Gestirncultus entwickelt haben, liegt es aber vor Allem nahe, die wunderbaren Wolkengebilde des Gewitterhimmels für die Vorstellung solcher fabelhaften Gestalten verantwortlich zu machen.

Die Wahrung der monotheistischen Glaubensform können wir zweitens auf den Umstand zurückführen, daß die Chinesen dieses System vor ihrer Einwanderung in die Ebenen bereits entwickelt hatten, und im schweren Kampf um das Dasein keine Zeit für die Entfaltung der religiösen Grundideen ge-

wannen. Drittens darauf, daß die Religion und der Cultus nicht der Pflege besonders dazu bestimmter Individuen anvertraut, daß kein Priesterstand geschaffen wurde, der das ihm verliehene Gut in egoistischer Weise zu einem ergiebigen Erwerbsquell, zu einem Mittel der Erpressung gegenüber dem Volke umschuf und zu diesem Zweck die einfachen religiösen Grundvorstellungen durch zahllose Mythen würzte, die dann der Auflösung zum Polytheismus den Weg bahnen mußten.

Freilich sehen wir, daß auch die Chinesen den abstracten Gottesbegriff nicht leicht erfassen konnten. Gott nimmt zuweilen Körperlichkeit an und der Volksgeist schuf sich Vermittler, die den Verkehr des Reiches der Mitte, der Menschenwelt mit der Gottheit herstellten. Diese Vermittler blieben aber auch körperlos und boten keine Gelegenheit zu polytheistischer Umgestaltung, es waren die Seelen der Verstorbenen, die Geister, von denen man sich Alles erfüllt dachte. Es ist ein charakteristischer und edler Zug in der mongolischen Rasse, die Zusammengehörigkeit der Familienglieder zu betonen; es ist der erhabenste Ausdruck des staatenbildenden Gesellschaftstriebes, den Seelen der Ahnen kindliche Dankbarkeit und göttliche Verehrung zu zollen.

Wie die Sorge für die Ausbildung der Körper- und der Geisteskräfte des Volkes Staatssache war, so auch die Sorge für das moralische Gedeihen desselben; auch die Religion, der Träger der Sittlichkeit, war Staatssache. Der Cultus beschränkte sich hauptsächlich auf Opfer und Gebete; die letztern standen im Belieben des Individuums, die Opfer aber wurden durch den Staat geregelt; es war gesetzlich bestimmt, wer dieselben darzubringen hatte. Der Gottheit durfte nur der Kaiser opfern; für die vermittelnden Geister aber war eine Rangordnung geschaffen, nach der die Opfer erfolgen mußten. Diese Opfer und die damit verbundenen

Cultushandlungen fanden unter freiem Himmel oder in den Ahnensälen statt; sie wurden vom Vater des Staats oder denen der Familien vollzogen; der Vater war also zugleich Priester und war verantwortlich für das Seelenheil seiner Angehörigen. Außerdem glaubte man, wie das bei dem gezeichneten Charakter der religiösen Vorstellungen nahe lag, an Vorzeichen aller Art und es entwickelte sich daraus die Sitte, jeder gewichtigen Handlung eine Art von Draufbefragung vorangehen zu lassen; die Geister glaubte man in Folge der Anrufungen gegenwärtig und sie waren meist auch persönlich durch junge Familienglieder, gewöhnlich die Enkelkinder vertreten.

Was den Charakter der Religion noch wesentlich bestimmte und ihren Werth erhöhte, ist der Umstand, daß die Geister, die man verehrte, nur gute waren. Denn was will dies anders sagen, als daß die Vorstellung herrschte, daß die bösen Thaten nicht etwa den Einflüssen böser Geister zuzuschreiben sind, sondern lediglich dem Individuum selbst zur Last fallen, das für seine Thaten durch die irdischen Vertreter Gottes: den Kaiser, oder dessen Organe: die Beamten bestraft wird. Die Religion bot weder durch Fatalismus, noch durch den Glauben an böse Kräfte bequeme Beschönigungsmittel des Unrechthandelns.

Das Leben der Seele nach dem Tode ist durch den Charakter der Religion schon vorausgesetzt, die Vorstellungen einer Vergeltung aber sind nur schwer zu erkennen, obgleich sie sich bei den Anhängern Lao-Tse's, den Tao-Sse, finden. Die Leiden und Strafen des irdischen Lebens wurden als hinreichende Vergeltung angesehen, die durch den Tod ihren Abschluß fand.

Der stark ausgeprägte Geistercultus aber mußte allmählig die Consequenzen nach sich ziehen, die wir auch wirklich später

hervortreten sehen: neben dem Glauben entstand ein crasser Aberglaube, der den kleinlichsten Zufällen Gewicht beilegte; Zauberei, Wahrsagerei und Nekromantie fanden aus demselben Grunde frühzeitig Eingang bei dem niedern Volke.

Auch der Moral, die das alte Reich beherrschte, können wir unsere höchste Anerkennung nicht versagen, und wie war sie entstanden? Die Entstehung der Rechtsbegriffe hielt Schritt mit der Ausbildung des patriarchalischen Gemeindelebens. Das Familienrecht, die Familienmoral wurden Gemeinberecht und Gemeindemoral, diese gestalteten sich zum Volksrecht und zur Volksmoral, als die Gemeinde zum Volk wurde, um dann Staatsrecht und Staatsmoral, und bei der Entwicklung der Staats- zur Reichsidee endlich Theil der Religion zu werden. Der Reichsvater hatte nun dafür zu sorgen, daß diese heiligsten nationalen Güter gebührend geachtet wurden, und wie er selbst und die fürstlichen Provinzialväter oft Reisen unternahmen, um sich selbst über die Zustände der Länder zu unterrichten, so war auch, wie bereits bemerkt, das sittliche Leben des Volks einer strengen Controlle unterworfen und hervorragend lobenswerthe Thaten wurden ebenso an den Hof berichtet und belohnt, wie böse Thaten und schlechter Lebenswandel bestraft wurden.

Doch das Reich erlag dem Schicksal anderer Staaten. Die in ihren Folgen destructiven Culturelemente des Luxus, der gesteigerten Lebensansprüche, der erhöhten Prachtentfaltung, erschütterten China gegen das 6. Jahrhundert v. Chr. und drohten das gute Alte ganz zu vernichten, die gesunde Moral früherer Zeiten zu ertöbten. Da trat ein Mann auf, der, von den erhabensten sittlichen Vorstellungen und Grundsätzen erfüllt und mit philosophischem Geiste begabt, dem Verfall entgegenzuarbeiten suchte: Lao-Tse, der 604 v. Chr. geboren wurde. Den Blick nur auf das Höchste, auf die vollendetste

Gotteserkenntniß gerichtet, ernstes Geistes, von idealistischer Grundstimmung, gelang es ihm allerdings, ein Werk zu schaffen, das sich dem bedeutendsten an die Seite stellen kann, was der Geist der Menschheit je erzeugt hat. Die sublimirten Vorstellungen aber, der orakelhafte Styl, verbunden mit der schwerverständlichen Sprache und dem schwierigen Stoff, die mystische Färbung des Ganzen, waren Veranlassung, daß sein Werk, der Tao-Te-king, das Buch, das das Göttliche und die Tugend behandelt, nur von den wenigsten verstanden wurde, daß seine Nachfolger, die Tao-Sse, vollends auf Abwege geriethen und eine Lehre schufen, der nur die niedern Klassen anhängen, und die mit allen Arten von Aberglauben, Zauberei u. s. f. vollständig durchsetzt ist. Der Tao-Te-king umfaßt die Theologie, Ethik und Politik, und zur Charakteristik wollen wir einiges aus demselben heranziehen.

25. Kap. in der Uebersetzung von Victor v. Strauß:

„Es gab ein Wesen, unbegreiflich, vollkommen, ehe denn Himmel und Erde entstanden. So still! so übersinnlich! Es allein beharrt und wandelt sich nicht. Durch Alles geht's und gefährdet sich nicht. Man darf es ansehen als der Welt Mutter. Ich kenne nicht seinen Namen; bezeichne ich es, nenn' ich's, Tao. Bemüht, ihm einen Namen zu geben, nenn' ich's Groß; als groß nenn' ich's Ueberschwänglich; als überschwänglich nenn' ich's Entfernt; als entfernt nenn' ich's Zurückkehrend. Denn Tao ist groß, der Himmel ist groß, die Erde ist groß, der König ist auch groß. In der Welt giebt's viererlei Große und der König bleibt deren Einer. Des Menschen Nichtmaß ist die Erde, der Erde Nichtmaß der Himmel, des Himmels Nichtmaß Tao, Tao's Nichtmaß sein Selbst.“

Wir werden den Begriff des Tao am besten durch das Göttliche oder Gott ersetzen, um eine sichere Vorstellung zu gewinnen.

1. Kap. in der Paraphrase von N. v. Plaenckner:

„Es giebt ein Tao, welches jedermann verständlich gezeigt werden kann, das aber ist nicht das ewige Tao in seiner ganzen Vollkommenheit. Wollte man demselben einen Namen geben, so würde dieser das ewige Tao doch nicht klar bezeichnen.

Dieses unnenmbare Tao ist der Schöpfer Himmels und der Erde, das dagegen, welches man für jeden verständlich bezeichnen kann, ist die fort und fort erschaffende Kraft der Natur, die Natur selbst, bildlich die Mutter alles Seienden.

Nur der, welcher ganz von Leidenschaften frei ist, wird im Stande sein, das höchste geistige Wesen zu erfassen; der dagegen, dessen Seele beständig von Leidenschaften getrübt wird, sieht nur das Endliche — die Schöpfung“ zc.

14. Kap. (B. v. Strauß):

„Man schaut Ihn ohne zu sehen; . . . man vernimmt Ihn, ohne zu hören; . . . man faßt Ihn, ohne zu bekommen. Diese Drei können nicht ausgeforscht werden; drum werden sie verbunden und sind Einer. Sein Oberes ist nicht klar, sein Unteres nicht dunkel“ zc.

„Nicht hochschätzen Güter schweren Erwerbs, macht das Volk nicht Diebstahl verüben. Nicht ansehen Begehrbares, macht das Herz nicht unruhig.“ (Kap. 3).

„Füllt Gold und Edelgestein eine Halle, vermag es keiner zu hüten. Reich, Geehrt und Hochmüthig bescheert sich selbst sein Unglück Sich selbst zurückziehen ist des Himmels Weg.“ (Kap. 9).

Kap. 11 in der Paraphrase v. Plaenckner's:

„Von der Nabe eines Wagenrades gehen eine Menge Speichen aus, und bilden so das Rad, aber fahrbar wird der Wagen nur durch die Hóhlung in der Nabe, d. h. durch die Negation des Materiellen.

„Man formt zwar die Wände eines Gefäßes aus Thon, aber verwendbar wird das Gefäß nur durch den leeren inneren Raum, d. h. durch die Negation des Materiellen.

„Wenn man ein Haus baut, so muß man Thüren und Fenster in die Mauern desselben brechen, um es bewohnbar zu machen, auch hier ist demnach die Abwesenheit des Stoffes, die Negation des Materiellen, die das Haus erst gebrauchsfähig macht.

„Man sieht daraus, daß das Materielle zwar den Besitz einer Sache bedingt, daß diese aber nur durch das Immaterialielle zur Verwendung kommen kann.“

16. Kap. (B. v. Strauß):

„ Das Ewige nicht kennen, entschlicht und macht unglücklich. Wer das Ewige kennt, ist umfassend; umfassend daher gerecht; gerecht, daher König; König, daher des Himmels; des Himmels, daher Tao's; Tao's, daher fortdauernd: er küßt den Körper ein ohne Gefährde.“

21. Kap. (B. v. Strauß):

„ Tao ist Wesen, aber unfaßlich, aber unbegreiflich. Unbegreiflich! Unfaßlich! in Ihm sind die Bilder. . . . ; in Ihm ist das Wesen. Unergründlich! dunkel! in Ihm ist der Geist. Sein Geist ist höchst zuverlässig. In Ihm ist Treue. Von Alters her bis jetzt verging sein Name nicht, dieweil er allen Dingen den Anfang auserfieht. Woher weiß ich, daß aller Dinge Anfang also? Durch Ihn.“

24. Kap. (B. v. Strauß):

„Wer sich auf den Beinen erhebt, steht nicht fest, wer die Beine spreizt, schreitet nicht fort. Wer sich ansiehet, leuchtet nicht; wer sich recht ist, zeichnet sich nicht aus; wer sich rühmt, hat kein Verdienst; wer sich erhebt, ragt nicht hervor. . . . “

„Der heilige Mensch meidet das Uebersteigen, meidet die Ueberhebung, meidet die Größe.“ (29. Kap.)

33. Kap. (W. v. Strauß):

„Wer andere kennt, ist klug; wer sich selbst kennt, ist erleuchtet. Wer andere überwindet, hat Stärke; wer sich selbst überwindet, ist tapfer. Wer sich zu genügen weiß, ist reich; wer tapfer vorgeht, hat Willen. Wer seinen Ort nicht verliert, dauert fort; wer stirbt und doch nicht untergeht, lebt lange.“

46. Kap. (W. v. Strauß):

„Hat das Reich Tao, so behält man Gangrosse zur Felddüngung; hat das Reich nicht Tao, so leben Kriegrosse im Auslande.“

„Kein größrer Frevel, als Gelüst erlaubt zu nennen;
Kein größres Unheil, als Genügen nicht zu kennen;
Kein größres Laster, als nach Mehrbesitz zu brennen.
Drum, wer sich zu genügen weiß, hat ewig genug.“

53. Kap. (W. v. Strauß):

„Wenn ich hinreichend erkannt habe, wandle ich im großen Tao; nur bei der Durchführung ist dieß zu fürchten: Der große Tao ist sehr gerade, aber das Volk liebt die Umwege. — Sind die Paläste sehr prächtig: sind die Felder sehr wüßt, die Speicher sehr leer. Bunte Kleider anziehen, scharfe Schwerter umgürten, sich füllen mit Trank und Speisen, kostbare Kleinodien haben in Ueberfluß, das heißt mit Diebstahl prahlen; wahrlich nicht Tao haben.“

„Tao ist aller Wesen Vergungsplatz,
Guter Menschen höchster Schatz,
Unguter Menschen rettender Ersatz.“ (62. Kap.)

Ein später Zeitgenosse Lao-Tse's war Kong-Tse oder Kong-Fu-Tse, latinisirt Confucius, der 551 geboren wurde und 479 (478) starb. Auch er erkannte die Nothwendigkeit einer Reform und zwar in conservativem Sinne. War Lao-

Die Idealist, so verfolgte Kong-Tse eine mehr realistische praktische Richtung. Auch er stützte sich auf die Grundvorstellungen der uralten Staatsreligion und richtete sein ganzes Streben auf die Wiederbelebung des Alten, der nationalen Institutionen und Denkweise, war ein strenger Sittenlehrer und auf das eifrigste bemüht, seine hohen ethischen Grundsätze im bürgerlichen wie im Staatsleben zur Geltung zu bringen. Seine Thätigkeit bestand bei dieser seiner Richtung hauptsächlich im Sichten und Sammeln der uralten Producte chinesischen Geistes. Die richtige Mitte zu halten und mäßig zu sein, waren seine Hauptlehren, und daß sein ganzes Wirken und Wesen der Nation durchaus entsprach, daß er den richtigen Ton angeschlagen, beweist der Umstand, daß seine Religion die herrschende geworden ist und heute noch selbst bei den Andersgläubigen Anerkennung findet. Und hierbei muß einer weitem Eigenart des chinesischen ja des mongolischen Geistes und Charakters erwähnt werden. Die Chinesen waren von jeher tolerant in religiösen Dingen; wie Kong-Tse selbst sich über Lao-Tse mit der höchsten Achtung aussprach, so wurden auch vom Staat alle Religionen geduldet, so lange dieselben sich nicht am Volksgeist und am Staatsorganismus vergingen. Diese Toleranz ist auch den spätern Mongolenfürsten, wie Dschingischan z. B., eigen gewesen. Religionskriege und Verfolgungen wegen Andersgläubigkeit waren dem Chinesenthum fremd.

Auf das literarische Leben hat Kong-Tse durch seine und seiner Schüler Werke den größten Einfluß ausgeübt, denn diese wurden klassisch und bildeten in ihrer Gesamtheit die Bibel des chinesischen Volkes: den Wu-king. Dieses Sammelwerk zerfällt in den Yi-king, das Buch der Verwandlungen; Schu-king, das Buch der Urkunden, ein Geschichtswerk; Shi-king, eine Sammlung von Liedern, die

Kong-Tse aus dem ungeheuren Lieberschatz früherer Zeiten als die schönsten ausgewählt hatte; Si-ki, den Ritualcodex, und Tsün-Tsiu (Frühling und Herbst), eine Chronik des Fürstenthums Lu, die von 723 bis 479 v. Chr. reicht. Von allen diesen Werken ist der Schi-king das bekannteste und interessanteste, weil es den Volksgeist auf das deutlichste spiegelt und ein Bild der Cultur des chinesischen Alterthums gewährt, denn seine etwa 300 Dichtungen reichen bis in die früheste Zeit zurück und sind echte Volkspoesien. Seit Kong-Tse wurden diese Werke nun der Maßstab und das Muster für die literarischen Leistungen der Chinesen, und da Kong-Tse als echter Patriot auch im Formalismus vollständig befangen war und diesen predigte, so mußte sein Wirken die freie Entwicklung der schönen Literatur und der Geistes-thätigkeit überhaupt hemmen und das Schablonenwesen selbst auf das dichterische Schaffen übertragen, diesem ein Joch auferlegen, das nur schädigend wirken konnte. Kong-Tse war daher für China, was die Academie für Frankreich; seine Werke oder Bearbeitungen bestimmten mittelbar die Regeln für das literarische Schaffen und stellten somit hemmende Schranken auf. Seit seiner Zeit begann die Kunstdichtung, die sich lediglich in sorgfältiger Nachahmung der classischen Vorbilder und Anwendung der classischen Formen bekundete.

Zur Charakteristik der chinesischen Volksdichtung des Alterthums wollen wir aus der Uebersetzung des Schi-king von B. v. Strauß und Torney einige Proben mittheilen.

Sehnsucht nach dem entfernten Gemahl.

Es zirpet laut die Grill' im Gras,
 Es hüpf' die Heuschreck' über's Feld.
 Noch seh' ich nicht den hohen Mann,

Mein banges Herz ist gramgeschwellt.
 Könnst' ich ihn doch erst sehen, oh,
 Ihm erst entgegengehen, oh,
 Dann wär' mein Herz in Ruh' gestellt.

Ich stieg das Südgebirg hinan,
 Da hab' ich Strahlensprehn gepflückt.
 Noch seh' ich nicht den hohen Mann,
 Mein banges Herz ist leidgebrückt.
 Könnst' ich ihn doch erst sehen, oh,
 Ihm erst entgegengehen, oh,
 Dann wär' mein Herz mit Trost beglückt.

Ich stieg das Südgebirg hinan,
 Da pflückt' ich Gabelfarn am Grund.
 Noch seh' ich nicht den hohen Mann,
 Mein banges Herz ist kummerwund.
 Könnst' ich ihn doch erst sehen, oh,
 Ihm erst entgegengehen, oh,
 Dann wär' mein Herz still und gesund.

Die sentimentale Grundstimmung dieses Gedichtes ist der chinesischen Lyrik durchaus eigen und ähnliche Dichtungen finden wir in großer Zahl. Die Stoffe wurden meist dem Familienleben entnommen, und spricht aus den Gedichten einerseits die Innigkeit desselben, so bestimmte jene doch zugleich die Stoffkreise und den Ausdruck. Die Sehnsucht nach den fernen Familiengliedern, nach den todtten Eltern ist mit Bildern, die der Natur entlehnt sind, in die classische Form gebracht. Gehen die Dichter über das Familienleben hinaus in das Gebiet des Staatslebens, so wird die Kritik der Beamten- und Fürstenthätigkeit, der Kummer der Beamten über die Entartung der Regierungskreise zum Gegenstand der Poesie gewählt; es sind immer nur die patriarchalischen Staats- und Familienverhältnisse, die Beziehungen des Volks und der Beamten zu den Fürsten, der Familienglieder zum

Familienhaupte, Trauer über unverdiente Zurücksetzung, Freude über Ehrenbezeugungen, alle Einzelheiten des bureaukratischen und polizeilichen Staatslebens sind es, die den Dichter begeistern. Es fehlt den Productionen der chinesischen Musenjünger an idealem Schwung, sie sind die getreuen Spiegelbilder des nüchternen Geistes, der der gesammten Cultur den Stempel aufgedrückt hat und dem sich daher auch die Dichtung nicht entziehen konnte.

Treue und Vertrauen.

Ein angestautes Wasser
 Fließt Dornenbündel nicht herzu.
 Gar wenige nur sind sich Brüder;
 Wir aber sind es, ich und du.
 Vertraue nicht auf andrer Leute Neben!
 Sie sagen dir nur Lügen zu ꝛc.

Die einfache Einzige.

Da draußen vor dem Osterthor
 Sind Mädchen wie ein Wolkenzug,
 Doch ob sie wie ein Wolkenzug,
 Mein Herz nimmt nicht dahin den Flug.
 Ein weißes Kleid, ein buntes Tuch,
 O sie erfreu'n mich allgenug ꝛc.

Der Bruderlose.

Es steht ein Sorbenbaum allein,
 Ob Laub im Uebermaß auch sein.
 Vereinsamt, freudlos schreit' ich drein. —
 Und gäh' es denn nicht andre Menschen? —
 Doch Keinen, der von Vaters wegen mein!
 O all' ihr Wandrer auf den Straßen,
 Warum gesellt sich Keiner mir?
 Ich bin ein Mensch ja ohne Bruder;
 Warum ach hilft nicht Einer mir? ꝛc.

Liebespein.

Wie steigt der Mond in Herrlichkeit!
 Wie reizend ist die schöne Maid!
 O wär' ich los der Sehnsucht Leid!
 Wie liegt mein armes Herz im Streit!

Wie steigt der Mond von Glanz verklärt!
 Wie ist die Schöne liebenswerth!
 O wär' ich los, was mich verzehrt!
 Wie ist mein armes Herz beschwert!

Wie steigt der Mond mit lichtem Schein!
 Wie glänzend strahlt die Schöne mein!
 O könnt' ich los der Fesseln sein!
 Wie ist mein armes Herz voll Pein!

Freilich fehlt es natürlich auch nicht an Ausnahmen; es giebt besonders unter den Festliedern manche, die zum Genuße des Lebens auffordern, die Grundstimmung der chinesischen Lyrik ist aber eine sentimentale. Charakteristisch sind auch die Mahnlieder an den König und die Fürsten, die Bieder, die des Reiches Verfall beklagen und die Feier- und Opfergesänge. Alle aber kommen über die Localtöne und Localfarbe nicht hinaus. —

Meng-Tse 371—288 v. Chr., latinisirt Mencius, war einer der bedeutendsten Nachfolger des chinesischen Reformators Kong-Tse und stützte die Sache desselben gegenüber den Taoisten und Vertretern anderer religiöser Systeme. Im Jahre 212 v. Chr. wurde von dem Kaiser Schi-Hoang-Ti von der Tschin-Dynastie der Versuch gemacht, die Lehren und Werke Kong-Tse's zu beseitigen, weil durch sie den Reformen entgegenwirkt wurde, die er im Reiche durchführte, und die an Stelle des Veralteten zeitgemäße Ideen zur Herrschaft bringen sollten. Die Kings wurden daher vernichtet, aber trotzdem gelang es ihm nicht, auf religiösem und lite-

rarischem Gebiete seine Ziele zu erreichen, die Lehren Kong-Tse's entsprachen zu sehr dem Volksgeist, als daß sie auszuwurzeln gewesen wären.

Im Jahre 65 n. Chr. kam dann als drittes Religions-system der Buddhismus als Foismus in das Reich und wurde, beeinflusst von den Lehren Kong-Tse's, bald die Religion der großen Volksmassen, weil sie mehr an die Sinne appellirte, als jene es thaten.

Die schöne Literatur entwickelte sich innerhalb der von Kong-Tse geschaffenen classischen Schranken und im Anschluß an die classischen Formen und erreichte, wie das bei den schreib- und leselustigen Chinesen nahe liegt, bald einen ungeheuren Umfang, doch beschränkte sie sich zunächst auf lyrische Productionen, denn das Epos fand keinen Boden, weil China keine Mythologie besaß; das Drama fristete in der Form der Schattenspiele sein kümmerliches Dasein. Der Geschmack dafür wuchs aber unter dem Einfluß der Bewegungen im Innern des Reiches, der Unruhen und Kämpfe, die dieselben nach sich zogen, und im Anfang des Mittelalters begann man diese Gattung mehr zu cultiviren. Mit welchem Eifer das geschah, erhellt aus der großen Zahl von dramatischen Schriftstellern und Dramen, über die die chinesische Literaturgeschichte Bericht erstattet. Erst dann fing Novelle und Roman an, den chinesischen Geist zu beschäftigen; auch ihre Zahl soll sehr groß sein, und seit einiger Zeit beginnt man, aus den großen Massen von literarischen Productionen das auszuwählen, was wirklichen Werth besitzt, und es der europäischen Welt mitzutheilen. Es zeigt sich jedoch, daß der Uniformalismus, der sich auf allen Gebieten chinesischer Cultur kundgiebt, auch das Drama, die Novelle und den Roman erfaßt hat, denn so weit dem Occident diese Schöpfungen bekannt geworden, sind sie einander alle sehr ähnlich.

Auf wissenschaftlichem Gebiete läßt sich ebenfalls eine große Thätigkeit bemerken, die bis in das graueste Alterthum zurückweist, die Leistungen aber wurden durch den Charakter der chinesischen Cultur und durch die herrschende Geistesrichtung in wenig vortheilhaftem Sinne beeinflusst. Die alleinige Anerkennung des Alten hemmte den Fortschritt und bannte den Geist in engbegrenzte Kreise. Philosophie, Mathematik, Astronomie, Naturwissenschaften, Medizin, Geschichte, Philologie und Literaturgeschichte wurden eifrig bearbeitet; über alle Zweige der Gewerthätigkeit wurde eingehend geschrieben; die Musik verfügte über eine nach Hunderten von Werken zählende Bibliothek. Die Zeitrechnung schloß sich frühzeitig an das Sonnenjahr an, zur Herrschaft aber gelangte die nach Mondjahren, die abwechselnd aus 12 und 13 Monaten bestanden. Die Woche war in 7 Tage eingetheilt und der Tag in 12 Stunden. Ruhetage kennt der Chinese nicht, auch die Zahl der Festtage ist sehr beschränkt; der nationalen Feste giebt es nur vier: das Neujahrs-, Laternen-, Frühlings- und Todtenfest.

Die Sprache war, wie schon gesagt, im Stadium der Einförmigkeit stehen geblieben, war in zahllose Dialecte und nebenbei in die des Volks- und die der Mandarinern gespalten, so daß von Einheit derselben kaum die Rede ist: die Schrift war aus der Bilderschrift hervorgegangen und so complicirt, daß sie durch ihre Schwerfälligkeit ein Hemmiß selbst für das Denken wurde, weil sie nur langsam gelesen und geschrieben werden kann.

Die Baukunst und Sculptur konnten in China keinen Boden finden, denn erstens fehlte der Tempel, der überall die Grundlage für die Entwicklung der Kunst bildet; zweitens war das Material, das zum Bau der Häuser verwendet wurde, nicht geeignet, große künstlerische Sorgfalt herauszufordern,

weil es doch nur von geringer Dauerhaftigkeit sein konnte; und vor Allem fehlte es den Chinesen an Phantasie und Idealen, die sie verfolgen konnten. Das Praktische, strenge Regelmäßigkeit, waren die Ziele, die man erstrebte. Künstlerische Vollendung finden wir daher nur in der gewerblichen Thätigkeit; auf die sorgfältige Ausführung der Details richtete man allein das Augenmerk und in der Kleinkunst, im Kunstgewerbe, haben es denn auch die Chinesen zu Leistungen gebracht, die die anderer Völker bei weitem übertreffen, und auch die unermüdlige Ausdauer, den enormen Fleiß der Chinesen in das hellste Licht setzen. Die Bauthätigkeit beschränkte sich früher nur auf das Nützliche. Canalbauten, Brückenbauten, die 400 Meilen lange Schutzmauer, die das Reich im Westen gegen die plötzlichen Einfälle der wilden Steppen- und Wüstenbewohner schützen sollte, sind der bereedte Ausdruck ihres praktischen Geistes. Seitdem man Kong-Tse Tempel baute, seitdem der Buddhismus sich in China eingebürgert hat, begann eine Art von Baukunst, zu der das Nomadenzelt und die indischen Bauten die Grundformen hergaben. Die einfachen Holzconstruktionen der Häuser wurden durch buntfarbige Bemalung, durch Anbringung phantastischer Drachenformen und ähnlicher wunderbarer Motive verziert, während für die Tempelbauten meist Porcellan verwandt wurde. Das Zeltmotiv tritt aber deutlich in den aufwärts gebogenen Dachbauten hervor. Die Malerei zeigt die Meisterschaft in der Technik; die Sauberkeit und Präcision sind unübertrefflich, aber es fehlt überall die wahrhaft künstlerische Auffassung, es fehlt ferner die Perspective und Schattengebung und von einer Thätigkeit der Phantasie ist nur in den wunderbaren Gestalten, die sie darstellen, eine Spur zu erkennen.

Der Kunstsinne brach am kräftigsten in dem Gartenbau

durch. In der Anlage der Gärten, in der Ausnutzung des Bodens für geschmackvolle und natürlich scheinende Imitation von Grotten, Höhlen, Hügeln und in der Verwendung des Wassers leisten die Gärtner höchst Bedeutendes.

Was endlich die Musik anbetrifft, so muß sie zu allen Zeiten und im frühesten Alterthum schon eine sehr gewichtige Rolle gespielt haben; besonders ist die Theorie, die Harmonik sehr gründlich bearbeitet worden. Die Musik war eng verbunden mit der Zahlenmystik und man hat einen engen Zusammenhang zwischen Pythagoras und den Chinesen erkannt, wie andererseits die Tonlehre der letztern mit der der Inder in sehr hohem Grade verwandt ist. Eigenthümlich ist es ferner, und hängt mit der Lehre der Sphärenharmonie zusammen, daß die Töne nach den Monatsnamen bezeichnet wurden. Der Grundtöne nahm man 5 an: Prime, große Secunde, große Terze, Quinte und große Sexte, z. B. f, g, a, c, d; später kam dazu ein anderes System, das mit 12 Tönen rechnet.

Japan giebt in seiner gesammten Cultur den Zusammenhang seiner Bevölkerung mit der mongolischen Rasse hinlänglich zu erkennen, die insulare Lage, die daraus resultirenden klimatischen Einflüsse, die Beziehungen zu den Völkern malaiischer Rasse haben aber wesentliche Unterschiede in der Denkweise und in Folge dessen in der Cultur der Japanesen gegenüber denen der Chinesen sich ausbilden lassen. So weicht die Religion: Kami-no-mitzi, der „Weg der Götter“, mehr bekannt unter der aus dem chinesischen Schin-Tao entstandenen Bezeichnung Sinto, so weit sie sich durchblicken läßt, nicht unbedeutend dadurch von der chinesischen ab, daß der polytheistische Charakter deutlich in ihr hervortritt. Die eigentlich herrschende Religion des Volkes ist aber der Buddhismus; auch die Lehren Kong-Tse's haben Eingang gefunden.

Die Japanesen zeigen sich ferner mehr für fremde Einflüsse, für Annahme fremder Culturfactoren zugänglich.

Gleicher Abstammung mit den Japanesen sind auch die Bewohner der Liu-Kieu-Inseln, ihre Cultur scheint der mongolisch-japanesischen entsprechend zu sein.

Die Einflüsse der Mongolen auf die Welt sind sehr bedeutende gewesen, wenn wir die welterschütternden Bewegungen, die sie zu wiederholten Malen hervorriefen, wenn wir ihre Eroberungszüge und ihre Staatengründungen mit ihren weitgreifenden Consequenzen in's Auge fassen. Daß dadurch mittelbar auch auf die Entwicklung des Geistes und der Cultur der Menschheit eingewirkt worden ist, ergiebt sich leicht. Die Chinesen im Besondern haben durch ihre Producte und Erfindungen, die ihren Weg in die Welt fanden, ebenfalls mittelbar in die Gestaltung der Cultur eingegriffen. Falls nicht die Lehren des Pythagoras auf chinesischem Ursprung zurückzuführen sind, was bei der Rolle, die sie in der Philosophie gespielt haben, allerdings von hoher Bedeutung wäre, werden die directen intellectuellen Einflüsse auf die übrige Welt zu allen Zeiten sehr gering gewesen sein, wenn die Annahme derselben überhaupt zulässig ist. Denn, in der Hauptsache wird sich der Verkehr Chinas mit den civilisirten Ländern, durch den breiten Gürtel der von wilden Völkern besetzten dazwischenliegenden Ländermassen erschwert, auf Handelsbeziehungen beschränkt haben.

Die Chinesen stellen somit auch in ihrer Geistescultur die Verkörperung des Formalismus dar und belehren uns, wohin der Formenzwang führt; sie belehren uns, daß der Regelzwang die freie Entwicklung des Geistes behindert und dauernd stören kann, daß der Patriarchalismus als Grundlage des Staatsorganismus zwar conservirend, als Factor des Geisteslebens aber, aus eben dem Grunde, hemmend wirkt.

4.

Indogermanen und Inder.

Wer sich lange in der Fremde bewegt hat, wird es erfahren haben, wie wohlthuenend die wohlbekanntten Laute der heimatlichen Sprache auf das Gemüth wirken, denn wie sehr man auch das Fremde schätzen, wie sehr man vielleicht das Vaterland und alles Heimische mißachten mag, das Gefühl der Vaterlandsliebe und der Verwandtenliebe wird bei normalen Menschen immer, wenn auch nicht sogleich, zum Durchbruch gelangen und sich selbst wider Willen, selbst ohne daß man sich dessen bewußt wird, geltend machen. Berührt es uns doch auch angenehm, bei andern Menschen die eigene Denkweise, in der Ferne die Anschauungen der Heimath — kurz Verwandtes zu finden. So freuen wir uns auch, nicht nur die Orte zu sehen, an denen wir unsere Jugend verbracht, glückliche Stunden verlebt haben, sondern auch die uns unbekanntten Heimstätten unserer Eltern und Ahnen zu sehen, von denen uns erzählt worden ist und die uns wie mit einem Märchenzauber umwoben erscheinen. Und endlich ist es wahr, wenn man sagt: „Wer nicht weiß, was Vaterlandsliebe ist, der gehe ins Ausland — dort wird er es lernen“; „wer nicht weiß, was Familienliebe ist, den schickt unter Fremde.“ Oft erkennen wir den Werth der Dinge überhaupt erst, wenn wir sie aufgegeben.

Dieses Heimathgefühl lernen wir auch kennen, wenn wir, aus dem beschränkten Kreise der Familie und der Nation in das Völkergewirr der Menschheit tretend, die Spuren der Thätigkeit verwandter Völker und die Wege auffinden, die uns zu den Wohnplätzen der Väter führen — wir brauchen es darum noch nicht jenem Ungarn, Csoma de Körös, nachzumachen, der ohne Geldmittel, von seiner Sehnsucht getrieben, zu Fuß nach dem Orient pilgerte, um dort das Land seiner Ahnen zu suchen und dem wir die Erschließung der Literatur Tibets verdanken, wo er sich lange Jahre aufhielt, weil ihn das Verwandte zugleich mit der Neuheit jener unbekanntem Welt anzog.

Doch dürfen wir uns unserer Verwandten auch nicht schämen, wenn sie uns, bei Erforschung des Völkerlebens, im Bettlergewande der primitivsten Cultur entgegentreten.

Indem wir nun von China über die hohen Gebirgspässe hinweg nach Indien gehen, betreten wir das Land von Verwandten, indogermanischen Boden. Dort weht uns ein Geist entgegen, der uns bekannt, weil unserm Wesen eingeboren und der Rasse eigen ist. Dort finden wir die Grundzüge des Charakters, die fundamentale Weltanschauung der Indogermanen, wie die zu blühenden Formen entwickelten Keime der allen Stämmen gemeinsamen Ursprache. Freilich, vergleichen wir genauer die äußern Formen der indischen mit denen anderer verwandter Culturen, so finden wir große Unterschiede, denn der indogermanische Völkerzweig ist weiter verbreitet, als irgend eine andere Rasse und so mußten die verschiedenen Völker unter den Einflüssen von Klima und Boden selbst in ihrem leiblichen und psychischen Typus sehr bedeutend unter einander differiren. Der Zusammenhang der Völker, die wir heute zu den Indogermanen rechnen, ist jedoch so sicher erwiesen, daß ein Zweifel an der Verwandtschaft der

Isländer und der Indier nicht mehr aufkommen kann. Ueberall finden wir die Beweise dafür, die Sprachen nicht allein, sondern auch die Religionen bürgen dafür, daß die Vorfäter der heutigen Arier, Slaven, Germanen u. s. f. Brüder, Kinder eines Vaters waren. Der vergleichenden Sprachwissenschaft aber haben wir es zu danken, daß wir diesen sichern Einblick in das Völkerleben und in die Beziehungen der Stämme zu einander gewinnen können; ihre Resultate wurden Veranlassung, auch die übrigen Felder der Cultur in gleicher Weise zu untersuchen und die Folge für die gesammte moderne Wissenschaft ist, daß man heute dahin strebt, alle Zweige derselben auf vergleichende Basis zu stellen, das beste Mittel, die Leistungen jedes Volkes zu bestimmen.

Weicht der indogermanische Charakter von dem mongolischen an und für sich schon ab, so ist im Besondern der Gegensatz zwischen Chinesen und Indiern so groß, als er nur immer zwischen zwei Völkern sein kann. Aber der indogermanische Zweig unterscheidet sich auch sehr wesentlich von den andern mittelländischer Rasse, dem der Hamiten und Semiten besonders, während die Völker der letztern wieder manche Aehnlichkeit mit den mongolischen Culturvölkern aufweisen.

Durch zwei geographische Linien können wir die Gegensätze trefflich zeichnen. Verbinden wir nämlich Ceylon mit Island und das Nildelta mit den zwischen Hoang-ho und Jang-tse-kiang gelegenen Ländern, so erhalten wir zunächst einen Schnittpunkt von großer Bedeutung, denn er bezeichnet ziemlich genau das Centrum der Stammfize, von denen die vier Völkerströme ausgewandert sind: nach Osten die Chinesen; nach Westen die Hamiten und Semiten; nach Süd-Osten die Indier und Cranier; nach Nord-Westen die andern indogermanischen Stämme: die Celten, Thrako-Alyrier, Italer und Griechen, Germanen, Letten und Slaven. Untersuchen

wir nun weiter die Bedeutung der beiden Linien, so finden wir, daß die W.—D. Linie überall als Krystallisationscentrum für eine praktische Weltanschauung, für den Subjectivismus, Realismus, Utilitarismus und für den Monotheismus gelten kann. Ueberraschend aber ist, daß diese Linie sich doch aus zwei der Rasse nach durchaus verschiedenen ethnischen Factoren zusammensetzt: der östliche ist mongolisch, der westliche mitteländisch, speziell hamito-semitisch, und wir werden noch Gelegenheit haben, zu sehen, daß die Völker der Euphrat- und Tigrisländer, Syriens und Arabiens, die bezeichneten charakteristischen Eigenschaften ebenso zeigen, wie die Aegypter. Die Ursachen dieser Gleichmäßigkeit bei zwei so verschiedenen Rassen wollen wir versuchen, bei Gelegenheit der Assyrer und Babylonier zu ermitteln, uns im Augenblick auf den Vergleich mit der andern Linie beschränken und den Werth der letztern bestimmen.

Abgesehen davon, daß wir in der S.—D.—N.—W. Linie auch die Hauptrichtung der indogermanischen Völkerwanderungen gewinnen — denn es ist vorauszusetzen, daß dieselben so weit als irgend möglich zu Lande vor sich gegangen sind, daß also die Völker auf dem Wege über die Landbrücke zwischen Aralsee und Kaspiischem See oder am Kaukasus entlang nach Europa zogen — erscheint sie von einem bis zum andern Ende als Krystallisationsfaden für den Idealismus, Objectivität, Pan- und Polytheismus, Vorkwalten von Phantasie und Poesie. Die Völker, die sich vom Stamm der Rasse abzweigten und den Süden und Westen Europas besetzten, übertrugen dorthin auch die allen gemeinsame psychische Grundstimmung. Doch noch in anderer Beziehung sind die beiden Linien von hohem Interesse. Auf der W.—D. Linie finden wir die ältesten Reiche und die frühesten Culturen: Aegypten, China, Assyrien und Babylonien. Die Culturen, die die andere Linie aufweist,

können sich an Alter mit denen der W.—D. Linie gar nicht messen, denn das älteste indogermanische Culturvolk: die Indier, hat seine spezifische eigenartige Cultur erst am Ganges ausgebildet, d. h. sein eigentliches nationales Leben beginnt erst um 1500 v. Chr. Die großen Leistungen der indogermanischen Rasse gehören somit nicht dem frühesten Alterthum an; nicht die Indogermanen legten den Grund für die Leistungen des Menschengeschlechts.

Die Sprachwissenschaft allein ermöglicht es uns, auch einen Einblick in das Geistesleben des Volkes zu thun, von dem alle indogermanischen Völker abstammen. Durch die Wurzelworte, die den Sprachen aller gemein sind, können wir den Culturgrad aller ermessen zur Zeit, als die Trennung der Glieder vom Stamm stattfand. Die Ausdrücke, die auf die Familie Bezug haben, sind in den verschiedenen Sprachen gleich; Viehzucht muß früh getrieben sein, denn alle eigentlichen Hausthiere wie Rind, Schaf, Schwein, Ziege, Hund, Gans sind ebenfalls überall auf die gleichen Wurzeln zurückzuführen, und dies eröffnet einen weitem vortheilhaften Einblick in das Leben des Urvolkes, denn je höher die Pflege der Hausthiere, desto höher ist die Culturstufe der betreffenden Völker, und die Bebauung des Landes ist meist bei der Zucht der Hausthiere vorauszusetzen. Die Bestätigung für das letztere wird uns wieder durch die vergleichende Grammatik gegeben, denn das Wurzelwort für den Begriff der Thätigkeit ist ar, das „ackern“ bedeutet und sich wiederfindet im griechischen arūn ackern, aratron Pflug; im lateinischen arare pflügen, aratrum Pflug; im gothischen arjan, im althochdeutschen erran, im litauischen ar-ti, im kirchenslavischen ora-ti, arado Pflug u. Ueberhaupt sind die Grundbegriffe für das Staats- und Familienleben, für die religiöse Symbolik den beiden Culturfactoren: Ackerbau und Viehzucht entnommen. So bedeutet

3. B. gopa der Fürst, ursprünglich Kuhhirt; gutra die Hürde ist das Wort für Familie, duhitra Tochter heißt wörtlich die Melkerin, gavishti der Kampf ist: Begehren nach Kühen, wie überhaupt die Kuh bis auf den heutigen Tag bei den Indern als heiliges Thier betrachtet wird. Als Getreide finden wir die Gerste; was im Uebrigen die Flora anbetrifft, so hat man aus dem nordischen Charakter derselben, so weit sie sich durch die vergleichende Sprachwissenschaft ermitteln läßt, geschlossen, daß die Heimath des indogermanischen Urvolks im Süden Rußlands, ja noch nördlicher, in Litauen und Deutschland gewesen sei, eine Annahme, die aber durch zahllose andere Momente widerlegt ist.

Unsere Vorfäter waren also Nomaden, trieben Viehzucht und bebauten nebenbei auch das Land, doch lebten sie fern vom Meere, denn der Ausdruck dafür ist der Ursprache fremd; Jagd und Krieg waren ihnen nicht gewöhnlich, denn die betreffenden Worte variiren bei den verschiedenen Nationen, der Glaube aber war ein gemeinsamer. Der Himmel, und besonders die beiden großen Lichter der Sonne und des Mondes beschäftigten ihre Geisteskräfte. Ihnen schrieben sie die Leitung der Menschen, die Entstehung alles Existirenden zu und die Vorgänge in der Natur, die Kämpfe des Lichts mit den Wolken, der Stürme mit dem Aether, Blitz und Regenbogen gaben den Stoff für die ursprünglichsten religiösen Vorstellungen und Mythen her, aus denen sich der Glaube zusammensetzte. Die Grundideen der indischen, griechischen und germanischen Mythologie sind denn auch durchaus gleich, ebenso die Thaten der hervorragenden Göttergestalten, diese selbst aber sind durch die Natur der verschiedenen Länder wesentlich beeinflusst worden. Wollen wir uns eine Vorstellung von den Urmythen machen, so können wir sagen: der Himmel und zwar der leuchtende ist die oberste Gottheit,



die dann bald feste Gestalt als Sonne, ~~als~~ ^{als} leuchtender Aether annimmt. In jedem Falle aber ist der Grundcharakter der Religion gegeben durch die Betonung des Lichtdienstes, der bald in Sonnen-, bald in Feuercultus übergeht. Diese Betonung des Lichtes deutet ebenfalls auf ein rauhes Klima und wird von denjenigen als Hülfsbeweis genommen, die die Stammfuge der Indogermanen nach dem hohen Norden verlegen; das Klima in den mittelasiatischen Hochplateaux ist aber ebenfalls sehr rauh, zeigt hauptsächlich sehr schroffen Temperaturwechsel.

Der Himmel verbindet sich mit der Erde und aus ihrer Vereinigung entsteht die sichtbare Welt. Weil dem Lichte so große Verehrung gezollt wurde, so mußte auch das nächtige Dunkel, überhaupt der Gegensatz Beachtung finden, wie außerdem alle Elemente, insofern sie schädigend wirken. Die Nacht wurde zur Schlange, zum Drachen, den der Lichtgott erlegt, wie er durch den Blitz auch gegen die Sturmgeister und Götter, gegen die Mächte der Finsterniß ankämpfte. Das Licht mit dem Guten, das Dunkel mit dem Bösen, dem Schädigenden zu identificiren, den Kampf der Naturkräfte zu symbolisiren war der nächste Schritt, sobald die Begriffe von Gut und Böse, Glück und Uebel, Recht und Unrecht entstanden waren. Eine einfache Naturreligion wurde demnach die Grundlage für die herrlichen Mythen, die die verschiedenen Völker geschaffen haben. Da ersetzten die verwandten Gestalten und Kräfte einander, da wurde die Sonne bald das eine Auge des Luft- oder Himmelsgottes, bald zum Schwan, bald zum Adler oder Falken verkörpert. Das Wasser des Regens wurde zum Nektar, zum Soma und andern Göttertränken, die die Anerkennung der wohlthätigen Macht des Elementes bezeugen.

Das Hirtenleben und der vertraute Umgang mit der

Natur hatte die Liebe zu derselben zur Folge, bedingte dadurch eine objective Geistesrichtung, die keine Kundgebung der Naturkräfte unbeachtet ließ und so zur Belebung der Natur durch Götter und Geister und zum Pantheismus trieb.

Die Zeitrechnung schloß sich ebenfalls an die Beobachtung der beiden Gestirne an und während einerseits Winter und Frühling die allgemeinen Begriffe hergaben, wurden die kleinern Zeittheile nach den Phasen des Mondes berechnet, wie es zu den Zeiten der Veda-Indier noch war. Auch diese Zweitheilung des Jahres ist wieder sehr sprechend für die Anschauungsweise der Indogermanen. Die Begriffe, die den Worten für Winter und Frühling zu Grunde liegen, sind die des Schnees und des Lichts, also des Winters und Sommers; als man dann feinerer Zeitunterschiede bedurfte, wurden die Worte für die Lichtzeit *vasanta*, *vahara*, *ear*, *ver* u. zu Bezeichnungen des Frühlings, weil gerade dann der Gegensatz des Lichts zur Finsterniß sich am meisten bemerkbar macht, die scharfe Betonung des Lichtbegriffs daher die Frühlingszeit am besten kennzeichnet. Daß andererseits die Indogermanen über das Mondjahr nicht hinauskamen, ist eine Konsequenz ihrer Seelenstimmung und bestätigt, was wir sonst über dieselbe ermitteln können. Der Mond macht auf poetische Naturen, bei denen die Phantasie die Vernunft überwiegt, einen gewaltigen Eindruck; beeinflusst die Denkweise oft viel mehr als das Licht der Sonne, daher schuf man auch über den Mond und seine Phasen die sinnigsten Mythen, glaubte seine Einflüsse in allen möglichen Erscheinungen des menschlichen Lebens zu erkennen, führte viele Wirkungen auf ihn als Ursache zurück. Endlich beweist die Beibehaltung des Mondjahrs, daß die Cultur des indogermanischen Urvolks und auch der Indier bis in ziemlich späte Zeiten eine sehr schwach entwickelte und primitive war, daß

die Wissenschaften, besonders die Astronomie, vor der Brahmanenzeit nicht gepflegt, wahrscheinlich nicht begründet wurden.

Bei den ursprünglichen Dichtungen aller indogermanischen Völker, seien sie nun Mythen oder Volkslieder, finden wir dieselben charakteristischen Merkmale: Liebe zur Natur; das Vorwalten der Phantasie, die vom Irdischen und Realen abzieht und die Neigung hat, ihre Bilder mit einem Nebelschleier zu umweben, Alles, auch das Einfachste, in poetische Form zu bringen. Wir bemerken daher auch in den Volksdichtungen aller indogermanischen Völker eine Grundstimmung, die etwas Aehnlichkeit mit dem Grundcharakter der Dichtungen der Naturvölker im Allgemeinen hat, weil sie unter dem Einfluß des Klimas und anderer äußerer Umstände zwar bald zum Mysticismus neigt, bald heroisch wird, immer aber die Tendenz zu phantastischer Abstraction aufweist und daher oft elegisch wird. Der Weltschmerz ist nur bei den Indogermanen zu finden, wie auch die höchsten poetischen, die vollendetsten Kunstleistungen nur ihnen angehören. Nur sie haben wahre Kunstideale verfolgt. Wie kamen aber die Indogermanen dazu, diese Eigenart auszubilden, die sie befähigte, das Vollendetste zu leisten, was die Welt überhaupt geschaffen hat? Die pantheistische, objective, durch die Phantasie bedingte Geistesrichtung wurde durch die Thätigkeit als Viehzüchter und Ackerbauer wesentlich unterstützt. Berg und Wald waren die Wohnplätze, die sie mit Vorliebe aufsuchten. Der dunkle Wald bekräftigte die Neigung zum Phantastischen, das Rauschen der Bäche, der Gesang der Vögel, das Wispern des Blättersehnedes, alle Stimmen und Laute der Natur stärkten den rhythmischen Trieb und forderten die Phantasie zur Thätigkeit heraus. Untersuchen wir genauer die indogermanische Grundlinie, prüfen wir dann, wo die Stämme sich niederließen, so sehen wir und gewinnen die Bestätigung

durch die Sprachvergleichung: sie waren nicht Städtebauer, sondern lebten in Wald und Feld, Gaugenoossenschaften bildend. Die Kunst des Mauerbaus lernten sie erst von den Semiten und Hamiten; denn, wurden sie durch die Nothwendigkeit gezwungen, sich zu schützen, so benutzten sie die Vortheile, die die Natur bot, oder ahmten die natürlichen Formen nach, warfen Hügel auf, d. h. sie errichteten Wälle. Man denke an die Gerthaburg, an zahllose Spuren solcher Bauten besonders im celtischen und lettischen Europa. Daß Waldgelände und Rain ihnen Quell für die Poesie wurden, ergibt sich, bei dem vertrauten Verkehr mit der Natur, mit Nothwendigkeit von selbst. Doch die Völker haben auch in ihren Mythen die eigne Erkenntniß hiervon deutlich gespiegelt. Sarasvati, ursprünglich eine Flußnymphe, wird allmählig zum sprudelnden Quell der Dichtung, der, wie Minerva dem Haupte des Zeus, dem Himmelsgott entspringt, in sich die Poesie und die Musik verkörpernd. Und vollends die Musen der Griechen! Was sind sie anders in ihrer ersten Gestalt als Quellnympphen? Ihre frühesten Heiligthümer waren in Hainen, in deren Nähe sich Quellen und Waldbäche befanden. Blicken wir nur in die Cultur der germanischen und celtischen Länder, da finden wir zur Zeit, als sie noch unbeeinflusst durch fremde Elemente waren, Alles beinahe ebenso, wie es uns die Ergebnisse der vergleichenden Studien für das indogermanische Urvolk zeigen. Die Urzustände des indischen und eranischen Volkcs, wie sie uns in den Vedcn und dem Avesta geschildert sind, finden wir wieder in den Berichten von Cäsar und Tacitus. Haine und Berge, die freie Natur war der Tempel, in dem die Götter verehrt wurden; jene Völker mochten ihre Götter nicht in geschlossene Häuser bringen, das erschien ihnen wie eine Entweihung.

Was weiter den psychischen Typus der Indogermanen

bedingte, war der Umstand, daß sie Jahrtausende später als die Hamiten, Semiten und Mongolen ihre staatsbildnerische Thätigkeit begannen. So waren sie in der Schule der vorzüglichsten Lehrmeisterin, der Natur, weiter entwickelt, ehe ihre gesammten Kräfte zu angestrenzter Arbeit angespannt wurden und sie konnten dann den Aufgaben, die ihrer harrten, mit größerer Widerstandskraft gerecht werden; sie waren im rauhen Gebirgs- und Walbleben mehr gestählt, ihre Muskeln kräftiger geworden als die der Mongolen waren, mit denen sie zunächst überall in direkte Berührung kamen. Körper und Geist sind nun aber untrennbar, und je harmonischer sie ausgebildet sind, desto größer wird ihre Leistungsfähigkeit.

Das einsame Walbleben hatte noch andere Folgen. Das Individuum und die einzelnen Familien waren auf Selbsthilfe angewiesen und während andere Völker zusammengeschnürt wurden durch die eiserne Kette hierarchischer oder staatlicher Concentration, konnten die indogermanischen sich frei bewegen, so lange sie keinen festgegliederten Staat gegründet hatten, was bei den Indern am frühesten, nämlich um 1500 v. Chr. geschah. Die Staatsideen der Indogermanen mußten bei der Freiheit der Individuen, bei der Möglichkeit unabhängiger und selbständiger Entwicklung, ebenfalls wesentlich differiren von denen anderer Rassen. Wir werden sehen, daß selbst die Grundlagen der Staaten bei ihnen andere waren, als bei den Hamiten und Mongolen. Diese individuelle Freiheit hatte zunächst sehr frühzeitige Differenzirungen im Besitzstande und damit Standesunterschiede zur Folge, dann aber war das Selbstbewußtsein doch zu groß, als daß die Despotie sich in irgend einer Form dauernd hätte zur Geltung bringen können. Es handelt sich hierbei selbstverständlich nur um die Grundlagen, um die ursprünglichen Staatsideale, was später unter äußern Einflüssen und in

der Unterdrückung durch andere Völker aus den verschiedenen Gliedern der Rasse wurde, das ist eine Sache für sich und darf nicht ohne Weiteres dem Rassencharakter zur Last gelegt werden. Denn das Kastenwesen der Indier haben wir den Bevölkerungsverhältnissen, dem Klima und dem Egoismus einer Gesellschaftsklasse; das despotische Regiment der Perser den Einflüssen der Hamiten und Semiten zuzuschreiben, deren Erbschaft die Perser antraten, wie ja auch die Cultur Europas durch semitische Factoren gestempelt, der Rassencharakter dadurch verwischt und die Entwicklung der natürlichen Anlagen durch jene heterogenen Elemente gestört, wenn nicht unmöglich gemacht wurde. Das Wesen der Rasse bis zum höchsten Grade der Vollenbung ausgebildet, überhaupt das relativ Bedeutendste geleistet zu haben zu allen Zeiten, selbst mit Einschluß der heutigen, ist das Verdienst der Griechen.

Daß aber die Eigenart der Rasse nicht völlig unterdrückt werden kann, das haben wir bereits bei den Mongolen gesehen und finden es in der Geschichte der Cultur wiederholt bestätigt. So wird auch jeder scharfe Beobachter erkennen, daß die Krisen der heutigen Zeit dieses Streben, z. B. auf religiösem Gebiet, sehr deutlich hervortreten lassen. Der Charakter der indogermanischen Religion ist durchaus pantheistisch und die Religion der Zukunft wird in den indogermanischen Ländern auch unfehlbar wieder diese echt indogermanische Form annehmen. Wo die Natur zum Durchbruch kam, wo die Wahrheit den Sieg davontrug über die conventionelle Lüge, wo das Joch der Fremdherrschaft abgeschüttelt wurde, der germanische Dichtergeist sich frei entfaltete, da ist schon immer, besonders bei den Deutschen, der Indogermane hervorgetreten. Im germanischen Zweige ist das Wesen des indogermanischen Urvolks am kräftigsten ausgeprägt, weil er am längsten unter den gleichmäßigen äußeren

Verhältnissen gelebt, den Rassencharakter daher am reinsten bewahrt hat, am spätesten in die Weltgeschichte eingetreten und in seinen Culturansängen am wenigsten durch fremde Elemente beeinflusst worden ist. Nicht die Deutschen allein, sondern die germanischen Völker in ihrer Gesamtheit sind daher die eigentlichen Erben der Griechen, wie diese die würdigen Nachkommen der indogermanischen Urväter waren.

Indem wir zu Indien übergehen, müssen wir zunächst einen Blick auf die Lage des Landes und die äußern Verhältnisse desselben werfen. Vom Kumpf des asiatischen Festlandes durch das höchste Gebirge der Erde, den Himalaya, abgeschlossen, auf den beiden Seiten vom Ocean begrenzt, war Vorderindien, das für das Geistesleben allein in Betracht kommt, beinahe ebenso isolirt wie China. Im Norden erstreckt sich an den Südhängen der Gebirge ein überaus fruchtbares Terrassenland, das, durch mächtige Flüsse bewässert, im Stande ist, alle Pflanzen der tropischen Zone selbst gedeihen zu lassen. Im Westen bildet der Indus mit seinen großen Nebenflüssen und seinem weitausgebreiteten Delta die Scheide; im Osten schließt das Mündungsland des Bramaputra mit den Gebirgen, die dort nahe an das Meer herantreten, Vorderindien ab. Die Ländermassen dazwischen erhalten ihre Fruchtbarkeit durch die Wasser des Ganges, der wie der Nil zu gewissen Zeiten des Jahres seine Ufer übertritt und fruchtbaren Schlamm absetzt. Wird das Klima nun durch die Nähe des Meeres und die großen Wassermassen der indischen Flußsysteme zur Erträglichkeit gemildert, so tragen die Gebirge Defans und die dieses Hochplateau begrenzenden Ghats und das Bindhyagebirge noch das ihre bei, die Temperatur zu mäßigen, ja sogar starke Gegensätze im Klima herbeizuführen. Durch die regelmäßigen Windströmungen, die Mon-

sons, die von April bis October aus S.-W., von October bis April aus N.-O. wehen, wird nicht nur die Verbindung Indiens mit andern Ländern ermöglicht, sondern auch die Natur der Küstenländer und Dekans bedingt, indem zwei Jahreszeiten, die trockne und die nasse, ihre Folgen find, während in Hindostan und den Ebenen zwischen Indus und Bramaputra das Jahr, ebenfalls den natürlichen Verhältnissen entsprechend, in drei Zeiten: die nasse, kühle und heiße, und diese in sechs Theile von je zwei Monaten zerfallen.

Die ganze Halbinsel war nun in frühesten Zeiten von den Zweigen der Dravidarasse besetzt, dunkelfarbigen Völkern, deren Ursprung bisher ungewiß geblieben ist. Den ungleichen Klimaten entsprechend ist auch ihre Cultur sehr ungleich, die Vertreter der reinen Rasse werden aber, was den psychischen Typus anbetrifft, als naiv, heiter, offenherzig und nebenbei als tapfer bezeichnet, und wenn wir aus der Stellung der Frauen auf den Gesamtcharakter schließen, so muß das Familienleben ein inniges, die Frau wie bei den Indogermanen geachtet gewesen sein. Fr. Müller sagt bezüglich des Stammes der Kolhs Folgendes: „Die Frauen genießen durchgehends eine geachtete Stellung in der Familie. Die Frau heißt „des Hauses Herrin,“ — im Gegensatz zum Manne „dem Herrn des Aders.“

Braut und Bräutigam dürfen nicht aus demselben Clan sein. Die Hochzeitsfeierlichkeiten, die mit einer Werbung durch einen Ehe-Vermittler eröffnet werden, sind sehr sinnig, namentlich jener Zug, daß der Bräutigam seine Zukünftige an der Quelle, wohin sie um Wasser geschickt wird, zum ersten Male sieht. Auch die hauptsächlichste Ceremonie während der Verlobung besteht darin, daß man der jungen Frau das Wasser, welches sie für das Haus des Bräutigams holt, abnimmt. Daher heißt die Verlobung „Wasserholen.“

Zu einer Zeit nun, die sich historisch nicht fixiren läßt, kam ein Zweig der Arier von den Gebirgen, aus den Quellgegenden des Indus, aus Kaschmir und dem Pendschab in die Niederungen der Indusländer herab. Was sie zu der Wanderung bewog, was sie veranlaßte, sich von den eranischen Brüdern zu trennen, wissen wir nicht, nur das erkennen wir, sie waren die letzten, die sich vom Stamme der Indogermanen ablösten und waren die würdigen Vertreter des gemeinsamen Urvolks. Sorgfältige Erwägungen ergeben als Zeitpunkt für diese Wanderung circa 2000 v. Chr., denn natürlich kann auf die fabelhaften Geschichtszahlen der Indier kein Werth gelegt werden. Wie das Volk der Aryas beschaffen, wie die psychische und sociale Cultur war, das können wir genau ermitteln, denn in der Zeit, die zwischen jener Einwanderung und den Niederlassungen am Ganges liegt, entstanden jene Bücher, die zu allen Zeiten als die heiligen betrachtet wurden: die Vedas; besonders der Rigveda, die eigentliche Bibel der Indier, spiegelt rein und deutlich die Cultur jener frühen Zeiten und wenn es auch im Interesse der Hierarchie lag, diese unverfälschten Producte des Volksgeistes als unfehlbare Offenbarungen, Sruti, darzustellen und ihnen göttlichen Ursprung zuzuschreiben, so waren sie doch auf natürliche Weise zugleich mit dem Glauben des Volks in dem Jahrtausende langen Leben der Vorzeit allmählig dem Volksgeist entsprungen.

Ein jugendfrischer Geist weht aus den Hymnen des Rigveda; zur Thatkraft und zum Wandern aufgelegt, suchten die Arier sich in den ausgedehnten Indusländern zu alleinigen Herren zu machen. Auch dort noch als Nomaden umherziehend, oder, wenn sesshaft, neben der Viehzucht auch das Land bebauend, bildeten die Arier daselbst noch keine festen Staatsgemeinschaften — wie auch in spätern Zeiten Indien nie dauernd ein einheitliches Reich wurde — und wenn wir

uns eine Vorstellung von dem Charakter ihres Staatslebens machen wollen, so werden wir die dortigen Verhältnisse am ehesten mit denen Deutschlands in den frühesten Zeiten vergleichen können. Jedenfalls war es nicht das eigentliche Patriarchenthum, das dort herrschte, sondern vielmehr das Gaugenossenschaftswesen. Die verschiedenen Familien bildeten zusammen eine Genossenschaft von unter einander Gleichen; andern solchen Gemeinden gegenüber bedurfte sie der Leitung, und diese wurde dem vornehmsten, nämlich dem reichsten, der zugleich wohl der älteste war, übertragen, ihm aber waren die Uebrigen damals nicht als Hörige untergeordnet, sondern standen ihm ebenbürtig zur Seite, seine Leitung anerkennend. Dadurch aber war allerdings die Klasseneintheilung angebahnt, die, sobald das Leben dauernd festhaft, sobald Staaten organisiert wurden, den Unterschied von Fürsten und Abhängigen und Hörigen, die allmählig versklavten, nach sich ziehen mußte, wodurch die Grundlage für die Feudal- und für die Kastenverfassung geschaffen wurde. Die Bediensteten bildeten somit Gemeinschaften von Freien, die nur die Leitung der Gesamtinteressen dem dazu berechtigten Führer anvertrauten, den sie selbst mit ihrem Rath unterstützten. Der Unterschied ist demnach folgender. Während die patriarchalische Verfassung die Centralisation anbahnte und diese bis ins Kleinste durchführte, strebte die Gauverfassung nach Wahrung des individuellen Rechts und stützte sich auf die individuellen Kräfte, ließ die Centralisation und das Aufgehen der Individualität in die einköpfige Masse nicht zu, führte das Princip der Selbstverwaltung bis ins Kleinste durch und stärkte dadurch das Selbstbewußtsein des Einzelnen. Eine solche Verfassung hat daher föderalistisch-republikanischen Charakter. Wie die kleinen germanischen Stämme sich in Folge des stark entwickelten Persönlichkeitsgefühls gegenseitig befehdeten, so

werden es auch die Aryas gethan und dadurch ihre Thatkraft bewahrt haben, die sonst leicht unter dem Einfluß des ungewohnten heißen Klimas erschlafft wäre.

Das Familienleben freilich war patriarchalisch, und da die Religion keine Tempel und keinen complicirten Cultus erforderte, so versahen die Familienväter auch die Pflichten des Priesters. Keine Kaste also, kein Priesterstand war vorhanden, die die Entwicklung des Geistes irgendwie beschränken konnten.

Wie das übrige Leben, so einfach und natürlich war auch das religiöse, und wenn wir wohl annehmen müssen, daß der Rigveda, so wie er heute vor uns liegt, nicht ganz so von den Aryas geschaffen worden, sondern noch manche Zusätze von den Brahmanen erlitten hat, so können wir die Religion der Veda-Arier doch immerhin gerade so deutlich daraus erkennen, wie die Religion der Germanen aus den Edden. Versuchen wir, uns eine Vorstellung von diesem arischen Glauben zu machen.

An der Spitze des Pantheons steht Varunas, der, identisch mit Uranos, den Ocean des Himmels repräsentirt, später aber der Vertreter des Wassers wird. Er wird als Deva, als Gott verehrt, Deva aber bedeutet nichts anderes als der Leuchtende, also das Licht des Aethers, der Taghimmel, dessen Gemahlin Prithivi, die Erde ist. Varunas als Dyaus pitar, als Gott Vater, ist der griechische Zeus pater und der römische Jupiter; von dem Stamm dev sind wahrscheinlich auch die griechischen und lateinischen Bezeichnungen für Gott Theos und Deus abzuleiten. Varunas war der ursprüngliche eine Gott, der sich dann vervielfältigte, indem jede einzelne Kundgebung des Göttlichen in der Natur zum besondern Gott gemacht wurde. Die Sonne wurde zuerst abgefondert und in drei Gestalten als Surja, Savitri und Puschan besonders ver-

ehrt; ihr eilt die Morgenröthe Ushas, eine holde Jungfrau, als Verkünderin voran, deren Vorläufer die Asvinen, die griechischen Dioskuren, waren. Eine große Zahl von andern Lichtgöttern, Abitjas, unter denen Mitras und Arjaman die hervorragendsten, wurden im Gefolge des Varunas gedacht und nach und nach besonders angebetet. Daß aber das Streben zum Pantheismus von vornherein den Ariern eigen und eingeboren war, das erhellt aus der wichtigen und interessanten Erscheinung, daß doch jede einzelne Gottheit gleichsam als einzige höchste verehrt wurde, was eben auf die Auffassung der Natur und des Göttlichen als einer Einheit zurückzuführen ist; dieser Einheit wurden sie sich nun unter dem Bilde der Sonne, des Mondes, Agni's, des Opferfeuers, des Pflanzenkeims, des Wassers u. s. f. bewußt. Im weitern Verlauf der Entwicklung der religiösen Vorstellungen wurde die ganze Natur mit Göttergestalten bevölkert, Indra aber an Stelle des Varunas die Verkörperung des erhabensten einheitlichen Gottesbegriffs und zugleich der Schutzgott des Volks. Diese Lieblingsgestalt des ario-indischen Gottesbewußtseins machte denn auch später alle Wandlungen durch, denen die Phantasie der indogermanischen Völker ihre lichtvollsten edelsten Schöpfungen überall unterwarf: vom Lichtgott zum Schutzgott, von diesem zur Verkörperung der Nation, zum Heros, an den sich nebelhafte historische Erinnerungen und poetische Niederschläge der nationalen Denkweise und Weltanschauung ansetzten, um sich an diesem festen Kern zu epischen Dichtungen zu krystallisiren.

Zuerst vertritt Indra das Element der Luft, den blauen Himmel, den leuchtenden Aether und erscheint, wie Zeus, als gütiger Gott, der die Menschen beschützt; diesen Charakter bewahrt er aber auch weiter als Gewittergott, dem Thor der Germanen entsprechend, wie dieser gegen die Nacht,

Sturm- und Feuergeister ankämpfend, und wird zum Gott der Fruchtbarkeit, indem er die regenspendenden Wolkensühe aus der Gefangenschaft feindseliger Kräfte befreit. Als Kämpfer im Himmel nimmt er nun weiter, wie das nahe liegt, auch die Gestalt des Schlachtengottes überhaupt an, der den Kampf entscheidet und den Sieg verleiht.

Agni ist der Vertreter des elementaren Feuers und zwar insofern es wohlthätig wirkt. Die Folge davon ist, daß er als gewichtigster Culturfactor, als gewaltiger Gott angebetet wird. Das Feuer aber strebt zum Aether empor und in der Opferflamme des Hausaltars offenbart es seine Bestimmung vornehmlich: es wird Mittler zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und den Menschen und wird endlich Gott der Priester. Als Mittler hat er den Werth des Mercur.

Außer diesen großen Göttern finden wir noch eine bedeutende Anzahl von untergeordneten, von Geistern, Nymphen, Dämonen wie die Asuras, Apsaras und Rakshasas; unter ihnen ist natürlich die dualistische Richtung ebenfalls ausgesprochen, indem sie sich in Geister des Lichts und des Tages und in der Folge des Guten und in solche der Finsterniß, der Nacht, daher weiter der Repräsentanten der Naturübel und des Bösen theilen. Daß das Culturland, die Ackerfurche (Sita), der Indus und die andern Flüsse ebenfalls verkörpert und in verwandtschaftliches Verhältniß zu den großen Göttern gebracht wurden, liegt nahe.

Neben diesem Cultus der Naturkräfte oder der Natur in ihren Elementen und Kräften finden wir deutliche Spuren eines andern Cultus, nämlich des der Ahnen. Wie wir in den Maruts, den Winden, den Kindern Rudras, des Sturmgottes, noch die Seelen der Verstorbenen wiedererkennen können, die im Aether schwebend gedacht wurden, so tritt der Ahnencultus auch sonst noch deutlich zu Tage, was die

dunkle Vorstellung vom Leben der Seele nach dem Tode voraussetzen läßt, denn von der Seelenwanderung ist im Rigveda noch nicht die Rede, sie entsprang später dem Gehirn selbstfüchtiger Priester, der Brahmanen, die in dieser Lehre eine bequeme Handhabe gegenüber dem Selbstbewußtsein und der Gläubigkeit der Massen erhielt. Das Reich der abgeschiedenen Seelen dachte man sich beherrscht von Jama, dem ersten Menschen, und wie wir oft die Vorstellung des Paradieses mit dem Leben und dem Aufenthaltsort des ersten Menschen verbunden sehen, so auch hier, Jama's Reich wird Todtenreich und Paradies; die Idee der Vergeltung aber wurde mit einer systematischen Unsterblichkeitslehre erst durch die Brahmanen ausgebildet. Die Paradiesvorstellungen sind den im Allgemeinen sehr niedrigen Culturzuständen entsprechend noch sehr sinnlich. Auch die Flutsage finden wir bei den Ariern, die sie in Verbindung mit dem Begründer der Ordnung: Manus brachten, der dem Minos der Griechen, dem Mannus der Germanen gleich ist und auch auffallende Namensverwandtschaft mit dem ägyptischen Menes zeigt. Die Belebung der Luft mit Seelen führte bald zu der Annahme einer Gesamtseele: Brahma, der Hauch, der Geist, dessen geheimnißvolles Wirken man sich als die Ursache vieler Erscheinungen vorstellte. Brahma aber nimmt die Gestalt anderer Götter an, und das Streben der vedischen Religion zum Monotheismus wird durch die Anerkennung der höhern unsichtbaren Macht, die gleichsam wie das unantastbare Schicksal hinter den Göttern steht, so stark ausgeprägt, daß man den Glauben an einen Gott als das Kennzeichen der frühesten Periode des religiösen Lebens der Arier aufstellen könnte.

Der Cultus bestand in Opfern und Gebeten. Die Verrichtung derselben versahen im Allgemeinen die Hausväter; nur die Fürsten hatten für die Staatsopfer Purohitas, eine

Art Priester, die zugleich als Berather, also als Minister dienten. Die Opfer bestanden in frühester Zeit in Thieren: Pferden und Rindern; ob Menschenopfer in vedischer Zeit dargebracht wurden, ist zweifelhaft und wird von mehreren Autoritäten verneint. Die gewöhnlichsten Opfer waren die des Somatrank, einer Mischung von dem Saft der Asklopias acida, Milch und geklärter Butter. Dieser Trank, der indische Nektar, wurde frühzeitig selbst vergöttert, um später oft mit den höchsten Göttern vertauscht zu werden. Ueberhaupt ist die Mythologie der Arier und Indier so reich an gleichartigen Gestalten, die mit einander verwechselt werden, daß es oft schwer ist, den eigentlichen Werth einer jeden zu bestimmen. Diese Eigenthümlichkeit, die die ario-indische allerdings mit vielen andern Mythologien gemein hat, ist erstens darauf zurückzuführen, daß die Hymnen des Rigveda zu verschiedenen Zeiten, zwischen denen viele Jahrhunderte liegen, gebichtet wurden; daß ferner keine Hierarchie die Gestalten präcisirte, so daß jedem Rishi und Purohita, dem Dichter und Opferpriester, überlassen war, seinen Gott unter dem Bilde anzurufen, das unter den gegebenen Verhältnissen das entsprechendste war; daß endlich bei der großen Ausdehnung der Ländergebiete Localmythen und Localanschauungen entstanden, die dann später mit einander in Zusammenhang gebracht wurden.

Die Opfer wurden jedoch nicht als Zeichen bedingungsloser Verehrung den Göttern dargebracht, sondern gewissermaßen als Münze, als Tribut gegeben, wofür Gegenleistungen von den Göttern erwartet wurden. Das Verhältniß zwischen Göttern und Menschen wurde als Vertrag angesehen, der den ersten die Pflicht auferlegte, für die Gaben der Menschen ihre Bitten zu erfüllen.

Was die Veden als Ganzes betrifft, so finden wir in

dem Hauptstück derselben, dem Rigveda, die herrlichsten Hymnen und erhabene Gedanken, doch dürfen wir darum nicht glauben, daß Alles in ihm in gleicher Weise vollendet sei. Das rohe Naturleben der Arier, die platten Anschauungen eines auf niedriger Culturstufe stehenden Volkes fanden in dem Buche ebenso gut ihren Platz und überwiegen an Masse bei weitem die Götterfunken, die dem Geiste Höherbegabter entsprangen. Der Zug, der den Indern zu allen Zeiten eigen war, weil er im psychischen Rassencharakter wurzelt, die Neigung zur Phantastik, die keine Grenzen für ihre fabelhaften Vorstellungen findet, ist im Weda auch bereits kräftig entwickelt.

Die Weden zerfallen in vier Abtheilungen, von denen der Rigveda die ursprünglichen Hymnen, 1028 an Zahl, umfaßt; die übrigen Weden sind zum Theil aus dem Rigveda hervorgegangen, theils ergänzen sie ihn: der Samaveda enthält die Lieder, die bei den Opfern gesungen, der Yajurveda, die zu den Opfern gesprochen wurden; der Atharvaveda, der jüngste von allen und zweifellos der Brahmanenzeit angehörend, besteht aus Gebet-, Beschwörungsformeln und Aehnlichem.

Zur Charakteristik der Religion jener Zeit und der Geistesrichtung überhaupt wollen wir einige Citate aus den Weden heranziehen.

Der monotheistische Grundzug erhellet unzweifelhaft aus den folgenden Hymnen, die auf die Schöpfung Bezug haben (M. Müller).

Da war nicht Sein, nicht Nichtsein — nicht das Luftmeer,
 Nicht das gewobne Himmelszelt da droben —
 Was hüllte ein? Wo barg sich das Verborgne? —
 War wohl die Wasserfluth der jähe Abgrund?
 Da war nicht Tod — Unsterbliches war nirgends —
 Nichts schied die dunkle Nacht vom hellen Tage;

Es hauchte hauchlos in sich selbst das Eine;
Andres als dies ist fürder nichts gewesen.

Und dunkel war's, ein unerleuchtet Weltmeer,
So lag dies All im Anfang tief verborgen;
Das Eine nur, gehüllt in dürrer Hülse,
Wuchs und erstand, kraft seiner eignen Wärme.

Und Liebe überkam zuerst das Eine,
Der geist'gen Inbrunst erster Schöpfungsame,
Im Herzen sinnend spürten weise Seher
Das alte Band, das Sein an Nichtsein bindet.

Der Strahl, den weit und breit die Seher sahen,
War er im Abgrund, war er in der Höhe?
Man streute Samen, es erwuchsen Mächte —
Natur lag unten, oben Kraft und Wille.

Wer weiß es denn, wer hat es je verkündet,
Woher sie kam, woher die weite Schöpfung —
Die Götter kamen später denn die Schöpfung —
Wer wüßte wohl, von wannen sie gekommen?

Nur Er, aus dem sie kam, die weite Schöpfung,
Sei's, daß er selbst sie schuf, sei's, daß er's nicht that —
Er, der vom hohen Himmel her herabschaut —
Er weiß es wahrlich — oder weiß auch Er's nicht?

Durch die erste Strophe werden wir an die Edda er-
innert, wo es heißt:

Einst war das Alter, da Alles nicht war,
Nicht Sand noch See, noch salz'ge Wellen,
Nicht Erde fand sich noch Ueberhimmel,
Gähnender Abgrund und Gras nirgend.

Im Anfang also war nur „Das,“ oder wie es hier heißt, „Es“ (hauchte hauchlos), nämlich das Brahma, der Geist. Verkörpert im goldnen Weltei Hiranyagarbha geht daraus „Er,“ nämlich der Gott Brahma, hervor. Die Schöpfung

aber wird, wie in manchen kosmogonischen Mythen der Griechen durch die Liebe hervorgerufen.

In einer andern Hymne heißt es (Holey):

„Das höchste Wesen allein existirte, nachher war allgemeine Finsterniß, sodann wurde durch Verbreitung der Wesenheit (Tugend) der Ocean erzeugt, aus diesem erhob sich der Schöpfer des Weltalls und schuf nach einander die Sonne und den Mond, welche Tag und Nacht regieren, aus denen der Umfang der Jahre hervorgeht; hierauf bildete er Himmel und Erde, den Raum zwischen beiden und die himmlische Gegend.“

Und wiederum lautet es in einem andern so (M. Müller):

Im Anfang trat hervor Hiranyagarbha,
Herr von Geburt von Allem, was geworden;
Er trug die Erde, trug den Himmel droben —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Der uns den Obem giebt, der uns die Kraft giebt,
Deß' Nachtgebot die Götter all' verehren,
Deß' Schatten die Unsterblichkeit, der Lob ist —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Er, der durch Macht allein zum König wurde
Von Allem, was sich regt, was athmet, schlummert,
Der aller Menschen Herr und des Gethieres —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Durch dessen Macht die Schneegebirge feststehn,
Das Meer, so sagt man, mit dem fernem Strome,
Deß' Arme sind die Himmelsregionen —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Er, der den Himmel starr, die Erde fest schuf,
Den Aether stützte, ja den Ueberhimmel,
Er, der das Licht im Lustraum ausgemessen —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Zu dem empor, durch seinen Schutz gefestigt,
Himmel und Erde blüht, im Herzen schauernd,
Er, über dem die Morgensonn' emporflammt —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Als mächt'ge Wasser kamen, jeden Samen
Verbreitend, und des Blühes Feuer zeugend,
Da trat hervor der Götter erstes Leben —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Der hoch auch diese Wasser überschaute,
Die Kraft gewähren und das Feuer zeugen,
Er, der allein Gott über allen Göttern —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

Uns thu' kein Leid: Er, der der Erde Vater,
Er, der Gerechte, der den Himmel zeugte,
Der auch die Wasser schuf, die hehren, hellen —
Sagt, welchem Gotte bringen wir das Opfer?

(Pragapati, kein Anderer als du nur
Hält alles dies Geborne hier umschlungen;
Mög' das uns werden, was wir opfernd wünschen,
Ja, laß uns werden Herrn der besten Schätze.)

Die folgende Hymne erinnert sehr an den 139. Psalm
(M. Müller):

1. Der große Herr dieser Welten sieht, als ob er nahe wäre. Wenn einer auch denkt, er wandle verstoßen, die Götter wissen es all'.

2. Ob einer gehe oder stehe oder sich verstecke, ob einer gehe niederzulegen oder aufzustehen, was zwei zusammensitzend einander zuzflüstern: König Varuna weiß es, er ist als Dritter unter ihnen.

3. Auch diese Erde ist Varuna's, des Königs, und dieser weite Himmel sammt seinen fernen Enden. Die beiden Meere (der Himmel und der Ocean) sind Varunas Hüften, so auch ist er enthalten in diesem Wassertröpflein.

4. Wenn einer auch fern hinweg flöhe, jenseits des Himmels, auch dann würde er nicht entrinnen Baruna, unserm König. Seine Späher gehen aus vom Himmel hernieder zur Erde, mit tausend Augen forschen sie über die Welt dahin.

5. König Baruna schaut alles dieses, was zwischen Himmel und Erde ist und was darüber hinaus liegt. Er hat gezählt die Blicke der Augen der Menschen. Wie ein Spieler die Würfel wirft, so ordnet er alle Dinge.

6. Mögen alle deine bösen Fallstricke, die da stehen siebenfach und dreifach ausgeworfen, den Menschen fassen, der eine Lüge redet; mögen sie den verschonen, der da die Wahrheit spricht!“

Die Schöpfung der Götter und der irdischen Wesen wird im Sadjurveda folgendermaßen erzählt (Polen):

„Es waren die Gewässer, diese Welt war ursprünglich Wasser. In ihm bewegte sich der Herr der Schöpfung, der Luft geworden war, er sah diese Erde und hielt sie aufrecht, indem er die Gestalt eines Ebers annahm; dann wurde er Vishvakarman, der Künstler des Weltalls und gestaltete diese Erde. Sie wurde berühmt und sichtbar (prithivi) und deshalb wird der Erde der Name Prithivi gegeben.

„Der Herr der Schöpfung war in tiefe Betrachtung über die Erde versunken und schuf die Götter, die Vasus, Rudras und Aditjas. Diese Götter wendeten sich an den Herrn der Schöpfung und sprachen: „Wie können wir Geschöpfe bilden?“ Er erwiderte: „So wie ich euch durch tiefe Betrachtung schuf, so sucht auch ihr in tiefer Andacht das Mittel, die Geschöpfe zu vervielfältigen.“ — Er gab ihnen geweihtes Feuer und sprach: „Mit diesem Opferfeuer verrichtet heilige Andacht.“ Jene vollzogen mit demselben heilige Bußübungen und schufen in einem Jahre eine Kuh.

Er gab diese den Vasus, den Rudras und den Adityas und befahl ihnen: *Hütet sie.*" z.

Um auch eine Vorstellung von den Hymnen an die Einzelgötter zu geben, ziehen wir einige Bruchstücke aus solchen heran (A. Ludwig, Rigveda). An Indra:

„Kommt heran und setzt euch nieder, singet zu dem Indra, ihr Freunde, mit der Stomalieder Darbringung.

Durchbringen sollen dich die raschwirkenden Soma, Indra, Liederfreund, sie seien dir wohlthätig, dem Verständigen.

Mögen uns die Sterblichen nicht trügen; da du, Liederfreund, über die Leiber verfügst, so halte fern den Mord.

Sie spannen an den hellen, den rothen, den vom Feststehenden hinwegwandelnden; heller Glanz erstrahlt am Himmel.

Sie spannen feine lieblichen Falben an den Wagen mit auseinandergehenden Seiten, die blutrothen, muthigen, Helden bringenden.

Indra hat zu weitem Schauen die Sonne an den Himmel steigen lassen.

Indra, hilf uns bei den Kraftthaten und in den tausend Schlachten, Gewaltiger mit gewaltigen Hilfsleistungen.

Indra rufen wir in der großen, Indra in der kleinen Schlacht, als Verbündeten den Keilbewehrten bei Nachstellung; er allein unter den Lebenden verfügt über alles Gut der fünf Völker.

Indra komm, berausche dich am Saft an allen Gliedern des Somastengels (an allen Somafesten), groß, ein Helfer durch Kräftigkeit.

Laßt ihn zu dem Saft, den Erfreuer zum erfreuenden Indra, den wirkenden zu dem, der Alles bewirkt.

Verleih uns breiten, hohen Ruhm, rinderreichen, Indra, reichen an Kraftnahrung, das ganze Leben dauernden, nicht schwindenden.

Du, hörenden Ohres, höre den Ruf, nimm ja doch meine Lieder an; diesen meinen Stoma, o Indra, nimm dir mehr ans Herz als selbst deinen Bundesgenossen,“ nämlich den Keil, der wie Thors Hammer Miölnir, gegen die Feinde geschleudert, wieder zu seiner Hand zurückkehrt.

(A. Höfer, Ind. Dichtungen:)

An die Morgenröthe.

Auf heil'gen Pfaden, Morgenroth!
 Vom Himmelsglanze komm herab:
 Die rothen Räder fahren dich
 Zum Hause hin des Opfernden!

Nah', Himmelstochter! heut dem Mann,
 Der frommen Segensspruch dir weiht,
 Im Wagen, ihm, dem glänzenden,
 Dem glücklichen, den du betrat'st.

Die Vögel, die da fliegen, all'
 Und Menschen und Gethier, das kommt,
 Wenn du erschienen, Morgenroth,
 Von jedem Himmelsstrich hervor.

Die Nebel scheuchend, hat dein Strahl
 Die ganze Welt so licht erhellt:
 Um Reichthum bittend, preisen dich
 Des Kanva Söhne, Morgenroth.

Eine durch Poesie verklärte einfache, kindlich naive Naturanschauung spricht aus diesen und zahllosen andern Hymnen zu uns.

An Agni.

Dich wählen wir zum Boten aus,
 Den Priester dich, der Alles weiß:
 Dein Licht, wenn groß geworden du,
 ergießet sich,
 Zum Himmel reicht dein Strahl hinan,

Die Götter Mitra, Varuna
 und Arjaman,
 Den alten Boten, ehren dich.
 Durch dich erlangt den Reichtum all',
 o Feuergott,
 Wer dich verehrt, der Sterbliche. 2c.

An die Asvinen und Indra.

Des Himmels Tochter tritt hervor,
 Der Morgen, nun am Himmelszelt,
 Verscheuchend mit dem Blick voll Glanz
 des Dunkels Nacht,
 Und schafft, den Guten hold, den Tag.
 Das Opfer ruft zu euch empor,
 Asvinen, wie zum Kalb die Kuh.
 Und wie ihr allen willig naht,
 so ruf ich euch,
 Ihr Spender, auch zum Schutze an.
 Wer ist, wo weilt, Asvinen, er,
 Der in des bitteren Hungers Noth
 Um Hilfe sich an euch gewandt
 umsonst und euch
 Umsonst den Somasaft geweiht?
 Bereitet ist, Asvinen, euch
 Im Opfer süßer Somasaft:
 Beim Opfer heute trinkt davon
 und lohnt dem Mann,
 Der ordnet uns die Festlichkeit. 2c.

An Varuna. (W. Müller.)

Laß mich noch nicht, o Varuna,
 Eingehn in das Haus von Lehm,
 Sei gnädig, Starke, gnädig uns!
 Blickschleudrer! wenn ich zitternd geh',
 Der Wolke gleich, vom Sturm bewegt,
 Sei gnädig, Starke, gnädig uns!

Durch Schwachheit, kräft'ger, lichter Gott,
 Betrat ich den verkehrten Pfad,
 Sei gnädig, Starker, gnädig uns!

Welch' Sünde wir, o Varuna, begehen hier,
 Wir Menschenkinder, gegen aller Götter Schar,
 Wenn deine Satzung sorglos wir gebrochen auch,
 O straf' uns nicht ob dieser unsrer Missethat. —

Um 1500 v. Chr. aber begaben sich die Völker der Indusländer von neuem aus unbekanntem Gründen auf die Wanderung und gelangten, nachdem sie Wüsteneien östlich vom Indus passirt, in das fruchtbare Stromgebiet des Ganges, an dessen Ufern sie eine neue Cultur begründeten. Doch konnte dies nicht friedlich vor sich gehen; denn jene Ländermassen waren seit Urzeiten von den Dravidas besetzt, denen die Arier sie abgewinnen mußten, und die sie nach Norden und Süden verdrängten, wo sie sich bis heute mehr oder weniger rein erhalten haben. Allmählig die ganze Halbinsel erobernd, gelangten sie auch nach Ceylon, das sie gegen das zehnte Jahrhundert in Besitz genommen haben müssen. Seit dieser neuen Wanderung wurden die Arier erst Inder, wie überhaupt ihre Cultur und Natur sich wesentlich umgestaltete. Zunächst fand eine vielfältige Vermischung mit den Dravidas statt, worüber beide Völker ihren Rassencharakter bis auf wenige Ueberreste einbüßten. Bald aber, als die Arier sich Herren fühlten, traten sie den frühern Besitzern des Landes auch als solche gegenüber und es entstand in den indischen Reichen eine Spaltung der Bevölkerung in zwei große Klassen, die nach der Hautfarbe, varna, benannt wurden, wofür die Portugiesen später das Wort Kaste einsetzten.

Der fruchtbare Boden forderte zum Aufgeben des Nomadenlebens und zur Pflege des Ackerbaus auf; diese Wandlung mußte auch eine weitere Spaltung der Gesellschaftsklassen,

eine Arbeitstheilung nach sich ziehen, die das entstehende Kastenwesen bald zu voller Entwicklung brachte. So bietet uns das Leben der Indier vor allem wieder eine interessante culturhistorische Erscheinung, daß nämlich der Volkstypus und Volkscharakter sich erst bildet, wenn die Völker zur Ackerbau- thätigkeit, der Grundlage für die Staatenbildung, übergehen. Die Arier der Indusländer erlangen erst am Ganges die charakteristischen Eigenthümlichkeiten, durch die sie sich von allen übrigen Völkern unterscheiden; bisher waren sie Indogermanen, von dem Augenblick an, da sie in den Ganges- ländern, in Dekhan und an den Meeresküsten Staaten bilden, geben sie den Rassencharakter auf, fallen den zahllosen gestaltenden Einflüssen der Natur und der localen Verhältnisse anheim und entarten.

Die Culturgeschichte belehrt uns ferner, daß die Geistes- und Körperkräfte sich fast stets das Gleichgewicht halten und wo die eine Seite zu sehr belastet wird, geschieht es auf Kosten der andern. Weil nun die kräftigen Männer im Kampf gegen die Dravidas thätig sein oder ihre Kraft auf den Ackerbau anwenden mußten, vernachlässigten sie nach diesem Gesetz der Ausgleichung die Ausbildung der Geistes- kräfte, die ebenso wie die Seelsorge und der Cultus einem besondern Stande zufielen, der sich aus der Klasse der Rishi's, Purohitas und anderer bei den Opfern früher thätiger Indi- viduen bildete. Hatte bis dahin der Schwerpunkt der Macht in der Faust der Krieger und Fürsten gelegen, so wußte die Kaste der Brahmanen, wie die Priester sich von nun an nannten, mit schlauer Berechnung und mit erstaunlicher Schnelligkeit die gesammte weltliche und geistliche Macht an sich zu reißen. Waren sie früher die Berather der Könige gewesen, hatten sie als solche die Gemeindeopfer vollzogen, so mußte bei der Entwicklung größerer Staatsorganismen die

Königsmacht mit höherer Weihe umkleidet werden, und wer anders konnte das thun, als diejenigen, die schon vorher berufen gewesen waren, als Sänger und Opferer den Verkehr zwischen Himmel und Erde zu vermitteln. Die Könige wurden von den Brahmanen geweiht, die sich nun auch als Rathgeber unentbehrlich zu machen suchten und die einträglichen Staatsstellen für sich in Anspruch nahmen.

Bei dem stark entwickelten Gottesbewutsein, das durch eine kräftige Phantasie unterstützt wurde, bei der daraus resultirenden Achtung und Furcht vor den Göttern, musten die Priester dem niedern Volke gegenüber als Hoherbegnabete erscheinen, und diese ihrerseits suchten sich durch feste Schranken vor zu naher Berührung mit den andern Klassen zu hüten, damit die Verehrung, die ihnen zu Theil wurde, nicht unter dem Einflu der Familiarität litte. Die Pflege des Geisteslebens und der Religion war somit völlig in ihren Händen, und die Brahmanen waren nun nur darauf bedacht, ihre wachsende Macht zu befestigen. Sobald sie sich sicher glaubten und nachdem sie schnell die Uebergangsperiode der Staatsbildung zu ihrem Vortheil ausgenutzt hatten, begannen sie auch mit den Vertretern der physischen Kraft den Wettstreit, aus dem sie endlich als Sieger hervorgingen und der nach ihren eigenen Angaben sogar mit der vollständigen Vernichtung der Kschatrijas, der Kriegerkaste, geendet haben soll, was sicher eine Uebertreibung ist.

Die nächste Sorge der Brahmanen war, die Klasseneintheilung in ihrem Sinne und Interesse durchzuführen, und indem die Zweitheilung von vornherein gegeben war, erfolgte die weitere Spaltung nach Magabe jener. Die Arjas, die weien Eroberer, zerfielen in drei Klassen, den Lehr-, Wehr- und Nahrstand: die Brahmanen, Kschatrijas und Waischjas. Die Masse der Besiegten, die Schwarzen,

Mletichas, hatten als Schudras, Tschandalas, Mischabas und Varias die niedrigsten Dienste zu verrichten und wurden kaum höher als die Thiere geachtet. Doch eine solche Theilung genügte nicht allein, es mußte ihr die höhere Weihe des göttlichen Ursprungs verliehen werden, die Brahmanen führten die Kastenentstehung daher direkt auf Brahma zurück und erfannen den Mythos, daß die Brahmanen aus dem Munde Brahmas, die Kschatrijas aus seinen Armen, die Waischjas aus seinen Hüften, die Schudras aber aus seinen Füßen entstanden.

Finden wir bei der Priesterschaft eines jeden Volkes das Bestreben, sich von den übrigen Klassen der Gesellschaft abzuheben, so steht das Beispiel einer so genau geordneten Abgrenzung der Klassen, einer so hochmüthigen Anmaßung, wie sie das Brahmanenthum zeigt, doch wohl einzig in der Weltgeschichte da und bildet für die Inder der Welt gegenüber ein überaus bedauernswerthes Charakteristicum, das die ganze Gestaltung des indischen Lebens bedingte. Die uralten Hymnen wurden zu Offenbarungen Brahmas umgestempelt und Alles das hinzugethan, was das Ansehen der Brahmanen erhöhen konnte. Civil- und Staatsgesetze wurden geschaffen, die jede Verletzung des göttlichen Kastenwesens mit furchtbaren weltlichen und himmlischen Strafen belegten. Die Hölle wurde erdacht und mit allen Martern und Qualen ausgestattet, die das Gehirn asketischer selbstsüchtiger Priester nur erfinden kann, und damit der geistliche Zwang auch auf die Lebenden ausgedehnt würde, wurde die Vorstellung der Seelenwanderung ausgebildet, wonach Jedem, der irgend welche von den tausend kleinen Kastenregeln verletzte, nach den entsprechenden Höllenstrafen ein Aufenthalt in den verschiedensten Thierkörpern drohte. Nur wer sein Leben in vollster Hingebung an Brahma, die göttlichen Vertreter des-

selben, die Brahmanen, und ihre Gesetze zugebracht, wer das Ich vollkommen ertödtet, in absoluter Beschaulichkeit, d. h. Unthätigkeit hingelebt hatte, der war — vorausgesetzt immer, daß er den obersten Kasten angehörte — der himmlischen Freuden gewiß und der Qual der Seelenwanderung überhoben. Das Gesetzbuch Manu's, die Bibel des Kastenwesens, der Ausdruck der Idee des Kastenstaats, bildete den Schlüsselstein der Priesterschaft, sanctionirte die Unterordnung des Staats unter die Willkür der Brahmanen.

Ungeheure Commentare der Vedea wurden geschaffen, erlangten als Smriti, Ueberlieferung, beinahe ebensolche Geltung wie die heiligen Bücher selbst und dienten natürlich neben dem Zweck, die Letztern zu erklären, auch dem, das Ansehen der Brahmanen immer höher zu schrauben und die Fesseln immer enger zu schließen, die der körperlichen und geistigen Thätigkeit der indischen Völker auferlegt waren. Auf solche Weise gelangte man denn auch endlich zu dem Schluß, daß ein Asket höher steht als die Götter.

Dem Streben der Brahmanen, die ganze Macht über Seele und Körper der Inder in ihren Händen zu concentriren, kam das Klima noch entgegen. Nachdem der Boden einmal für den Ackerbau hergerichtet, war eine geringe Thätigkeit erforderlich, um die Existenzmittel zu gewinnen. Die Länder Indiens waren unterworfen, die Kämpfe zwischen Staat und Hierarchie konnten die Massen nicht interessiren, die Religion der Brahmanen regte nicht nur nicht zur Thätigkeit, zur harmonischen Ausbildung aller Kräfte an, sondern steckte vielmehr enge Grenzen, über die hinauszugehen Sünde war, verlangte absolute Hingabe, strengsten Glauben, verhinderte die Theilnahme der andern Kasten an den Cultushandlungen, verbot die Beschäftigung mit den Vedea, die das Privilegium der Brahmanen war, und stellte als das höchste Ziel des

Lebens passive Ruhe hin. Das Klima führte zu dieser Passivität ebenfalls, der fruchtbare Boden gab beinahe von selbst, was der genügsame Hindu brauchte, — damit war das Loos der Nation entschieden, die herrlichen Geisteskräfte, die so schöne Blüten im Induslande getrieben, verkümmerten hier und wandten sich, dem Gesetz der Ausgleichung folgend, ganz dem Gebiet der Phantasie zu, suchten dort ein Thätigkeitsfeld, das ihnen überall sonst verwehrt war.

Die einzige günstige Folge, die wir dem Kastenwesen zuschreiben könnten, ist die Ausbildung der gewerblichen Technik. Denn, da die Thätigkeit einer jeden Klasse von Gewerbetreibenden gesetzlich ebenso genau bestimmt war wie die Unterscheidungszeichen der Kasten, so mußte auf jedem der an sich beschränkten Arbeitsfelder eine tüchtige Ausbildung die Folge sein. Die Leistungen der Gewerbetreibenden, auch durch den Umstand, daß die gleiche Thätigkeit sich von Geschlecht auf Geschlecht vererbte, wesentlich unterstützt, konnten sogar sehr bedeutend sein, da aber kein Austausch, keine gleichmäßige Durchbringung verschiedener Gewerbe stattfand, so mußte die Technik auf jedem Spezialfelde bald den höchsten Grad der Vollkommenheit erlangen und dann stillstehen. Im Laufe der Jahrtausende ist übrigens die Zahl der Kasten unter den vielen äußern Einflüssen stets gewachsen, so daß heute die hervorragendsten sich auf 14 beziffern.

Die Lehre der Seelenwanderung bildete die natürliche Neigung der Hindus zur Ruhe und Milde mehr und mehr aus, hielt sie von der Tödtung lebender Wesen ab, es hörten daher auch die Thieropfer mit der Zeit beinahe ganz auf. Doch was nützen diese wenigen günstigen Folgen gegenüber den zahllosen schädigenden? Was wiegt den knechtischen Sinn auf, der den Begriff der Freiheit endlich gar nicht mehr fassen konnte, weil er unter der starren herzlosen Despotie selbst-

süchtiger Priester keinen Boden fand? Wer zum Selbstbewußtsein gelangte, wurde dadurch zum Rezer, und die Anzeichen des Rezergeistes machen sich schon lange vor Buddha bemerkbar im Zweifel an dem göttlichen Ursprung der Veden, der Gesetze und der Kasten. Die Meisten aber, wohl erkennend, daß alle Versuche, das Joch der Hierarchie abzuschütteln, vergebens sein würden, beschränkten sich darauf, sich im stillen Welt Schmerz mit der Sehnsucht nach der Ruhe des Jenseits zu trösten und ihr Leben als Einsiedler fern von der Schmach des socialen Lebens hinzubringen, dessen Gesetze das Haupt des Königs unter den Fuß des niedersten bettelhaften Brahmanen beugte. Wo war unter dieser unwürdigen Sklaverei der Jugendmuth, die Tapferkeit und Ruhmbegier, der Freiheitstrieb geblieben, die einst das Volk der Aryas, der Edeln, der Ehrwürdigen und Treuen, wie es sich nannte, geblieben? Das Gemüthvolle allein hatte sich erhalten und zeigte sich dauernd im Familienleben, als ob das Individuum dort den Ersatz suchen wollte für alle die übrigen verloren gegangenen Besitzthümer des kräftigen Geschlechts der Väter.

Was die Umgestaltung der Religion unter dem Einfluß des Brahmanenthums anbetrifft, so wurde das Brahm, der unsichtbare Hauch, der Geist, zum Emanationsquell, aus dem sich der männliche Gott Brahma und die beiden andern Verkörperungen des einen Göttlichen als Wischnu und Schiva ablösten, zusammen wieder eine ideale Welteinheit bildend. Während darüber die alten arischen Götter in den Hintergrund traten, wurden neben jenen natursymbolischen Gottheiten die Einzelheiten des Cultus, die Opfergeräthe und Aehnliches, zur Würde von Göttern erhoben. Den Anstoß dazu hatte die Verehrung Agni's als Opferfeuer und die des Somatranfes gegeben und da „concentrirte Andacht und

Buße mächtiger als alle Götter sind und alle Gewalt verleihen," so wurden die Brahmanen endlich beinahe mehr verehrt als die Götter selbst und die Seelen großer Asketen sind wohl mit in das indische Pantheon aufgenommen worden, wenn dasselbe heute statt der 33 Götter der frühesten Brahmanenzeit 330 Millionen solcher umfaßt. Wie Brahma als Weltseele, der Urquell alles Bestehenden war, so war es auch die ewige Einheit, in die Alles bei seiner Auflösung wieder einging, und diese Vereinigung mit der Weltseele, die absolute Ruhe, die über die Seelenwanderung hinweghalf und durch völlige Erstödtung des Selbst, durch die furchtbarste selbstquälerische Askese erreicht wurde, war das Ideal jener Welt. Nehmen wir aber Brahma als ewigen, ureinen Wesensquell an, so vertreten die vedischen Götter Indra, Agni und Varuna, Luft, Licht und Meer, die Begriffe des Entstehens, Bestehens und Vergehens, die sich unter dem Brahmanenthum zu der Trimurti, der Dreieinheit: Brahma, Vishnu und Schiva von Neuem verkörpern. In dem letztern, in Schiva, sehen wir überdies noch dravidische religiöse Vorstellungen mit den brahmanischen verbunden, eine Concession, die die Brahmanen den Massen der Eingebornen aus Klugheitsrücksichten zu gewähren gezwungen waren. Auch der Cultus Schivas wich wesentlich von dem der andern Glieder der Trimurti ab, in jedem aber wurde zu allen Zeiten immer nur die Einheit verehrt.

„Die Wurzel des Gesetzes ist der ganze Veda und die Ueberlieferungen und Gebräuche derjenigen, welche den Veda kannten," heißt es in Manu's Gesetzbuch und dasselbe gilt für alle religiösen und philosophischen Werke der Indier. Der Veda war der Quell, aus dem allein geschöpft wurde, und jeder Ideenkeim, der in ihm enthalten war, wurde von den Brahmanen zur Ausbildung gebracht;

Manches allerdings, was in ihm nicht zu finden, wurde ihm ebenfalls zugeschrieben, so z. B. die Sitte der Wittwenverbrennung, von der M. Müller sagt, „sie ist sowohl gegen den Geist, als auch gegen den Buchstaben des Beda“, ja noch mehr, in einem vedischen Hymnus wird die Wittwe geradezu aufgefordert, von dem Scheiterhaufen herabzusteigen, sich den Lebenden zu erhalten. Dies giebt allerdings zu erkennen, daß schon früher einzelne Individuen in ihrer Liebe bis zu solchem Extrem gingen, wie das nach der Denkweise der Indier und ihrer Phantastik vollkommen begreiflich ist, beweist aber andererseits, daß es von dem Bedafänger, also vom Volksgeist der Beda-Arier, als Unsitte angesehen und nicht geduldet wurde.

Die vedischen Ideen der Welterschöpfung wurden von den Brahmanen nach allen Seiten hin ausgebildet, hauptsächlich aber die kosmogonischen Mythen von Brahma als goldenem Weltei entwickelt. Der monotheistische Grundzug wird auch zu dieser Zeit immer gewahrt, so heißt es beispielsweise in einem Upanishad — so werden gewisse theologische und philosophische Commentare der Vedas genannt — zum Tadschurveda: „Er ist der einzige, der Gebieter, der im Innern aller Wesen stehende Geist, welcher die eine Gestalt (seiner selbst) vielfältig macht. Den Weisen, welche ihn in ihrem Geiste stehend erblicken, wird ewiges Glück zu Theil, nicht den andern. Er ist der Beständige unter den Unbeständigen, das Denken der Denkenden, der Eine, welcher die Begierden der Vielen schafft. Die Weisen, welche ihn in ihrem Geiste stehend erblicken, denen ist ewiger Friede, nicht den andern.

„Nicht durch das Wort, nicht durch den Gedanken, nicht durch das Auge kann man (den höchsten Geist) erreichen. (Und dennoch) ist er! Er ist! Durch sein Dasein (als Wurzel der Welt) kann man ihn erkennen. —

„Höher als die Sinne sind die sinnlichen Gegenstände; höher als diese ist das Herz; höher als das Herz ist die Vernunft, höher als diese ist der große Geist.

„Höher als der große Geist ist das Unentfaltete (der Same des Universums), höher als dieses ist der höchste Geist; nichts ist über diesem, er ist die Grenze, er ist die höchste Stufe.“ zc.

Der Welt schöpfer erscheint je nach seiner Rundgebung und der entsprechenden Auffassung als Vischvakarman, Macher des Alls, Pradschapati, Herr der Geschöpfe, Brahmaapati, Herr der Gebete, Agni, Puruscha, Brahma und Hiranyagarbha, goldenes Weltei, später auch noch unter der Gestalt Kaschnapas und wird außerdem mit den Gliedern der Trimurti, mit den großen vedischen Göttern identificirt. Eine Bezeichnung hat Brahma endlich noch, die zu den am meisten in Indien gebrauchten Worten gehört: Om, das zu einer Begrüßungsform geworden ist. „Dieses Wort,“ heißt es, „ist Brahma, dieses Wort ist das höchste und unvergängliche, wer dieses Wort erkannt hat, erlangt Alles, was er wünscht.“

Während in den Puranas und Upapuranas, Commentaren der heiligen Schrift, die je 18 Bücher mit 400 000 Slokas umfassen, dem religiösen Gefühl der Zeit durch die Brahmanen zum Ausdruck verholfen wurde, verdichteten sich gleichzeitig die einzelnen Theile der im Laufe von Jahrhunderten entstandenen großen Heldendichtungen, die in poetischer Weise die historischen Thaten der Vorzeit behandelten, zu zwei Epen von ungeheurer Ausdehnung: Mahabharata und Ramajana, die sich zu einander etwa wie die Ilias zur Odyssee, wie die Nibelungen zur Gudrun verhalten und den arischen Geist noch vor seiner völligen Knechtung und Ertödtung zu erkennen geben. Das Ramajana ist in sich abgerundet und

wohl von einem Dichter in die Gestalt gebracht worden, in der es der Nachwelt erhalten ist, das Mahabharata dagegen giebt die Entstehung des Epos aus einzelnen epischen Liedern, Rhapsodien, noch zu erkennen und entbehrt der einheitlichen abschließenden Bearbeitung, obgleich ihm natürlich ein Verfasser, nämlich Vyasa, angeeignet worden ist. Vyasa aber bedeutet der Ordner und ist der Sohn von Satjarati, der Sage, woraus schon halb und halb hervorgeht, daß er nur eine mythische Persönlichkeit ist. Das Versmaß beider Dichtungen ist ein 32-silbiges Distichon, Slokas genannt, und jedes der Epen bestand anfänglich aus 24 000 Slokas; die Einschaltung von den wunderbarsten Mythen, Märchen und Fabeln in den Rahmen des Mahabharata ließ dieses aber auf etwa 100 000 Slokas anwachsen. Der Gegenstand des letztern betrifft die Kämpfe der beiden großen Geschlechter der Pandavas mit den Kurus. Jene haben an diese im Würfelspiel ihr Reich verloren und suchen es nun wiederzugewinnen, was ihnen endlich auch gelingt. Dies ist die Grundlage der ungeheuren Dichtung, deren Hauptwerth indeß in den herrlichen Episoden liegt, die zwischen die Erzählungen von den Kämpfen eingeflochten sind. Unter ihnen steht am höchsten die zart sinnige Dichtung von Nalas und Damayanti, in der, wie überhaupt in den Perlen der indischen Dichtkunst, die weibliche Treue in ergreifender Weise verherrlicht wird. Von den andern Episoden sind die bedeutendsten die von Savitri und die philosophische orthodox brahmanische von Bhagavatgita, das in 18 Gesängen die Vorstellungen des frühern Brahmanenthums behandelt und beinahe eben solches Ansehen genoß wie die Vedea und Puranas. Während der Inhalt des Mahabharata die Kämpfe der Arier mit den Eingeborenen zum Gegenstande hat, bezieht sich das Ramajana auf die Eroberungen der Inder im Süden der Halb-

insel und auf die Ceylons, gehört also auch mit seiner Entstehung einer spätern Zeit an als das Mahabharata. Auch ein anderer Grund liegt vor, die endgültige Bearbeitung der Zeit nach dem Auftreten Buddhas zuzuschreiben. Denn in diesem Gedichte tritt der Gott Vishnu in seiner siebenten Avatara oder Fleischwerdung als Rama auf und diese Avataras sind eine Concession, die das Brahmanenthum erst machte, nachdem der Buddhismus siegreich über Indien hinweggegangen und im Schwinden war.

Der Inhalt ist kurz folgender: Vishnu beschließt in Folge der Verwüstungen, die der Riese Ravana, der König von Lanka (Ceylon) und viele seiner Bundesgenossen verüben, in Menschengestalt auf die Erde zu gehen und diesen Uebeln ein Ende zu machen. Er wird demgemäß als Sohn des Königs Dascharata von Abschodschä, dem heutigen Dube oder Rudh, geboren und erhält den Namen Rama. Ihm, als dem ältesten, gebührt die Thronfolge, aber der Sohn einer der Nebenfrauen Dascharata's, Bharata, wird durch die Intriguen der Mutter zum Nachfolger ernannt, während Rama verbannt wird und in die Einöde zieht, gefolgt von seiner treuen Gattin Sita und seinem Bruder Lakschmana.

Bharata will die unrechtmäßig erlangte Herrschaft dem Rama überlassen, dieser aber nimmt das edle Anerbieten des Bruders nicht an, weil er der Bestimmung des verstorbenen Vaters nicht zuwiderhandeln will, sondern bittet ihn, die Regierung zu übernehmen und zieht gegen die Riesen, die er nach langen Kämpfen überwindet. Sita's Entführung durch die riesigen Feinde, ihre unerschütterliche Treue, die sich auch durch die Feuerprobe bewährt — woraus erhellt, daß die Gottesgerichte den frühesten Zeiten des indischen Lebens schon bekannt waren — bilden mit vielen schönen Episoden wie der Herabkunft der Ganga, der Verkörperung

des heiligen Stromes Ganges, und der Bückungen des Königs Visvamisra Glanzpunkte des großen Gedichts.

Leiden auch beide Epen an der zügellosen Phantastik, die den dichterischen Productionen der Inder eigen war, und an übertriebener Fabelsüchtigkeit, so enthalten sie doch viele Blüten, die für alle Zeiten ihren Duft bewahren und in der Weltliteratur ewig leben werden. Der lautere Volksg Geist trug hier den Sieg davon über den starren Glauben und war kräftig genug, sich nicht durch die Bearbeitung in brahmanischem Sinne ersticken zu lassen. Es spricht aus ihnen noch die selbstbewusste Individualität, die frei, daher entwicklungsfähig ist und die heroische Thatkraft zeugt; es klingt aber auch die Trauer über den Verlust der einstigen Größe durch, wie der Gegenstand der echten Volksepen ja stets die Kämpfe der großen Vorzeit, den Sturz großer Reiche behandelt und über der Klage um das geschwundene Heldenthum oft eine an das Sentimentale streifende Grundstimmung erhält.

Schließen wir hier zunächst unsere Betrachtungen über das indische Geistesleben, so sehen wir den Geist der Rasse sich zu vollem blühenden Leben entfalten und eine Religion schaffen, die in hohem Grade idealistisch den Pantheismus in seiner reinsten Gestalt verkörpert, ja sich zu einem geläuterten Monotheismus erhebt und so die psychische Grundstimmung der Rasse deutlich kundgibt. Der Gang zur Träumerei, zur Abstraction, zum Nachdenken nimmt nun unter der formalen Ausbildung eines festgegliederten hierarchischen Despotismus eine doppelte Richtung, nämlich einmal zur Askese, zur durchgebildeten Orthodorie, die sich in Thaten ausdrückt, die das Maß des Vernünftigen so weit als denkbar überschreiten, das Individuum veranlassen, im Uebermaß der Schwärmerei sich in den Ganges zu stürzen und unter die

Räder des Opferwagens zu werfen — und andererseits zu einer poetischen Phantastik und Fabelerei, die ebenfalls ins Maßlose geht, und zu der höchsten Freude am Taumel und Rausch des Genusses.

Weil nun die Religion zu geistigem Quietismus, das Klima zur Ruhe und Beschaulichkeit, die Kastengesetze zur völligen Erstarrung der Cultur führten, die Bedingungen für eine normale harmonische Durchbildung somit entzogen waren, so konnte der Geist in Folge der Störung des Gleichgewichts zwischen Körper und Seele nur um so stärker entwickelt, sich nur in mystischer Askese und zügelloser Phantastik kundgeben, um auf beiden Wegen endlich doch nur zu der pessimistischen Anschauung zu gelangen:

„Leben ist Leiden und daher ist es am besten, ihm zu entsagen.“

Sehen wir nun, wie das Geistesleben sich unter der Herrschaft des Buddhismus gestaltete.

Der Buddhismus.

So unermüdtlich wie die Natur ist, neue und immer neue Gebilde zu schaffen, aus dem Tode in ewigem Kreislauf das Leben entstehen, aus dem winzigen Keim die mächtigsten Formen sich entwickeln zu lassen, ebenso unermüdtlich ist der Geist der Menschen im Schaffen und Umgestalten; ebenso unerschöpflich ist der Wunderborn der Phantasie; ewig entströmen ihm neue Formen und Bilder, ewig neue Zierathen, wie wenn der menschlichen Seele das Einfache und Natürliche unerträglich wäre. Nirgends aber ist die Natur verschwenderischer als in den gesegneten tropischen Ländern und nirgends die Phantasie geschäftiger, die einfachen Linien, die festen Formen zu verwischen, an Stelle der Natur die Symbolik und Mystik zu setzen, sie an Wundergestalten zu überbieten. Und weil die Körperkräfte dort leicht erschlaffen, so entwickeln sich die geistigen um so kräftiger, schießen so üppig auf, daß sie alles Andere überwuchern, Allem ihren eigenartigen Stempel aufdrücken, sich überall zu festen Formen zu verkörpern suchen.

Von Palmen, Bananen und andern Riesenpflanzen umgeben, erheben sich in den buddhistischen Ländern jene wunderbaren Tempel, in denen die Phantasie des Inders, des Javanen, des buddhistischen Chinesen zu Stein geworden ist,

monumentale Form angenommen hat, die von Allem abweicht, was der Kunstsinne der Völker sonst geschaffen. Bald sehen wir die Pyramidenbauten der Pagoden, die, weit entfernt ägyptischen Mustern nachgebildet zu sein, nur der himmelanstrebenden buddhistischen Mystik und indischen Phantastik Ausdruck verleihen und die nur die religiösen Ideen verkörpern wollen: Himmel über Himmel thürmen als Grundlage für den in das Nirvana eingegangenen Buddha.

Auf Java und in Hinterindien finden wir die großartigen Terrassenbauten, die, auf breiten Grundlagen zum Widerstand gegen die Erschütterungen der Erde errichtet, ein Chaos von Kuppeln und Stockwerken über einander aufweisen, für den europäischen Aesthetiker zunächst unentwirrbar, den hochgradigen Mysticismus des Buddhismus wieder in anderer Gestalt zur Anschauung bringen und in allen Formen und Maßen nur die Ideen des grenzenlosen hierarchischen Dogmatismus symbolisieren wollen. Die Form der Stupa, der in monumentale Gestalt gebrachte Wassertropfen, als den Buddha das Leben und die Erde ansah, ist hier nach den Regeln einer durchgebildeten Zahlenmystik wiederholt und verbunden mit den Gewölben des buddhistischen Himmels.

In China tritt die Tope mit ihren über einander gesetzten Dächern uns entgegen, die das Himmelszelt als Schirm oder als Zeltdecke nachahmen.

Was bergen aber diese Niesenbauten, diese verkörperten Religionsideen in sich? Welchem Zweck dienen sie? Die Reliquien eines zum Gott erhobenen Religionsstifters, seiner Jünger, der Heiligen, die auf den Spuren jener nachgingen, zu umschließen. Um eines Zahnes Buddha's willen — den die nüchterne Naturforschung schließlich als den eines Thieres oder als Stück Elfenbein erweist — um der in zahllosen Fällen höchst zweifelhaften Reliquien halber sind jene ge-

multigen Tempelbauten geschaffen, zu denen Millionen Menschen seit Jahrhunderten wallfahrten.

Gerade so wie mit diesen Monumenten ist es mit dem Buddhismus selbst, der heute noch die bei weitem verbreitetste Religion der Welt ist, denn mehr als 455 Millionen Menschen bekennen sich zu ihm und sein Verhältniß zu den andern Religionen ist folgendes: 31,2 % der Menschheit gehören dem Buddhismus an; 30,7 % dem Christenthum; 15,7 % dem Islam; 13,4 % dem Brahmanismus; 8,7 % sind sogenannte Heiden; 0,3 % sind Juden.

Und diesem riesenhaften Dogmenbau dienen als Fundament nur die einfachen echt menschlichen Lehren Buddha's, die darunter ebenso verschwinden, wie die Christi unter dem Dogmenmantel und der Mythologie des Christenthums. Wie der Bergmann unter Aufwendung aller seiner Kräfte tiefe Schächte gräbt, um die Edelmetalle zu Tage zu fördern, so muß der Forscher der Menschheitsgeschichte diese ungeheuerlichen Massen mit Mühe durchbringen, um den kostbaren Kern zu finden, der allein unschätzbaren Werth hat und unvergleichlich kostbarer ist als die prunkvollen Hüllen, mit denen ihn eine selbstsüchtige, sich selbst verherrlichende, ja vergötternde Hierarchie umkleidet hat und die der Menschheit allein sichtbar sind.

Was den drei Weltreligionen, dem Buddhismus, dem Christenthum und dem Islam zur Weltherrschaft verhalf — das waren nicht die gelehrten theologischen Commentare, nicht die kirchlichen Dogmen, sondern das waren einzig und allein die überaus einfachen, für den niedersten Menschen verständlichen Worte des wahren Humanismus, die Allen wegen ihrer Verständlichkeit ein Trost im Leiden, eine Stütze im Unglück, eine Schranke im Glück waren, die, wenn genau befolgt, zu der Harmonie und gleichmäßigen Ruhe verhelfen mußten, die dem Leben auf Erden allein Werth verleihen.

Es scheint in der menschlichen Natur ein Zug zu liegen, das Natürliche, das Einfache und Leichtverständliche, das wahrhaft Menschliche dieser Einfachheit zu entkleiden. Wie die Fama, von Mund zu Mund wandernd, wächst, so ist's mit Allem, wir suchen Alles zu verbrämen und indem wir das thun, lassen wir die einfachen harmonischen und darum schönen Linien und Formen verschwinden, setzen die Unnatur an Stelle der Natur und zwingen uns zu dem Glauben, das Conventionele und Verzierte sei schöner; wir wenden die einfachen menschlichen Ideen so lange, bis von ihnen kaum mehr etwas übrig geblieben ist und wir etwas ganz anderes daraus geschaffen haben; wir wollen das Einfache, das der Erklärung gar nicht bedarf, das für den unentwickeltsten Verstand begreiflich ist, erläutern und machen es dadurch endlich für den Durchschnittsmenschen absolut unverständlich; wir setzen die Philosophie an Stelle einfacher Erfahrungssätze, und an Stelle einer einfachen allgemein menschlichen Morallehre, einer wahrhaften Religion, die unendlich höhern Werth hat, als alle metaphysischen theologischen Kunstbauten, die Mythologie und phantastische Mystik, die durch ihren Zauber und unterstützt durch glänzenden Cultus den Glauben schaffen sollen. Wie wenig wahrer Glaube da herauskommt, wie wenig ein solcher Formen-, Wort- und Scheincultus, der die äußern Cultusvorschriften wahr, auf die psychische Veredlung wirkt, das beweist die Geschichte der Menschheit Jedem, der unbefangenen den Entwicklungsgang derselben prüft.

Was ist aus den Lehren Buddha's und Christi herausgetüftelt worden, welche gewaltigen Spaltungen, welche Sekteneesen hat, die Erregese derselben nach sich gezogen! Buddha und Christus würden mehr als verwundert sein ob Alles dessen, was die Hierarchien in ihrem Namen veranlaßt und gethan, was sie aus ihren Lehren gemacht, was sie ihnen

untergeschoben haben! Gerade so wie Plato und Aristoteles überrascht sein würden über die überschwängliche Fülle von unbegreiflichem Geist, der angewandt worden ist, ihre Lehren verständlich zu machen. Es ist das ein Zeugniß geistiger Armuth, das die Theologie und Philosophie der Menschheit ausstellen, wenn sie ihr die Resultate der Exegeten und Commentare aufdrängen und ihr den Gegenstand derselben am liebsten entziehen möchten.

Ein Irrthum jedoch, als wahr angenommen und zur Grundlage für einen Geistesbau benutzt, zieht tausend andere Irrthümer nach sich; nun glaubt aber Jeder, seine Ansicht sei die allein richtige, seine Erklärung die allein gültige, daher kommt es denn, daß ein Glaube viele vollkommen entgegengesetzte Bekenntnisse zeugt.

Die Welt würde gläubiger sein, als sie heute ist, wenn die religiösen Lehren natürlicher, menschlicher geblieben wären. Das Streben zu commentiren und zu philosophiren hat zum haarspaltenden Streit um Worte geführt, die, natürlich aufgefaßt, keinen Zweifel zulassen. Das Natürliche aber ist zu einfach, deshalb greift man lieber zu allen nur denkbaren Unnatürlichkeiten. Bezüglich der Religion kommt noch der Umstand dazu, daß die Vertreter einer jeden derselben das Streben haben, die Ueberlegenheit, die größere Erhabenheit der ihrigen über alle andern nachzuweisen, was oft nur unter Aufbietung der subtilsten Dialektik und unterstützt durch eine geschraubte gelehrte Phraseologie möglich ist, die Alles mit metaphysischem Nimbus umgiebt.

Was darüber aus einer einfachen Morallehre werden kann, das sehen wir am Buddhismus; an ihm können wir auch das Maß der menschlichen Leichtgläubigkeit so wie die Mittel, deren sich die Hierarchien ihr gegenüber bedienen, studiren. Die Aufgabe der objectiven Geschichtsforschung aber ist es, vor

Allem aus dem Wust der buddhistischen Literatur und ihrem complicirten Cultus die einfachen Grundlagen herauszuziehen, den Geist und die Lehren zu ermitteln, die thatsächlich jener Religion Boden geschaffen haben.

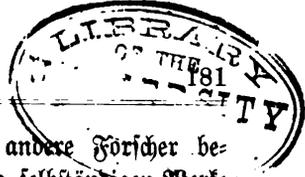
Das Studium des Buddhismus gehörte zu den schwierigsten Aufgaben, die es für die Gelehrten überhaupt giebt, und noch ist nicht viel Zeit darüber verfloßen, daß selbst bedeutende Orientalisten über Buddha, seine Lehre, sein Leben, seine Religion vollkommen ununterrichtet waren, daß Buddha als eine mythische Persönlichkeit galt, die mit dem ägyptischen König Schemes, dem Gotte Thot, mit Wodan, Mercur, Zoroaster, Pythagoras und mit Christus identificirt wurde, der frühern Zeit gar nicht zu gedenken, da z. B. die Manichäer und Paulicianer bei der Aufnahme in die christliche Kirche ausdrücklich den Glauben abschwören mußten, daß Buddha und Christus eine Person seien. Bis vor wenigen Jahren schwankten die Angaben über die Lebenszeit Buddha's zwischen 2502 und 562 v. Chr. und auch heute, da man 623 als Geburts- und 543 als Todesjahr annimmt, ist man über die Richtigkeit dieser Daten noch nicht einig, nur wird heute als sicher angenommen, daß Buddha überhaupt eine historische Persönlichkeit ist, was bis vor Kurzem ebenfalls und selbst von berufener Seite, bezweifelt wurde, indem man die Namen der Eltern und des Geburtsorts für symbolisch hielt.

Die große Schwierigkeit des Studiums liegt darin, daß die heiligen Schriften des Buddhismus einmal so ungeheuer umfangreich sind, wie die keiner andern Religion; daß es bei der weiten Verbreitung des Buddhismus als Lamaismus und Foismus, bei der Zerspaltung in zahllose Sekten und mehrere Kirchen — gerade wie im Christenthum — nöthig war, die umfangreichen Literaturen mehrerer Länder zu studiren und aus ihnen allen die eigentlichen Fundamenta-

Lehren zu abstrahiren; daß diese Werke in überaus wenig bekannten und höchst schwierigen Sprachen geschrieben sind; daß endlich das Leben Buddha's mit zahllosen Mythen und Legenden verflochten ist, die theils auf alte Sonnenmythen jener mittelasiatischen Völker hindeuten, theils frappante Aehnlichkeit mit den Lebensbeschreibungen anderer Religionsstifter haben. So ist es denn eine der glänzendsten Errungenschaften der Wissenschaft unserer Tage, daß ein großer Theil der Schwierigkeiten schon überwunden, die Glaubenslehren Buddha's der Kenntniß der occidentaliſchen Welt zugänglich gemacht worden sind, und ehe wir auf diese selbst eingehen, müssen wir wenigstens einen flüchtigen Blick auf diese Leistungen werfen, denen die Welt zu so großem Dank verpflichtet ist.

Der Anfang des Studiums des Buddhismus datirt von 1821. In diesem Jahre war es, daß Hodgson als politischer Vertreter der ostindischen Gesellschaft nach Nepal ging und dort unermüdlich nach den Sanskritwerken über den Buddhismus forschte, von denen er dann möglichst vollständige Exemplare an die asiatischen Gesellschaften von Bengalen, London und Paris sandte, in welcher letztern Stadt Eugène Burnouf sich der Mühe unterzog, die umfangreichen Werke, etwa 60 Bände, durchzustudiren und im Jahre 1841 den Grund zu einem wissenschaftlichen Studium des Buddhismus zu legen.

Gleichzeitig war jener bereits oben erwähnte Ungar Csoma de Körös in Tibet thätig, die in tibetaniſcher Sprache abgefaßten heiligen Schriften zu studiren und damit diesen Zweig der buddhistischen Literatur zum ersten Mal zu untersuchen. Auch hier bot sich eine mühsame Aufgabe, denn abgesehen davon, daß die tibetaniſche Sprache bis dahin fast unbekannt war und sehr schwierig ist, umfaßt der Kanon der heiligen Schriften: der Kandschur ca. 108 Folianten, die Commentare, der Tandschur, aber 225 Folianten.



In China waren Wassiljew und andere Forscher bemüht, die chinesischen Uebersetzungen und selbständigen Werke durchzuarbeiten. In der Mongolei widmete sich dieser Aufgabe ein anderer russischer Gelehrter: Schmidt, während auf Ceylon, dem Sitz der südlichen buddhistischen Kirche, George Turnour die Pali-Schriften sammelte. In Siam und überhaupt in Hinterindien und auf Java blieb noch ein weiteres ungeheures Studienfeld übrig und erst nachdem alle diese Aufgaben erfüllt, konnten Burnouf und Barthélemy St. Hilaire bahnbrechende Werke schaffen, die die Kenntniß des Buddhismus verbreiteten; ihnen folgten dann bald deutsche, russische und englische Gelehrte nach, und das Tripitaka, die dreitheilige Bibel der Buddhisten, das eigentliche Fundamentalkwerk, ist heute ebenso Gemeingut der Welt geworden, wie der Beda. Dem Occident war es vorbehalten, die heiligen Schriften des Orients wieder in ihrer Ursprünglichkeit herzustellen. Tripitaka, drei Körbe, aber heißt die buddhistische Bibel, weil die Originale auf Palmblättern geschrieben und thatsächlich in früherer Zeit in korbartigen Behältnissen aufbewahrt sein sollen.

Wie sehr auch ein Volk in socialer wie in intellectueller Hinsicht geknechtet sein mag, einmal flackert, wenn es darüber nicht völlig untergeht, das Selbstbewußtsein doch auf, und wenn es nicht mehr die Energie hat, als Masse die Initiative zu seiner Befreiung zu ergreifen, so folgt es doch gern dem Befreier, der ihm den Weg bahnt. So hatte sich bei einzelnen Individuen auch in Indien schon lange der Geist der Kezerei, der Opposition als Zweifel an den Offenbarungslehren der Brahmanen bemerkbar gemacht und damit gedroht, die Grundpfeiler des gesammten indischen Culturgebäudes zu erschüttern. Der indische Geist inclinirte unter den vielfältigen äußern Einflüssen von Natur schon zur Ruhe und Milde,

dies förderte die Interessen der Hierarchie und hatte die Ergebenheit der Millionen in das Schicksal, das ihnen durch die Brahmanen geworden und in die geistige Slavery zur Folge. Bei dieser Gemüthsstimmung konnte kaum eine blutige Revolution entstehen, die Reformen mußten vom psychischen Felde ausgehen und den Schwerpunkt der indischen Cultur, die Lehren des Brahmanismus so kräftig treffen, daß das künstlich geschaffene Gleichgewicht dauernd gestört wurde. Die sociale Umgestaltung mußte dann der intellectuellen folgen. Der Boden für eine derartige befreiende Bewegung war, wie wir gesehen haben, vorbereitet; ja, diese selbst war eine Nothwendigkeit geworden, wenn das Volk nicht unter dem slavischen Quietismus untergehen, absterben sollte.

So waren die Verhältnisse, als Siddharta auftrat, ein Königssohn aus dem Geschlecht der Sakja, die zum Stamm der Gautamas gehörten, nicht weit von Nepal herrschten und in Kapilavastu residirten. War die contemplative Geistesrichtung bei allen Indern stark ausgeprägt, so doch bei Siddharta ganz besonders, der schon als Jüngling so sehr zum Nachdenken geneigt war, daß weder der Glanz des väterlichen Hauses und des königlichen Lebens, noch irgend etwas anderes ihn aus seinen Träumereien zu reißen vermochte. Alle Mittel, die angewandt wurden, seinen Sinn umzugestalten, waren vergebens, so wurde denn von den Ministern als letztes seine Verheirathung geplant. Als der Prinz davon unterrichtet wurde, willigte er nach mehrtägiger Bedenkzeit in den Wunsch der Eltern und Minister ein. Die letztern wählten für ihn die schöne Prinzessin Gopa, der Vater derselben mochte indeß nicht in die Verbindung seiner Tochter mit einem so schwächlichen Träumer willigen, als der Siddharta erschien. Als er aber seine Geistes- und Körperkräfte erkannte, als der junge Prinz als Sieger aus den Wettkämpfen mit den andern

Bewerbern Gopas hervorging, da war der Widerstand gebrochen und die Heirath fand statt. Siddharta's Geistesrichtung wurde jedoch durch das eheliche Glück nicht beeinflusst, er blieb wie er zuvor gewesen und kam mehr und mehr zu der Erkenntniß, daß das Leben nichtig sei.

Da ereignete es sich eines Tages, daß, als er durch das östliche Thor seines Palastes einen Ausflug nach seinem Park machte, er einen Greis mit gebeugtem Körper, runzligem Gesicht, kahlem Haupt und zitternden Gliedern erblickte, der kaum im Stande war, einige raube Töne hervorzubringen. „Was ist das für ein Mann?“ fragte der Prinz seinen Kutscher. „Ist dieser Zustand seiner Familie eigenthümlich, oder ist er das allgemeine Loos aller erschaffenen Wesen?“ (M. Müller.) „Herr,“ erwiderte der Kutscher, „dieser Mann erliegt dem Alter. Seine Sinne sind stumpf geworden. Seine Kraft ist durch Krankheit zerstört worden und seine Verwandten verachten ihn. Er ist ohne Stütze und unnütz, die Menschen haben ihn verlassen wie einen abgestorbenen Baum im Walde. Dieser Zustand ist aber nicht seiner Familie eigenthümlich. Bei jedem Geschöpfe zerstört das Alter die Jugend. Dein Vater, deine Mutter, deine Verwandten, deine Freunde werden alle dahin kommen; es ist das natürliche Ende aller Wesen.“

Da erwiderte der Prinz: „Wie können doch die Menschen so unwissend, so schwach, so thöricht sein, daß sie auf ihre Jugend stolz sind und sich von ihr berauschen lassen und des Alters nicht eingedenk sind, das ihrer wartet. Was mich betrifft, so gehe ich fort. Kutscher wende rasch meinen Wagen um. Was nützen mir, dem künftigen Raub des Alters, Vergnügungen!“ und der Prinz kehrte zur Stadt zurück, ohne sich nach seinem Park zu begeben.

Ein anderes Mal fuhr der Prinz durch das südliche

Thor nach seinem Lustgarten Lumbini, da sah er am Wege einen Fieberkranken, dessen Körper abgemagert und mit Schmutz bedeckt war, ohne Freund, ohne Haus, kaum noch im Stande zu athmen und gleich entsetzt vor sich selbst und dem Herannahen des Todes. Nachdem der Prinz seinen Kutscher befragt und von ihm die zu erwartende Antwort erhalten hatte, rief er aus: „Ist also unsere Gesundheit nur ein Traum und kann uns künftiges Leid in dieser Gestalt vorschweben? Welcher Weise kann, nachdem er gesehen, was er ist, noch an Freude und Vergnügen denken!“ Der Prinz ließ seinen Wagen umlenken und kehrte in die Stadt zurück.

Als er ein drittes Mal durch das westliche Thor nach seinem Lustgarten fuhr, sah er am Wege eine Leiche mit einem Tuch bedeckt auf der Bahre liegen. Weinend und schluchzend umstanden sie die Freunde, indem sie sich die Haare ausrauftten, ihr Haupt mit Asche bestreuten, sich vor die Brust schlugen und ein wildes Klagegeschrei ausstießen. Der Prinz zog wieder die Aufmerksamkeit seines Kutschers auf dies traurige Schauspiel, indem er ausrief: „Wehe der Jugend, die ein Raub des Alters wird, wehe der Gesundheit, die so vielen Krankheiten erliegt, wehe dem Leben, das dem Menschen nur so kurze Zeit bleibt! Wenn es nur kein Alter, keine Krankheit, keinen Tod gäbe, wenn diese Plagen auf immer besiegt werden könnten!“ — und, indem er zum ersten Mal seine Pläne verrieth, setzte der junge Prinz hinzu: „Lenke um, ich muß darüber nachdenken, wie ich diese Befreiung bewirken kann.“

Eine letzte Begegnung machte endlich seinem Zaubern ein Ende. Als er durch das nördliche Thor nach seinem Lustgarten fuhr, sah er einen Bettler, der ruhig und ergeben schien, und mit zur Erde gesenktem Blick, aber würdevoller Haltung, sein Mönchsgewand und seine Bettlerschale trug.

„Wer ist der Mann?“ fragte der Prinz.

„Herr,“ erwiderte der Rutscher, „dieser Mann gehört zu denen, die man Bifschus oder Bettler nennt. Er hat jedem Vergnügen, jedem Wunsch entsagt und führt ein asketisches Leben. Er strebt, sich selbst zu überwinden, er ist ein Gottgeweihter und ohne Leidenschaft, ohne Neid zieht er umher und bittet um ein Almosen.“

„Das ist wohlgesprochen,“ erwiderte der Prinz. „Das Leben eines Gottgeweihten (Asketen) haben die Weisen von jeher gepriesen, und dies Leben soll meine Zuflucht sein und die Zuflucht anderer Geschöpfe. Es führt uns zum wahren Leben, zum Glück und zur Unsterblichkeit.“

Mit diesen Worten ließ der junge Prinz seinen Wagen umwenden und kehrte in die Stadt zurück.

Dort theilte er seinem Vater und seiner Gattin den Entschluß mit, der Welt zu entsagen, Einsiedler zu werden und sich in die Einsamkeit der Wälder zurückzuziehen. Der König befahl, ihn sorgfältig zu bewachen, nicht entweichen zu lassen, und die Geburt eines Sohnes Siddharta's: Rahula gab zu einem glänzenden Feste Veranlassung, durch das sein Interesse in Anspruch genommen werden sollte. Alle Bemühungen waren aber vergebens und sobald die Wächter eingeschlafen waren, beschloß der Prinz, seinen Voratz auszuführen. In diesem Augenblick erschien ihm der Versucher, Mara, der Teufel, und bot ihm die Herrschaft der Welt an, wenn er König werden und auf seinen Entschluß, das Bettlergewand anzulegen, verzichten wolle. Dies Anerbieten war seinen Ohren jedoch so widerwärtig, als wenn man dieselben mit einem glühenden Eisen durchstoßen hätte. Darauf befahl er seinem Diener Tschandaka, das Roß Kantaka zu satteln und von jenem begleitet verließ er um Mitternacht das Haus. Hunderttausende von Göttern — fährt die Le-

gende fort — umringen ihn und führen ihn unter Fackelbeleuchtung in feierlicher Procession sicher und ungesehen durch alle Wachen zc.

Er reitet die Nacht hindurch, übergiebt dann am Morgen seinen Schmuck dem Begleiter und sendet ihn mit dem Koffe heim. Dann schneidet er das Haar ab und legt das gelbe Büssergewand an, wird Muni, Einsiedler, und heißt von nun an Sakja- oder Simhamuni. An dieser Stelle, an welcher der Prinz sich zum Bettler umgestaltete, so wie an allen Raftorten und andern Plätzen von Bedeutung, an denen sich der Bodhisattva und Buddha aufhielt, wurden in späterer Zeit Stupas, Gebetkapellen und Thürme errichtet. In den ersten Tagen hält sich Gautama, wie sich Siddharta nun nennt, in einer Einsiedelei verborgen, damit er von den Boten, die nach ihm ausgesandt würden, nicht gefunden werde. Dann begiebt er sich nach Kaisali und weiter nach Radschgraha, der Hauptstadt von Magadha und wird vom dortigen König Bimbisara wegen seiner überirdischen Majestät und Schönheit mit den größten Ehren empfangen; ja, dieser bietet ihm die Hälfte seines Reiches, als er hört, daß Sakjamuni der Welt entsagt habe, um die Wesen auf den Weg des Heils zu führen und Geburt, Alter, Krankheit und Tod zu bannen. Jener aber erwidert ihm: „Ich suche kein irdisches Königthum; ich wünsche Buddha (der Erleuchtete) zu werden.“ Er wird nun nach einander Schüler der berühmtesten Brahmanen, aber alle Gelehrsamkeit, die er erlangt, läßt ihn unbefriedigt; immer wieder kommt er zu der Erkenntniß der Nichtigkeit alles Bestehenden, der Wirkungslosigkeit aller Mittel, die das Brahmanenthum gewähren kann, um zu wahrer Erkenntniß zu gelangen. Da beschließt er, das Letzte zu thun, das noch übrig bleibt, in dem höchsten Grad der Askese, in völliger Entsagung nach Art der brahmanischen Heiligen,

Befreiung von den Leiden des Lebens zu suchen. Begleitet von fünf seiner Mitschüler verläßt er Kadschagriha und begibt sich in die Wald einsamkeit in der Nähe des Dorfes Uruvilva an den Fluß Nairandschana. Dort verweilt er sechs Jahre unter den härtesten Bußübungen und unterzieht sich allen Kasteiungen, allen Entfagungen, die die Brahmanenlehre als gottgefällig und zur Erlangung eines glückseligen Zustandes als dienlich bezeichnet, „bringt es in der Enthaltfamkeit so weit, daß er täglich nicht mehr als ein Reis- oder Sefamkorn zu sich nimmt. Hierdurch magert er vollständig ab; Ohnmacht und Bewußtlosigkeit stellen sich ein. Da erscheint ihm die Mutter und bittet ihn, sich nicht durch Entbehrungen zu tödten; auch der Versucher naht und sagt ihm, daß der Mensch, um zu leben, essen müsse und fordert ihn auf, Feuer auf dem Altar anzuzünden und Opfer zu bringen, ohne welche die Bußübungen kein Verdienst haben.“ (Köppen, Religion des Buddha.)

Nachdem er ein solches Leben sechs Jahre lang geführt, erkennt er, daß auch dieses nicht zur Erleuchtung und zur Befreiung verhilft; er giebt es auf und wird sofort von den fünf Schülern verlassen, die in Folge dieses Beschlusses an seiner Kraft und Fähigkeit zweifeln, den Rang eines Buddha zu erlangen.

„Er selbst, nachdem er sich durch Speise und Trank wieder gekräftigt, wendet sich nach dem nahegelegenen Gaja. Dort ist Bodhimanda, „der Thron der Intelligenz,“ unter dem Schatten des Bodhibaumes, der Ort, wo die Bodhisattvas zu Buddhas werden. Auf ihn setzt er sich und gelobt, nicht eher wieder aufzustehen, als bis er Buddha geworden.“

Raum hat Mara, der Teufel, davon Kunde erhalten, so macht er sich mit einem ungeheuren Heere auf, um die

Erreichung dieses unter so großen Opfern erstrebten Zieles zu verhindern. Zur Charakteristik des buddhistischen Legendentums citiren wir wieder nach Köppen:

„Sagt, da er sieht, daß Sakjamuni nahe daran ist, Buddha zu werden, und daß alsdann durch die beginnende Erlösung (der Menschheit) sein eigenes Reich, das Reich der Sinnlichkeit, entvölkert werden wird, beschließt er, denselben anzugreifen und zu vernichten.

Er schlägt daher die große Kriegstrommel, und alsbald versammeln sich seine zahllosen Heerschaaren in Gestalt von Löwen, Tigern, Pantheren, Schlangen, Riesen u. s. w. Kurz, Gethier und Ungeheuer jeglicher Art, eine Schlachtreihe, die sich viele Tagereisen weit ausdehnt. Der Mara selbst reitet einen 150 Meilen hohen Elephanten, hat 500 Häupter, 500 flammende Zungen und 1000 Arme, von denen jeder eine andere furchtbare Waffe trägt.

Als das Heer mit Donnergetöse sich dem Hüter der Sakja nähert, entfliehen vor Schreck alle Götter, die bisher glückwünschend, lobsingend, anbetend ihn umschwebt haben.

Zuerst werden nun die Naturgewalten in Bewegung gesetzt: ein Sturm, der meilengroße Felsen vor sich her treibt, Blitze, Wolkenbrüche, Feuerregen 2c. Doch sie vermögen nicht dem Bodhisattva nur ein Haar zu krümmen, und er bleibt ruhig und unerschüttert, denn „alle Elemente betrachtet er nur als eine Täuschung, einen Traum, eine Wolke.“

Bei diesem Anblick stutzt das teuflische Heer und spaltet sich in eine rechte und linke Seite, eine schwarze und eine weiße Partei, von denen die letztere den Feind für undefiegbar erklärt. Nach langer Unterhandlung zwischen beiden erfolgt endlich der Angriff. Sie schleudern Berge, groß wie der Meru (der heilige Berg der Inder), Lanzen, Pfeile, Disken, Hämmer, Keulen, Baumstämme 2c., aber sobald diese den

Büßer berühren, verwandeln sie sich in Blumengewinde, das Gift, welches sie gegen ihn spritzen, wird zum Strahlenkranz, zur Glorie für sein Haupt u. s. f. Als zuletzt der Verführer auch in einem Wortkampfe, in den er sich mit dem Bodhisattva einläßt, unterlegen ist, entflieht er mit seinem ganzen Gefolge.

Nun greift er zu seiner letzten, gefährlichsten Waffe: er sendet seine Töchter.“

Aber auch aus diesem letzten Kampfe geht Sakjamuni siegreich hervor und wird dadurch zum Buddha, der nun wie mit einem Zauberschlage den ganzen Organismus der Welt durchblickt und zur Erkenntniß gelangt, nach der er so lange vergebens gerungen. Noch schwankt er, ob er die Welt derselben soll theilhaftig werden lassen und begiebt sich dann, nachdem er sich in diesem Sinne zum Heil der Menschheit entschieden hat, nach Varanasi, dem heutigen Benares, um dort als Verkünder seiner Lehren aufzutreten. Die ersten, die sich dort zu demselben bekannten, waren jene fünf Schüler, die ihn früher verlassen hatten, weil er es gewagt hatte, an dem Erfolg der brahmanischen Lehren zu zweifeln.

45 Jahre, heißt es nun, soll er als Lehrer thätig gewesen und als solcher von Ort zu Ort gewandert sein. Sein eigentlicher Aufenthaltsort scheint aber Kadschagriha gewesen zu sein, wo ihm ein stattliches Haus, das Kloster Kalantaka als Eigenthum überwiesen worden war; auch in Sravasti ist er oft und für lange Zeiten gewesen. Nach zwölfjähriger Abwesenheit war er auch nach Kapilavastu zurückgekehrt, wo er auf das glänzendste empfangen wurde und wo sich ihm das ganze Geschlecht der Sakjas zuwandte, das später von einem feindlichen Königsgeschlecht vertilgt worden sein soll.

Im 80. Lebensjahre besuchte er noch einmal, als er

seinen Tod herannahen fühlte, von seinen Lieblingsjüngern Upali, Ananda, Anuruddha und andern begleitet, die Stätten, an denen er als Verkünder der neuen Lehre thätig gewesen, gleichsam um von ihnen Abschied zu nehmen und hauchte in der Nähe von Kusinagara in einem schattigen Gaine seinen Geist aus mit den Worten: „Alles ist dauerlos.“

Untersuchen wir nun seine Lehre, so sehen wir ihn auf der Basis der indischen Denkweise stehen bleiben. Vom Brahmanismus ausgehend, war er weit entfernt, eine neue Religion schaffen zu wollen; sein Streben war auf eine liberale, humanitäre Reform gerichtet, weil er erkannte, daß der Brahmanismus mit seiner strengen Disciplin und seiner Askese nicht den Weg zum Seelenheil zu bahnen vermochte, vielmehr verdüsternd und erstickend auf Geist und Gemüth wirkte. Von wahrer Menschlichkeit erfüllt, nur das Wohl der Völker im Auge habend, nur darüber nachdenkend, wie er das Loos derselben bessern, wie er das Individuum über das Glend des irdischen Daseins erheben, dagegen wappnen konnte, kam er zu allgemein gültigen Erkenntnissen und zunächst zu der der Gleichheit der Menschen als solcher unter einander. Seine Reform warf denn auch von vorn herein die Kastenschranken nieder; unter seinen Schülern, den Jüngern, die seine Lehren verbreiteten, waren viele, die den niedersten Klassen der Gesellschaft angehörten, die Standesunterschiede wurden dadurch vollständig aufgehoben. Es giebt unter den Legenden, die sich auf das Leben des Buddha und seiner Nachfolger beziehen, manche sehr schöne, die diese Seite der Wirksamkeit der neuen Lehren behandeln. So tritt einmal der Lieblingsjünger Buddha's, Ananda, zu einem Tschandalamädchen, das aus einem Brunnen Wasser schöpft. Müde und durstig von der langen Wanderung bittet er sie:

„Gieb mir zu trinken!“ Sie aber, eingedenk der strengen Kastengesetze, antwortet ihm, sie sei eine Tschandali und könne sich ihm nicht nahen, ohne ihn zu verunreinigen. Er aber entgegnet: „Meine Schwester, ich frage nicht nach deiner Kaste, noch nach deiner Familie; ich bitte dich um Wasser, wenn du es mir geben kannst,“ worauf sie von ihm für das geistliche Leben gewonnen wird.

Dieser Zug der Nächstenliebe, des Mitleids mit allen Leidensgefährten, der Milde mußte gerade die niedern Klassen für den Buddhismus gewinnen und auf die Ausbildung des Menschenthums in ihnen einen großen und günstigen Einfluß ausüben, weil sie von den Brahmanen wie die unreinsten Thiere betrachtet und dem entsprechend behandelt und gemieden wurden. Wir finden daher auch oft Aussprüche, die diese Richtung des Buddhismus in ein helles Licht setzen und dadurch für ihn einnehmen.

Ein Armer, heißt es z. B., füllt den Almosentopf des Buddha mit einer Hand voll Blumen, während ihn reiche Leute mit 10 000 Scheffeln nicht anfüllen können. — Und ferner: Von allen Lampen, die einst zu Ehren des Buddha angezündet waren, brannte nur eine einzige, die ein armes Weib dargebracht hatte, die Nacht hindurch, während die übrigen, von Königen, Ministern u. gespendeten, verloschen.

Indem der Buddha das Wohl der Menschen erstrebte, mußte er ferner gegen jede Lüge, gegen jede Täuschung und Heuchelei ankämpfen und, zur Erkenntniß gelangt, daß Opfer, Gebete und strenge Bußen, diese äußerlichen Mittel, dieser Schein keinen wahren Werth für die Herzensbildung haben und keinen religiösen Glauben zeugen, mußte er auch sie verwerfen. Damit aber erfüllte er die bedeutendste Aufgabe, die seine Reform bedingte: Er ging von dem Scheinglauben an sichtbare und unsichtbare Götter ab und machte, weil er

den Schwerpunkt der menschlichen Handlungen im Herzen des Menschen, in seiner Seele, in seiner Moral fand, das wahrhaft Gute, das wahrhaft Menschliche und Sittliche zum Maß der Dinge. Wenn der Glaube den Menschen zum Menschen machen, wenn er ihn veredeln, ihm einen sichern Halt geben, wenn die Religion läuternd wirken, das Uebergewicht auf das Gute im menschlichen Herzen legen soll, so giebt es dazu nur ein Mittel: die Religion muß Morallehre sein, das ist die einzige Gestalt, unter der sie ihrer hohen Aufgabe vollkommen entspricht. Nicht kleinliche, althergebrachte, conventionelle Lebensregeln, nicht beschränkte subjective Weisheitsprüche sind darunter zu verstehen, sondern jene Gebote, die jedes reine Gemüth von selbst instinctiv befolgt, und die als ewige Sittengesetze mit dem Menschen geboren zu werden scheinen. Prüfen wir alle Religionsysteme, die Ethik aller Völker, so finden wir, daß die Sätze, die sich als der natürliche Ausdruck einer gefunden Moral erweisen, die sich durch ihre Einfachheit und Verständlichkeit auszeichnen und uns den Ausruf entlocken: „wie klar und schön ist hier ausgesprochen, was ich schon lange empfunden habe“ — die eigentliche Grundlage der Religionen bilden, der Maßstab sind, an dem wir das religiöse Empfinden, den absoluten Werth der Völker abmessen. Wir finden ferner, daß die in ihnen ausgesprochenen Lehren als Weisheitsprüche bei allen höherentwickelten Völkern vorkommen und sich gleich sind, ohne daß diese sie von einander entlehnt haben; dadurch gewinnen sie aber den Werth von allgemein menschlichen unvergänglichen Glaubenssätzen. Worauf es bei den Religionen ankommt, ist nicht, ob Gott als Einheit oder Dreiheit oder Vielheit verehrt wird, ob Millionen oder gar keine Götter da sind, sondern wie die ewigen Sittengesetze ausgedrückt sind. Gott ist nur die Summe dessen, was wir als das Höchste, als das leitende Princip, als den Quell, von dem

alles Erhabene ausgeht, als den Anfang und das Ende aller Dinge ansehen. Ob wir ihn nun in körperlichem Bilde oder als Geist verehren, das bleibt sich gleich, das Wesen dessen, was wir unter dem Begriffe Gott zusammenfassen, wird durch seine Gestalt nicht bedingt.

Der Werth des Menschen wird nicht dadurch bestimmt, daß er den Namen Gottes ausspricht und die vorgeschriebenen Gebete und Opfer darbringt, sondern wie er das Wesen Gottes auffaßt, wie er seine Offenbarungen, seine Gesetze befolgt. Und wenn der Clerus lehrt, daß die fürchterlichsten Verbrechen durch den Umstand gesühnt werden, daß der Verbrecher den Kirchengesetzen äußerlich nachkommt, beichtet, betet, opfert und vor Fetischen und Götzenbildern niederkniet, so wirkt der Glaube nicht nur nicht mehr veredelnd, sondern im höchsten Grade verderblich. Ein Staat, in dem solche religiösen Anschauungen zur Geltung gelangen, ist verloren, denn wenn der wahre Glaube, der das Denken und Handeln regeln und Sittlichkeit zeugen soll, dem Schein der Gläubigkeit, der Heuchelei weicht, d. h. schwindet und stirbt, so ist damit auch die Moral erschüttert, durch die der Staat seinen Gesetzen gegenüber Gehorsam und Achtung erzielt: Wer aber die sittlichen Grundlagen verloren hat, achtet auch das Heiligste nicht mehr.

Man hat Buddha Atheismus vorgeworfen, diese billige Anklage erhoben, die der Wortgläubige so gern erhebt. In der That aber brauchte Buddha keine Götter. Er appellirte an das Göttliche in der Menschenbrust, er suchte diesen Keim in jedem Individuum zur blühenden Pflanze zu entwickeln, und indem er das erstrebte, wirkte er segensvoller als seine Nachfolger, die ihr zum Gott machten, seine Jünger als Heilige verehrten, segensvoller als durch die Aufnahme der brahmanischen Götter in seinen Himmel. Er liebte die Wahr-

heit und wagte auszusprechen, was Milliarden Menschen empfunden haben und empfinden: Die Nichtigkeit des Existirenden. Auch dieser Pessimismus ist ihm verübelt worden, und doch finden wir ihn zu allen Zeiten, und doch liegt er jeder Religion zu Grunde, denn jede sucht den Menschen auf Erden und im Jenseits zu größerem Glück zu führen, damit giebt jede von vorn herein die Unzulänglichkeit des Bestehenden zu, erkennt an, daß der Mensch der Besserung bedarf, daß er dauernd eines Mittels bedarf, sich vor der Sünde zu bewahren, die ihn sonst erfassen könnte; damit giebt sie zu, daß der Mensch entweder schlecht und daher zu bessern ist, oder daß ihm die beständige Neigung zum Schlechten innewohnt, dem nun durch lebenslange Uebung der religiösen Handlungen entgegengewirkt werden soll. Nehmen wir dazu noch den Egoismus, der von Gott Erfüllung seiner Wünsche verlangt, so erhellt der pessimistische Grundzug, die Anerkennung der Negation im menschlichen Leben deutlich genug daraus und läßt zahllose weitere Schlüsse zu.

Was Buddha lehrte, ist dem Wortlaut nach nicht mehr zu bestimmen, denn die heilige Schrift, das Tripitaka, das in drei Theile: Dharma (Gesetz), Vinaja (Sammlung von Vorschriften für diejenigen, welche sich dem Buddhismus zugewandt haben) und Abhidharma (Nebengesetz) zerfällt, wurde nach den Angaben der Buddhisten auf den ersten Concilen festgestellt, niedergeschrieben wurde aber vermuthlich nichts vor Asoka II., unter dem ca. 245 v. Chr. das dritte Concil stattfand, von dem überhaupt das erste schriftliche Denkmal herrührt und dem von Einigen die Einführung der Schrift in die indischen Reiche zugeschrieben wird. Bis dahin wurden die Lehren Buddha's ebenso wie der •Veda mündlich von Geschlecht auf Geschlecht übertragen. Die Aufzeichnung der letztern wurde überhaupt bis in sehr späte Zeiten verboten,

damit die heiligen Schriften nicht etwa in die Hände Unberufener gelangten. Auch heute wird von den Brahmanen noch eine ungeheure Zeit auf die Erlernung des Veda verwandt und die Benutzung von gedruckten und geschriebenen Exemplaren möglichst vermieden.

Jedenfalls hat Buddha an dem Abhidharma, der metaphysischen Dogmatik seiner Lehre, keinen directen Antheil, denn Buddha hatte wohl das Leben und die Menschen studirt wie wenige Andere und hatte sich eine weise Lebensphilosophie erworben, aber er war nicht Dogmatiker und nicht Philosoph im eigentlichen Sinne des Worts, vor allem aber lehrte er nicht Philosophie, sondern einfache Weltmoral, die für Jeden verständlich war. Nur unter dieser Voraussetzung konnte er der Begründer einer Weltreligion werden. Eine philosophische Ethik hätte wohl eine kleine Gemeinde, nicht aber die großen Massen gewinnen können, auf diese ist nur durch die einfachste Sprache des Herzens oder durch die Erregung der Sinne zu wirken, daher bediente sich Buddha gerade so wie Christus und wie Socrates der einfachsten Bilder und Gleichnisse, die er aus dem gewöhnlichen Leben, aus der Natur genommen hatte, durch sie wirkte er mit viel größerer Unfehlbarkeit, als es durch die logischsten Philosopheme möglich gewesen wäre. „Alles, was mit der gesunden Vernunft oder überhaupt mit den Umständen übereinstimmt, das muß als übereinstimmend mit der Wahrheit auch zur Richtschnur genommen werden, und so hat auch Buddha, unser Lehrer, nur lehren können“ (Wassiljew), wurde auf einem der ersten Concile ausgesprochen, als es sich darum handelte, des Meisters Lehren zu bestimmen.

Für die Art seiner Lehrweise wollen wir ein Beispiel heranziehen (M. Müller):

Eine junge Mutter verlor ihr einziges Kind, als der

Knabe eben laufen konnte. Sie nahm das todte Kind in ihre Arme und ging von Haus zu Haus und fragte, ob Niemand ihr Arznei für das Kind geben könne. Die Nachbarn sagten: „Ist die Frau verrückt, daß sie ihr todtes Kind in den Armen umherträgt?“ Ein alter Mann aber, der die junge Mutter sah, dachte: O, das arme Mädchen weiß nicht, was Tod ist; ich muß sie trösten. Darauf sagte er: „Mein armes Kind, ich kann dir keine Arznei geben, aber ich kenne einen Arzt, der es kann.“ Die junge Mutter sagte: „Herr, so sage mir, wer der Arzt ist.“ Der alte Mann sagte: „Buddha kann dir Arznei geben; geh' zu ihm.“

Da ging die Mutter zu Buddha und sagte: „Herr und Meister, hast du eine Arznei, die meinem Sohne helfen kann?“ Buddha sagte: „Ja, ich kenne eine Arznei.“ Sie sagte: „Was für eine Arznei ist es?“ Er sagte: „Es ist ein Senfforn. Geh und bringe es mir!“ Aber er rief ihr nach: „das Senfforn muß aus einem Hause kommen, wo weder ein Sohn, noch ein Vater, noch ein Sklave gestorben ist.“ „Gut,“ sagte die junge Frau und ging fort, indem sie den Leichnam ihres Sohnes auf ihren Hüften trug. Sie ging von Haus zu Haus und bat um ein Senfforn, und wenn es die Leute ihr gegeben, so sagte sie: „Ist auch in meines Freundes Hause Niemand gestorben, kein Sohn, kein Vater, kein Sklave?“ Sie antworteten: „Was sagst du da, liebe Frau? Der Lebendigen sind wenige, aber der Todten sind viele.“ Dann ging sie weiter, aber in jedem Hause war ein Vater, ein Sohn oder ein Sklave gestorben. Als sie nun immer müder wurde, da seufzte sie und sagte: „O, dies ist eine schwere Arbeit. In jedem Hause sind Kinder oder Eltern gestorben, ich bin nicht die Einzige, die solches Leid trägt.“

Da kam die Furcht über sie und, indem die Mutter die

Liebe erdrückte, legte sie den todtten Leichnam in den Wald. Dann ging sie zu Buddha und fiel vor ihm nieder. „Hast du das Senfkorn gefunden?“ fragte er. „Nein,“ sagte sie, die Leute im Dorfe sagten mir: „Der Lebendigen sind wenige, der Todten aber sind viele.“ Da sagte Buddha: „Du glaubtest, daß du allein einen Sohn verloren, jetzt kennst du das Gesetz: auf Erden giebt es nichts, was nicht vergeht.“

Bei diesen Worten that die Mutter den ersten Schritt in der Erkenntniß. Sie widmete sich dann dem heiligen Stande, und eines Abends, als sie im Dunkeln die Lichter im Kloster brennen und nach und nach erlöschen sah, sagte sie zu sich: „Das Leben der Menschen ist wie diese Lichter, die dort leuchten und verlöschen.“ Da erschien ihr Buddha und sagte: „Das Leben der Menschen ist wie diese Lichter, die dort leuchten und verlöschen; nur die, welche zum Nirvana gelangen, finden Ruhe und Frieden.“ Als die arme Mutter dies hörte, ging sie ein zur Ruhe und zur beschaulichen Erkenntniß. —

Worin bestand nun die Lehre Buddha's? Im Predigen der Nächstenliebe, das will im buddhistischen Sinne heißen, des Mitleids mit allen Creaturen; diese Nächstenliebe ist die Seele des Buddhismus, bis auf den heutigen Tag geblieben und man kann sagen, daß keine religiösen Lehren genauer befolgt worden sind, als diese Buddha's, daher ist der Einfluß des Buddhismus auf die Denkweise und auf die Menschlichkeit des Orients ein ganz unberechenbar großer gewesen. Buddha suchte überall den Menschen und suchte ihn durch seine Veredelung über das Leid des Lebens zu erheben; das war nur möglich durch eine ungetrübte Erkenntniß der Wahrheit, die dann ein sittliches Leben und durch dieses eine Läuterung und Befreiung des Individuums von den Ursachen des Leidens zur Folge haben mußte.

Als die Grundlage seines Systems dient die Erkenntniß der Nichtigkeit, der Vergänglichkeit und des ewigen Wandels alles Bestehenden und sie spricht er immer wieder aus, um sie einem Jeden in das Bewußtsein einzuprägen. (Köppen):

„Alles Sein ist nichtig, hohl und ohne Bestand. Jede Erscheinung ist leer, alles Wesen ist leer; Alles vergeht, Nichts besteht, Alles ist dem Wechsel und damit zugleich dem Schmerze und Leiden unterworfen. Alles Sein ist ein Bild des Nichtseins; alles Daseiende wird ein Ende haben; auch das Hohe stürzt endlich zusammen; wo Ansammlung ist, steht Trennung bevor; wo Geburt ist, folgt der Tod. Alles Entstandene ist ohne Fortdauer; alle Geburten sind mit Leiden verknüpft. Wenn man Himmel und Erde sieht, so soll man denken, daß sie nicht ewig sind; wenn man Berg und Thal sieht, so soll man denken, daß sie nicht ewig sind; wenn man Form und Gestalt der Dinge zunehmen sieht, soll man denken, daß sie nicht ewig sind. Wenn man auch den Urbestandtheilen des Körpers Sein beilegt, so sind sie dennoch wesenlos. Denn da ihr Sein nach einer kurzen Zeit aufhört, so sind sie wie Trugbilder.

Die Begriffe Geborenwerden und Sterben dürfen nicht gesondert werden. Der Inbegriff alles Angesammelten ist Dauerlosigkeit und Vergänglichkeit. Die Jahre des Lebensalters verwehen wie die Spreu, die das Samentorn einhüllt. Die Lebensjahre haben keine Wahrheit und Wirklichkeit: sie verschwinden ohne eine Spur zurückzulassen, wie der Regenbogen am Himmel. Auch das Wort ist ohne Wahrheit und Wirklichkeit: es verhallt wie der Donner im Zwischenraume. So ist auch der Körper ohne Wahrheit und Wirklichkeit und nichts anderes, als eine auf kurze Frist emporstehende Blume der unermesslichen Zeit. Betrachtet daher euer Dasein und euren Wandel als ein Bild, das euch der Spiegel zeigt.

Ähnlich dem an der Wurzel faulenden Baumstamme ist die Hinfälligkeit des Körpers; ähnlich dem Blitze am Himmel ist die Endlichkeit des Lebens; ähnlich dem Honig der Bienen ist die Vergänglichkeit der Güter: daher betrachtet euren Wandel und euer Dasein als dem Wasserschaume vergleichbar.

Alles ist vergänglich, Alles ist elend, Alles ist leer, Alles ist stofflos — Alles geht zu Grunde.

Das Leben aber gleicht dem Funken, der durch Reibung aus dem Holze hervorspringt. Er entzündet sich und verlöscht, ohne daß wir wissen, woher er komme und wohin er gehe. Das Leben gleicht dem Ton der Lyra, und vergebens fragt der Weise, woher es komme und wohin es gehe. Das Leben ist nur Leid; dieses entspringt aus unsern Neigungen; wir müssen diese unterdrücken, um die Wurzel unserer Leiden zu vertilgen.

Unser Leid bereiten wir uns nur selbst; „Selbst ist der Herr des Selbst, wer sonst könnte sein Herr sein?“ „Ein Mann, der sich selbst bezähmt, geht durch sein selbstbezähmtes Selbst in das unbetretene Land ein. Wenn ein Mann Alles ruhig ertragen kann, so hat er Nirvana erreicht.“

Das Leben selbst ist aber ein Uebel und zwar der Uebel größtes, das sich als Geburt, Krankheit, Alter und Tod zu erkennen giebt.

Daraus resultirt weiter die Erkenntniß der vier großen geistlichen Wahrheiten; diese sind: der Schmerz; die Erzeugung des Schmerzes; die Vernichtung des Schmerzes und der Weg, welcher zur Vernichtung des Schmerzes führt. „Jeder dieser Ausdrücke ist eine erhabene Wahrheit. Und was ist der Schmerz? Es ist die Geburt, das Alter, die Krankheit, der Tod, das Begegnen dessen, was man nicht liebt, und die Trennung von dem, was man liebt, die Ohnmacht, das zu erlangen, was man begehrt und wonach man

strebt. Was ist die Erzeugung des Schmerzes? Es ist die endlos sich erneuernde Begier, die von Vergnügen und Leidenschaften begleitet ist und sich hier und dort zu befriedigen sucht. Und was ist die Vernichtung des Schmerzes? Es ist die vollkommene Zerstörung jener sich endlos erneuernden Begier, die von Vergnügen und Leidenschaften begleitet ist und sich hier und dort zu befriedigen sucht: es ist die Preisgabe, die Ausrottung, die Vernichtung derselben; es ist die vollkommene Losagung von jener Begier. Welches ist die erhabene Wahrheit des Pfades, der zur Vernichtung des Schmerzes führt? Es ist der erhabene Weg mit den acht Theilen: dem rechten Blick, dem rechten Sinn, der rechten Sprache, der rechten Handlungsweise, dem rechten Stand, der rechten Energie, dem rechten Gedächtniß und der rechten Beschaulichkeit.“

Der Weg, der zur Vernichtung des Schmerzes und damit zum Nirvana führt, ist der hervorragendste Theil der Lehren Buddha's, ihre Gesamtheit aber können wir wiedergeben durch das Wort: „Alles Bösen Unterlassung, des Guten Vollbringung, Bezähmung der eigenen Gedanken, das ist die Lehre des Buddha.“ Das äußere Mittel, das Ideal des Buddhismus zu erreichen, den Weg zum Nirvana zu finden, ist die Befreiung des Ich von Allem, was die Ruhe desselben stören kann, die Unterdrückung aller selbstischen Triebe, die Anerkennung des Ich in allen Mitgeschöpfen, die Erkenntniß der Richtigkeit alles Seienden. Der erste Schritt auf dem Wege zum Nirvana wird gethan durch das Aufgeben aller Außerlichkeiten, alles Scheins, durch Vertauschung des Scepters mit dem Almosentopf; der glänzenden Kleidung mit dem aus Lumpen zusammengeflachten gelben Bettlergewande, dadurch, daß man den Freuden und Genüssen des Lebens entragt und nach den Sittengesetzen lebt. Diese letztern sind im

Dhammapadam niedergelegt und lassen sich dem Erhabensten ebenbürtig an die Seite stellen, was der Geist der Menschheit geschaffen hat. Nicht durch eine peinvolle Askese, nicht durch äußerliche Mittel, wie Opfer und Gebete, sondern lediglich durch Ausbildung des Seelischen, des Göttlichen im Menschen erreicht der Mensch nach der Lehre Buddha's den Seelenfrieden, Nirvana, den Zustand gleichmäßiger Ruhe und Schmerzlosigkeit. Der Weg dahin ist keinem Menschen verschlossen, der Lehre Buddha's gegenüber sind Alle gleich, Keiner ist bevorzugt, das höchste irdische und himmlische Glück, die seelische Ruhe und Zufriedenheit ist für Jeden erreichbar und ist — Nirvana, das jenseitige Ufer, das Ziel der „großen Ueberfahrt.“ Wer die sechs Tugenden besitzt: Wohlthätigkeit, Sittlichkeit, Geduld, Thatkraft, Beschaulichkeit und Weisheit ist ebenfalls auf dem richtigen Pfade. Nur wer Nirvana erreicht hat, ist der Dual der Seelenwanderung nach den Lehren der spätern Dogmatik überhoben. Ob Buddha selbst den Glauben an die Seelenwanderung gepredigt hat, ist zweifelhaft, jedenfalls steht er in zweiter Linie; die heiligen Schriften allerdings legen ihm viele Aussprüche in den Mund, die diesen Glauben bestätigen; so soll er im Tode gesagt haben (Carriere):

Geburtenskreislauf stünde mir bevor, hätt' ich
 Gefunden nicht des Baues Meister, welchen ich gesucht;
 Fürwahr, Geborenwerden ohne End' ist schmerzvoll.
 Du bist erschaut, des Baues Meister! Nun wirfst du
 Das Haus nicht wieder bau'n! Zerbrochen sind
 Die Balken dir, des Hauses Siebel ist gestürzt:
 Der Geist, der eingegangen in Nirvana ist,
 Hat des Begehrens Durst mir gänzlich ausgelöscht.

Blicken wir nun in den Dhammapadam, den „Fußtapfen des Gesetzes,“ den „Weg des Heils,“ um eine Vorstellung

von der Ethik zu gewinnen, die Buddha den Anhängern seiner Lehre predigte.

„Scheltet nicht den, der Euch schilt, erwidert nicht Zorn mit Zorn, Beschuldigung mit Beschuldigung, Schläge mit Schlägen.“

(Köppen:) „Wer sich selbst besiegt, der ist der Beste unter den Siegern. Sich selbst besiegen ist mehr, als tausend mal tausend Feinde im Kampfe überwinden. Wer sich selbst zügelt und händigt, dessen Sieg kann weder ein Gott, noch ein Gandharva, weder der Mara (Teufel) noch Brahma in Niederlage verwandeln. — Sich selbst zähmen die Weisen. Wie der Fels unbeweglich im Sturme dasteht, so wird der Weise von Tadel und Beifall nicht bewegt. — Aus dem Verlangen entsteht Traurigkeit, aus der Traurigkeit Furcht; wer vom Verlangen befreit ist, der empfindet weder Traurigkeit noch Furcht. — Kein Feuer ist gleich der Begier, keine Gefangenschaft gleich dem Hasse, kein Netz gleich der Leidenschaft, kein Strom gleich dem Verlangen. Wen in der Welt die giftige Begier überwindet, dessen Schmerzen mehren sich; wer aber die wilde Begier überwindet, dessen Schmerzen fallen nieder wie die Regentropfen von der Lotosblume. Daher rottet die Wurzel der Begier aus, damit der Versucher euch nicht wieder und wieder knicke wie der Fluß das Schilfrohr. Wie der Baum, auch wenn er gekröpft wird, von neuem wächst, so lange die Wurzel unversehrt ist, so kehrt der Schmerz immer wieder, wenn nicht der Hang zur Lust ausgerottet ist. — Den Zorn lege der Mensch ab, den Hochmuth lege er ab, jede Fessel zerbreche er. Nie wird der Zorn durch Zorn gestillt, sondern durch Veröhnlichkeit, das ist ewiges Geseß. — Wachsamkeit ist der Weg zur Unsterblichkeit, Trägheit der Weg des Todes. Einen Tag der Kraft und Anstrengung leben, ist besser, als hundert Jahre der Ohnmacht

und Schlawheit. — Jeder eile im Gutes thun und wende den Sinn vom Bösen ab; denn wer lässig ist im Guten, dessen Gemüth erfreut sich am Bösen. Wenn der Mensch Böses gethan, so thue er es nicht wieder und wieder; möge er nicht Lust daran haben, denn Schmerz ist die Anhäufung des Bösen. Wenn der Mensch Gutes gethan hat, so thue er es wieder und wieder; möge er keine Lust daran haben, denn Freude ist Anhäufung des Guten. Wer Blut vergießt, unwahre Rede führt, fremdes Gut sich aneignet u., der schädigt schon für diese Welt seine Wurzel.“ —

(Carriere:)

Das, was wir sind, ist das Ergebnis von dem, was unser Herz gedacht:
Wer Böses denkend spricht und handelt, das Uebel folgt ihm dräunend nach,
Wer Gutes denkend spricht und handelt, der führt das Glück als
Schatten mit.

Nachdenken ist der Weg zum ewigen Leben,
Gedankenlosigkeit des Todes Pfad;
Die sterben nicht, die mächtig sind im Denken,
Gedankenlose sind so gut wie todt.
Die weisen Denker kommen nach Nirvana,
Zum Wohl der Ruhe, zur Glückseligkeit.
Zwar Wenige kommen an das andre Ufer,
Das meiste Volk rennt auf und ab am Strand;
Doch die dem Wort der Wahrheit treulich folgen,
Geh'n durch des Todes Macht hindurch zum Heil.
Und wie den Freund, der heimkehrt, seine Lieben,
Empfangen ihre guten Werke sie.

Wer nichts liebt, noch haßt, ist frei von Fesseln,
Von der Lust stammt des Verlustes Sorge,
Von Begierde stammet Furcht und Schmerz.
Ueberwindet Haß durch Liebe, Böses durch des Guten Kraft,
Ueberwindet Lug durch Wahrheit, Habgier durch Freigebigkeit.

Gleich der Blume, die in Farben pranget, doch des Dufts entbehrt,
Sind die unfruchtbaren Worte dess', der anders thut als spricht;

Gleich der Blume, die in Farben pranget, süßen Duftes voll,
Sind die fruchtbar edlen Worte, dess', der thut, so wie er spricht.

Du selber thust das Böse und schaffst das Leiden dir;
Du selber stiehst das Böse und schaffst dir Läuterung;
Du mußt dich selbst erlösen, kein anderer macht dich rein,
In dir liegt Heil und Rettung, Selbst ist der Herr des Selbst.

Das Nirvana Buddha's hat zu allen Zeiten für das Verständniß Schwierigkeiten geboten. Die eigentliche Bedeutung dieses Wortes ist Ausblasen, Auslöschchen des Lichts. Im Anschluß an diese Erklärung hat man dem Buddhismus nihilistische Tendenz angebildet, indem man sagte: Das Ideal desselben ist das absolute Nichts; und da in den buddhistischen Ländern die Auffassung des Nirvana durchaus keine einheitliche ist, sondern zwischen dem Nichts und einem überaus sinnlichen Paradiese schwankt, so hat der Occident für jede Interpretation des Nirvana in den buddhistischen Schriften Bestätigung finden können. Nehmen wir aber Alles zusammen, untersuchen wir die Morallehre Buddha's, die Mittel, die er angiebt, Nirvana zu erreichen, die Verbindungen, in denen er diesen Begriff gebrauchte, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er dieses vieldeutige Wort nur im Sinne der Befreiung des Menschen von den Fesseln der Sinnlichkeit, im Sinne der seelischen Ruhe, der Leidenschaftslosigkeit gebraucht hat. Das absolute Nichts, die bodenlose Leere als das Erstrebenswerthe, als einen Ersatz für die Leiden des Lebens zu predigen, das konnte wohl einem solchen Menschenkenner wie Buddha nicht einfallen; mit dem Erlöschen meinte er somit nur die Vernichtung der Begierden, der Selbstsucht. Ein so unbestimmter Begriff, der unendlich umfassend ist und zahllose Vorstellungen einschließt, eignet sich sehr wohl für den Vortrag religiöser Lehren, und wir sehen die Theologie viele solche vieldeutige Worte gebrauchen; wir sollten uns

daher bei dem Nirvana nicht an die Grundbedeutung allein klammern. Gesezt den Fall, Nirvana wäre wirklich die völlige Vernichtung, die gänzliche Zerfegung, die absolute Negation, die unergründliche Leere statt des Zustandes vollendeter Seligkeit, die durch ein Leben von Entfagung errungen wird, so könnte doch aus diesem Nichts nie mehr irgend etwas hervorgehen. Nun lehrte Buddha selbst aber, man kann Nirvana schon zu Lebzeiten erreichen, ferner aber lehrte der Buddhismus, daß sein Begründer in 550 Verkörperungen auf der Erde existirt habe, um alle Wesen der Befreiung entgegenzuführen, der tibetanische Lamaismus ferner sieht den jedesmaligen Oberlama als Incarnation Buddha's oder des lamaitischen Reformators Tsongkapa an, in dem jedoch Buddha gleichfalls wieder verkörpert gewesen. Der Lamaismus sieht weiter alle hohen kirchlichen Würdenträger als jedesmalige Incarnationen von Heiligen früherer Zeiten an, daraus erhellt doch aber wohl mit vollster Deutlichkeit, daß das Nirvana, in das jene alle eingegangen waren, nicht das absolute Nichts sein kann.

Die großen Massen des Volks konnten die Vorstellung, die Buddha vom Nirvana hatte, allerdings nicht fassen, und darum schufen die Priester es zu einem Jenseits um, das die Freuden der Paradiese anderer Religionen gewährt. So waren die Völker auch nicht im Stande, die Vorstellung, die Buddha von Gott hatte, nämlich das Princip des Guten im Menschen aufzufassen, und thaten daher, was andere Völker thaten, sie machten ihren Propheten zum Gott; ein Gott aber, zu dem das Volk sich vertrauensvoll wenden soll, muß seinem Verständniß und seinen Sinnen nahe gerückt sein, daher stellt es sich die Einheit als Zweiheit vor, nämlich unter dem Bilde Gottes und des seiner menschgewordenen Incarnation, im Besondern seines Sohnes, oder es bleibt

bei der Einheit und bringt sie sich verkörpert, wie die Tibetaner als Ober-Lama, in ihre unmittelbare Nähe.

Man hat nun ferner die Lehre vom Nirvana beschuldigt, den Selbstmord zu sanctioniren und wenn nicht ihn, so die Passivität, den Quietismus zu erzeugen. Was das erste anbetrifft, so steht dem Selbstmord das strenge Gebot gegenüber: „Du sollst nicht tödten,“ das immer und immer wiederholt und selbst auf die Thier- und Pflanzenwelt — der buddhistischen Auffassung der Nächstenliebe entsprechend — ausgedehnt wird. Der Quietismus aber liegt einmal im Wesen der indischen und mittelasiatischen Völker und ferner im erschlaffenden Klima jener Ländermassen begründet und ist allerdings durch das beschauliche und unnatürliche Mönchswesen des Buddhismus, sowie durch die Askese des Brahmanismus befördert worden. Die eigentliche Lehre Buddha's aber hat den orientalischen Quietismus nicht gezeugt, sagt er doch ausdrücklich: Trägheit ist Tod; Gedankenlosigkeit ist des Todes Pfad. Buddha ist ebenso wenig Schuld an den Institutionen der buddhistischen Kirchen wie Christus an denen der christlichen. Zum Mönchswesen allerdings, dieser, vom staatswissenschaftlichen Standpunkt betrachtet, höchst verderblichen Institution, hat Buddha Veranlassung gegeben; freilich schloß er sich hierin dem Bestehenden an: die brahmanischen Asketen und Bettelmönche lebten selten in Einsiedeleien allein, sondern meist in größern Gemeinschaften. Buddha schuf dagegen geradezu einen festorganisirten Bettelorden, indem er jeden seiner Anhänger zum Bettler machte, die dann in Mönchs-, resp. in Nonnenklöstern zusammenlebten und durch die drei Gelübde der Armuth, der Ehelosigkeit und des Gehorsams gebunden waren. So gab es ursprünglich nur einen Stand, den geistlichen, in den Jeder aufgenommen wurde, der sich den Vorschriften Buddha's unterwarf; all-

mäßig aber gelangte man zur Erkenntniß, daß der geistliche Stand nur bestehen kann, wenn er durch einen Laienstand unterhalten wird, und es trat somit eine entsprechende Spaltung der Gemeinden ein. Die Geistlichen lebten in den Klöstern, die Laien gingen ihren Geschäften in gewohnter Weise nach. „Buddhistischer Laie aber wird man und wurde (Köppen), indem man die drei Formeln der Zuflucht und die fünf großen Verbote übernimmt.“

Die drei Formeln der Zuflucht oder wie sie auch genannt werden, die drei Stützen sind:

Ich nehme meine Zuflucht zum Buddha.

Ich nehme meine Zuflucht zur Lehre (Dharma).

Ich nehme meine Zuflucht zum Verein der Geistlichkeit (zur Kirche, Sangha).

Im Lamaismus ist dieses Glaubensbekenntniß durch das berühmte sechsfilbige Gebet: Om mani padmê hüm! ausgedrückt. Die Dreieit: Buddha, Dharma, Sangha ist das Bindeglied aller buddhistischen Kirchen und Sekten.

Die fünf großen Verbote ferner sind:

- 1) Nichts zu tödten, was Leben hat.
- 2) Nichts zu stehlen.
- 3) Keine Unkeuschheit zu begehen.
- 4) Nicht zu lügen.
- 5) Nichts Berauschesendes zu trinken.

Der Sünden zählt die buddhistische Ethik zehn Arten: 1) Mord, 2) Diebstahl, 3) Immoralität, 4) Lüge, 5) Verläumdung, 6) Fluch- und Schmähworte, 7) unnützes und unreines Geschwäg, 8) Begehrlichkeit und Habgucht, 9) Bosheit (Neid, Zorn, Rachsucht), 10) schlimme Ansichten. Die Zucht, der sich die Geistlichen unterziehen müssen, ist eine sehr strenge, und selbst die einfachsten Dinge, die kleinlichsten Einzelheiten

des Lebens sind festen Gesetzen unterworfen. Die Gebote, die sie zu befolgen haben, sind:

- 1) Nicht zu tödten.
- 2) Nicht zu stehlen.
- 3) Keine Unkeuschheit zu begehen.
- 4) Nicht zu lügen.
- 5) Nichts Berauschesendes zu trinken.
- 6) Nach Mittag nicht mehr zu essen; d. h. sich unzeitiger Mahlzeiten zu enthalten.
- 7) Nicht zu singen und zu tanzen, nicht Musik zu machen zc.
- 8) Sich nicht mit Blumen und Bändern zu schmücken, noch zu parfümiren und zu salben.
- 9) Nicht auf einem hohen und breiten Ruhebett zu sitzen oder zu liegen.
- 10) Kein Gold oder Silber anzunehmen.

Schwere Sünden sind ferner die Verläumdung des Buddha, des Gesetzes, der Priesterschaft, Kezerei zc.; und gewiß ein viel wirksameres Mittel als die Ohrenbeichte war die öffentliche, die Buddha einführte; vor versammelter Gemeinde mußte der Sünder offen seine Vergehen bekennen.

Der Cultus war in den frühesten Zeiten offenbar, dem Charakter der Lehre entsprechend, ein höchst einfacher und die betreffenden Handlungen wurden unter freiem Himmel vollzogen, denn der Tempelbau begann erst nach Buddha's Tode, nachdem der Clerus ihn zum Gott erhoben hatte, die Ueberreste seiner vom Scheiterhaufen nicht völlig verzehrten Gebeine zu Heiligthümern, zu Fetischen gemacht worden waren.

Was die kosmogonischen Ideen anbetrifft, so sind die betreffenden Mythen Concessionen, die Buddha dem fabelsüchtigen Geist der Inder machte, wenn sie überhaupt von ihm herrühren, und schließen sich im Ganzen den Vorstellungen der Brahmanen an. Zeit, Raum und Materie sah Buddha

als unendlich und unvergänglich an; die Zahlen, die für die Raum- und Zeitmaße erfunden wurden, gehen ins Ungeheure, wie es den Indern auf Millionen Jahre und Meilen nicht ankommt. Himmel und Hölle wurden in verschwenderischer Weise erschaffen und nach Maßgabe der Lehren Buddha's bevölkert. Gehen wir indeß auf den Grund der phantastischen Märchen, die der müßige Clerus später erfann, und abstrahiren wir daraus die Weltanschauung, die Buddha selbst gehabt haben muß, so erhellt deutlich, daß, wie er mit klarem Verstande die irdischen Dinge beurtheilte, er auch eine große und nach heutigen Vorstellungen ziemlich richtige Ansicht über den Kosmos gehabt hat.

Prüfen wir nun endlich, was Buddha geschaffen hat und welchen relativen Werth die Reform hatte, die er anbahnte, so sehen wir, daß dieselbe rein ethischer Natur war. Und doch traf er damit den Brahmanismus und verwundete ihn tödtlich. Dieser hatte nicht das Wohl der Menschheit im Auge, sondern nur das eigene; seine politische Richtung war eine aristokratische. Buddha's Lehre war das gerade Gegentheil; die Menschheit zu heben und zu veredeln, zum Genuß wahrhafter Glückseligkeit zu führen, war seine Aufgabe. Die Tendenz seiner Lehre wurde durch die Anerkennung des Menschlichen und des Göttlichen im Herzen des niedersten Paria durchaus demokratisch, und die Folge war, daß die ethische Reform, die er allein geplant, die socialen Verhältnisse Indiens so weit umgestaltete, als es möglich war, d. h. als die Folge des brahmanischen Systems: die Erödting der Geistes- und Körperkräfte der Völker, noch nicht vollendete Thatsache war. Durch die buddhistische Lehre wurden die Kräfte wieder entfesselt, das todte Capital wieder befreit und in Umlauf gebracht. Die Aufhebung der Kasten brachte alle Stände mit einander in Berührung, dadurch wurden alle

Culturfactoren in Verbindung gesetzt, und eine Hebung der Cultur mußte die Folge sein. Die edlen ethischen Grundsätze Buddha's konnten gerade auf den Inder ihren Eindruck nicht verfehlen, und da sich viele Fürsten seiner Lehre zuwandten, und sich dadurch vom lange erduldeten unwürdigen Joch brahmanischer Bevormundung und Herrschaft befreiten, so wurde Indien dadurch neues Leben verliehen.

Die günstigen Wirkungen des Buddhismus auf die gesammte indische Cultur zeigen sich denn auch bald; selbst der Brahmanismus, der wohl im Anfang die Tragweite der reformatorischen Bewegung gar nicht erkannt und nicht bei Zeiten das Nöthige gethan hatte, sie im Keim zu ersticken, mußte dieser neuen Religion, diesem tödtlichen Gegner, der schnell gewaltige Fortschritte machte, Concessionen zugestehen und sich umgestalten, um dann den Kampf gegen den Feind um so energischer aufnehmen zu können. Diese Umwandlung bestand, wie wir bereits gesehen, in der Ausbildung der Trimurtilehre, die das Brahm unter den drei Göttergestalten: Brahma, Vishnu und Schiva darstellte. Unter dem Einfluß des Buddhismus wurde der Brahmanismus überdies in viele Sekten gespalten, von denen einige, wie die der Vauddha-Baischnavas, eine Vereinigung beider Religionen anstrebten. In neuerer Zeit haben sich viele neue religiöse Gemeinschaften auf brahmanischer Basis entwickelt, wie die von Ranak Schah begründete der Sikhs; die Saiva-, die Sakta- und die Brahmo-samaj-Sekten, und Islam und Christenthum haben ebenfalls zeretzend gerade auf den Brahmanismus eingewirkt, so daß zur Zeit über vierzig Sekten in Vorderindien gezählt werden.

Hand in Hand mit der Religion ging die Philosophie, die bei der natürlichen Anlage der Inder zum Nachdenken sehr eifrig gepflegt wurde und eine Reihe von Systemen aufweist, die aber fast alle im Dienste der Religion stehen

und die Wahrheit nicht um ihrer selbst willen suchen. Unter ihnen steht die Vedanta obenan, die analytisch verfährt und monotheistisch ist und sich eng an die Vedea und Upanishads anschließt. Sie geht von der Annahme eines Wesens aus und erklärt die sichtbare Welt als eine Täuschung.

Nyaya und Vaiseschika beschäftigen sich mit der Methode der philosophischen Untersuchung; das Sankhyasystem inclinirt zum Mysticismus und beförderte bei seinen Anhängern die den Indern schon eingeborene Neigung zur Askese.

Die Geschichte des Buddhismus zeigt ebenfalls viele Schwankungen und Spaltungen. Bald nach dem Tode Buddha's entstanden etwa achtzehn Schulen und als Folge davon ebenso viele und mehr Sekten, die sich gegenseitig bekämpften, und selbst die Concile, die von 477 v. Chr. an wiederholt veranstaltet wurden, konnten eine vollständige Einigung derselben nicht erzielen. Indeß wurde die große Zahl der Sekten allmählig auf einige wenige reducirt, bis heute aber haben die Kirchen, die aus ihnen hervorgingen, ihren Widerstand gegen einander nicht aufgegeben. Die Lamaiten Tibets erkennen die südliche Kirche, die in Ceylon ihren Stützpunkt hat, nicht an und umgekehrt. Der Kampf des Brahmanismus mit dem Buddhismus war ein sehr hartnäckiger und nur ganz allmählig gelang es dem erstern, den verlorenen Boden wieder zu gewinnen, denn in Kaschmir hielt sich der Buddhismus bis 1102 n. Chr.; in Bengalen bis ca. 1036 n. Chr., und in Nepal existirt er heute noch.

Die Blüthezeit des indischen Buddhismus war aber unter den beiden Asokas und bis zum Sturz ihrer Dynastie 178 v. Chr.; und später unter dem indoscythischen König Kanischka, der ca. 50 n. Chr. das vierte Concil einberief. Unter Asoka II. wurde besonders das Missionswesen sehr stark ausgebildet, wie dieser Herrscher überhaupt die Sache

Buddha's auf jede nur mögliche Weise zu fördern bemüht war. Unter ihm fand 246 oder 245 v. Chr. das dritte große Concil in Pataliputra statt, bei dem 1000 Mönche anwesend waren und neun Monate lang über die Angelegenheiten der Kirche beriethen. Seine Zeit kann im Ganzen als die der Blüte der indischen Cultur bezeichnet werden; Baukunst, Handel und Gewerbe fanden in ihm den eifrigsten Pfleger.

Im siebenten Jahrhundert etwa hatte der Brahmanismus im mittleren Indien und in den Küstenländern den Sieg errungen und die Herrschaft des Buddhismus auf Ceylon und die Terrassenländer des Himalaya beschränkt. Da aber begann, während von Ceylon aus Siam und Java dem Buddhismus gewonnen wurden, die Ausbreitung desselben nach Tibet und durch die chinesischen Buddhisten in die mongolischen Länder nördlich davon, die ihm heute noch angehören.

Im Jahre 632 nämlich schickte der tibetanische Fürst Srongtsan-Gampo seinen Minister Thumi-Sam-Bota nach Indien, um dort den Buddhismus zu studiren und dann nach Tibet zu verpflanzen. In diesem rauhen Hochlande, das, von den höchsten Gebirgen der Welt eingeschlossen, nur auf den beschwerlichsten Wegen, die Wochen und Monate in Anspruch nehmen, und auf Pässen zugänglich ist, deren Höhe beinahe die des Montblanc erreicht; dessen Durchschnittshöhe 10 000 Fuß über dem Meerespiegel, dessen Boden kaum im Stande ist, die Bevölkerung zu ernähren — dort entwickelte sich nicht nur unter der sorgsamten Pflege der tibetanischen, sondern später auch der mongolischen, wie Dschingischan und Kublai, und der chinesischen Herrscher, unter deren Oberhoheit das Land seit 1720 steht, der Buddhismus zum Lamaismus, d. h. zum denkbar höchsten äußern Glanz und beherrscht von dort aus beinahe die ganze buddhistische Welt.

Mit den bedeutendsten Privilegien ausgestattet, stand der Entfaltung der Priesterherrschaft bei der absoluten geistigen Uncultur des Landes nichts entgegen und es entstanden dort die zwei Kirchen: die der Gelbmützen und die der Rothmützen, deren Ritualien und Institutionen beinahe zum Verwechseln denen des Katholicismus gleich sind. Diese Kirchen waren aus der Spaltung des Buddhismus hervorgegangen, die das Auftreten des Reformators Tsong-Kapa 1356—1419 hervorrief. Die reformirte Kirche des letztern, nämlich die der Rothmützen, blieb seit jener Zeit die herrschende.

Das Land wurde unter dem Ausbau des doppelten Lamaismus ein Mönchsstaat, in dem es nur zwei Stände giebt: Geistliche und deren Slaven; Mönche und Nonnen, die sich vom Markt des Volkes nähren. Die kirchlichen Einrichtungen sind denen des Papstthums vollkommen entsprechend, selbst bis auf die Einzelheiten des Cultus. Ohrenbeichte, Reliquien- und Bilderdienst, Kirchenmusik, Weihrauchfässer, Rosenkranz, Tonsur, selbst manche Kleidungsstücke, das gesammte Ceremoniell des Katholicismus finden wir dort vor. Nur stehen an der Spitze zwei Päpste, der Dalai-Lama und der Pan-Tschen-Mhin-Bo-Tsche oder mit dem occidentalischen Namen Bogdo-Lama, die von Cardinalcollegien und einem gehörig graduirten ungeheuren Priesterheer berathen und bedient werden. Die Folge dieser Entwicklung des Buddhismus zur Kirche ist ein Formalismus, der an Geisllosigkeit und Fülle von Mitteln, die auf die Sinne der Gläubigen berechnet sind, doch noch alles übertrifft, was andere Hierarchien hierin leisten, und lediglich bei einer solchen Unbildung des Volkes möglich ist, wie diejenige, in der die Priester das Volk Tibets erhalten. Bekannt ist z. B. die Anwendung von Gebetmühlen, durch die die Anstrengung des Sprechens der Gebete vermieden wird. Derartige Einrichtungen in

größern Maßstabe giebt es auch, außer den zahllosen Heiligenbildern, an den Landstraßen, wo sie durch den Wind in Bewegung gesetzt werden. — An der Mythologie des Lamaismus aber können wir auch wieder erkennen, wie weit diese herrlichste Gottesgabe: der Geist der Menschen, unter dem Einfluß des formalen Glaubenszwanges, des erstickenden Druckes einer strenggegliederten Hierarchie entarten und verirren kann.

In China wurde der Buddhismus als Foismus durch den Kaiser Ming-Ti eingeführt, der im Jahre 61 n. Chr. Gesandte nach Indien schickte, um diese Religion zu prüfen und nach China zu übertragen. Später waren die zahllosen chinesischen Pilger, die die heiligen Stätten in Indien besuchten, die eifrigsten Verbreiter der Lehre Buddha's, und unter ihnen ragt besonders Hiouen-Tsang hervor, der 629 bis 645 Indien bereiste. Von China wurde der Buddhismus dann nach Korea, Japan und Cochinchina eingeführt.

Was allen Formen des Buddhismus bis auf den heutigen Tag gemeinsam geblieben, ist der edle und wahrhaft menschliche Zug der Nächstenliebe, den ihm sein Begründer verlieh und der die größte Toleranz in religiösen Dingen zur Folge hatte, wie Buddha selbst auch in seine Himmel Andersgläubige aufnahm.

Nicht Friedrich der Große war der Erste, der den Gedanken aussprach, daß Jeder nach seiner Weise selig werden möge, d. h. daß kein Glaubenszwang ausgeübt werden dürfe. Derselbe Geist herrschte schon am Hofe Dschingischans, wo alle Religionen vertreten und geduldet waren, und auch früher sehen wir eine ähnliche Ansicht wie die Friedrichs des Großen von Hofa I., ausgesprochen, wenn er sagt: „Der göttergeliebte König ehrt alle Religionen, wie die Bettler und Hausherren, durch Almosen und andere Beweise der Hochachtung. Aber der göttergeliebte König legt nicht so viel Gewicht auf Almosen und

Ehrfurchtsbezeugungen, als auf das, was wesentlich zur Förderung des guten Rufes der Religionen beiträgt. Die Förderung dessen, was in dieser Beziehung für alle Religionen wesentlich, ist freilich von verschiedener Art; der wichtigste Punkt für jede derselben bleibt aber der, daß sie gelobt wird (d. h. daß sie nicht geschmäht oder verkehrt wird). Man soll nur seinen eigenen Glauben ehren; man darf aber den Anderer nicht schelten: so wird man Niemand Unrecht thun. Es giebt selbst Fälle, in welchen man die Religion Anderer ehren muß, und wenn man so den Umständen gemäß handelt, fördert man seine eigene Religion und nützt der fremden. Wer anders handelt, mindert die seine und schadet der andern. Wenn irgend Jemand aus Anhänglichkeit an seinen Glauben diesen herausstreicht und den des Andern tabelt, indem er denkt: „Wir wollen unsern Glauben in helles Licht setzen,“ so schadet er dadurch dem Glauben, zu welchem er sich bekennt, nur noch wesentlich. Also nur Eintracht frommt“ zc.

Die Folge dieser Tendenz des Buddhismus war, daß in den Ländern, die sich zu ihm bekennen, Religionsverfolgungen nicht vorgekommen sind, es sei denn, daß die Andersgläubigen das Staatswohl bedrohten.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf die weitern Leistungen der Inder auf den Gebieten der Wissenschaften, der schönen Literatur und der Künste, so finden wir überall die Grundzüge des Geistes wieder, den wir bei ihnen bisher kennen gelernt haben. Das sorgfältige Vermeiden fester Formen, scharfer Linien, der Ergebnisse bloßer Verstandesthätigkeit ist das gemeinsame Charakteristicum aller Kundgebungen des indischen Geistes. Dafür finden wir in entsprechend starker Weise, nach dem Gesetz der Ausgleichung der Kräfte, die Tendenz zum Phantastischen und zu beschau-

licher Ruhe ausgeprägt, durch welche Eigenschaften er sich scharf von seinem Gegensatz, dem chinesischen Geist, unterscheidet.

Mathematik und Astronomie ergeben verbunden mit der Phantasie: Zahlenmystik und Astrologie.

Geschichte konnte, der indischen Weltanschauung entsprechend, sich nicht entwickeln; denn erschien dem Inder das Leben als Last, die Welt als Schein und Traum, so konnten ihn der Entwicklungsgang des Staatslebens und die politischen Ereignisse nicht anders als wie vorübergehende Bilder interessieren, die aufzuzeichnen er nicht für der Mühe werth hielt. So hat auch Jemand sehr richtig gesagt, die Inder haben uns nie berichtet, was gethan worden, wohl aber, was gedacht worden ist. Ja, die Literatur, die das Denken zum Gegenstande hat, ist unermesslich. Grammatiker und Lexicographen haben die Sprache der Veden frühzeitig überaus genau untersucht, und es giebt sich hierin ein hochentwickelter Objectivismus kund, wie im Mangel der Geschichtsforschung ein Mangel an Subjectivismus. Die Tendenz zum Nachdenken bethätigte sich in der Commentation, in der Ausbildung der Religionsysteme, in der Philosophie, überall aber die Reflexion verbindend mit der Phantasie und als Resultat immer den Mythos, das Märchen, die Fabel, und auf philosophisch-theologischem Gebiet Streben zum Mysticismus zeugend. Feste Form erhält sie eigentlich nur in der Spruchdichtung. Das Vorkommen der Phantasie, ihr Einfluß auf die Reflexion, giebt sich auch darin zu erkennen, daß selbst die wissenschaftlichen Werke sich meist poetischer Form bedienen und daher die Didaktik anbahnen, die auch wirklich von den Brahmanen sehr gepflegt wurde.

Auf dem Felde der schönen Literatur giebt sich der befreiende Einfluß des Buddhismus in der Ausbildung des

Dramas kund, wie wir ja auch das chinesische Drama nicht zum kleinsten Theil auf das umgestaltende Wirken des Buddhismus zurückzuführen haben. Der Inder konnte sich vermöge seiner Denkweise noch nicht zur objectiven Höhe des Griechen aufschwingen, die Schicksalsidee des letztern nicht erreichen, aber ungeachtet dessen weisen besonders die Dramen Kalidāsa's herrliche Blüthen auf. Das Epos mußte vornehmlich die Lieblingsform des indischen Geistes sein, denn diese ist so zu sagen die Summe von objectiver Reflexion, die den Ursachen der Dinge nachgrübelt, und der Phantastik, die die Ergebnisse jener der festen Formen entkleidet, alle Ecken und Kanten durch weiche, runde Formen ersetzt.

Die Lyrik diente dem Inder hauptsächlich zum Auspuß und er verwandte sie daher viel für das Drama.

Besonders jedoch muß dem indischen Geist die Fabel und das Märchen zusagen, auf diesem Felde war er denn auch unermüdtlich thätig, denn in ihm konnte er dem Grundzug seines Wesens, der Phantastik, die Zügel ungehindert schießen lassen, weil Fabel und Märchen voll und ganz ihr aller-eigenstes Gebiet sind. Nun wird der einzelne Mensch stets auf dem Felde das Bedeutendste leisten, das seinem Wesen am meisten entspricht. Phantasie und Reflexion bilden die Grundzüge indischen Charakters, er mußte also auch das Beste in den Formen leisten, die ihnen entsprachen: Märchen und Weisheitsprüche; und machen wir nun die Probe, ob dieses Resultat richtig ist, so finden wir, daß der indische Geist nur unter diesen Formen Einfluß auf die Weltliteratur ausgeübt hat. Die indischen Märchen und die indischen Sprüche sind in alle Sprachen übersetzt worden und haben die Herzen von Milliarden Kindern und Greisen gewonnen.

Die Künste spiegeln natürlich durchweg in gleicher Weise

wie die Literatur den Geist der Inder. Die Baukunst begann seit der Vergötterung Buddha's; bis dahin beschränkte sich die Bauthätigkeit auf Festungs-, Canal-, Straßen- und Häuserbau. Wurde auch dieser Zweig gerade unter der Herrschaft der buddhistischen Könige gepflegt, war Asoka II. bemüht, dem Geist der Menschlichkeit und Nächstenliebe Buddha's auch darin Ausdruck zu geben, daß er bequeme Landstraßen in seinen Reichen herstellen und diese nicht nur mit Meilensteinen und schattengebenden Bäumen besetzen, sondern auch in gewissen Zwischenräumen mit Ruheplätzen für die Pilger versehen ließ, so förderte er andererseits auch die eigentliche Kunst, indem er 84000 (es ist die heilige Zahl 7×12 , die überall in den indischen Berichten eine große Rolle spielt) Heiligthümer errichtete und unzählige Statuen von Buddha herstellen ließ. Die Folge davon war, daß auch die Brahmanen für die Ausbildung der Baukunst und in der Folge der Künste überhaupt Sorge trugen, um nicht hinter den Buddhisten zurückzubleiben.

Die Musik endlich, die Schwester der Poesie, war von jeher der Liebling der Inder gewesen und große Kapitel der Veden sind ihr gewidmet; sie mußte daher auch naturgemäß in Tönen den Geist des Volkes wieder spiegeln.

So hat Indien zwei Religionen gezeugt, zu denen sich heute noch 44 Procent der Menschheit bekennen, und von denen die eine Weltreligion geworden ist, die vom kaspischen Meer bis Siam, vom Altai und Amur bis Ceylon herrscht und in hohem Grade läuternd und wohlthätig auf die Völker Asiens gewirkt hat. Die Welt aber hat Indien mit dem Märchen und der Spruchdichtung beschenkt.



6.

Die Kranier.

Die nächsten Verwandten der Inder, ihre Brüder kann man sagen, waren die Kranier. Aber welcher Unterschied ist zwischen diesen beiden Völkern, die zusammen den arischen Stamm der indogermanischen Rasse bilden! Welchen Einfluß Klima und Bodenverhältnisse auf die Gestaltung der Körper- und Geistesbildung ausüben, das lehrt der Vergleich dieser Geschwistervölker. Ursprünglich ein einziges Volk bildend, als solches ein Nomadenleben führend und nur hie und da Ackerbau treibend, entwickelten sie eine einfache, gemeinsame Cultur und schufen die Ergebnisse der Naturanschauung zu einer einfachen Naturreligion um, wie wir sie bei den gemeinsamen arischen und indogermanischen Urvätern kennen gelernt haben. Unter solchen Verhältnissen hatten die Arier sich bis in die Indusgebiete verbreitet und die Gebirgländer zwischen diesen Niederungen und denen des Oxus und Jaxartes, den Steppen am Aralsee, eingenommen, nachdem sie von ihren indogermanischen Geschwistern durch mongolische Stämme getrennt und zur Wanderung veranlaßt worden waren. Die große Masse der Arier strebte nun wohl nach den schönen Triften des Pendschab; da aber diejenigen, die diese Gebiete zuerst betreten, den Dravidas abgerungen und sich dort niedergelassen hatten, Uebervölkerung und damit Gefährdung der

eigenen schwer errungenen Existenz fürchteten, so stellten sie sich den nachdrängenden Massen feindlich gegenüber, zwangen manche Abtheilungen derselben, die schon die Gebirgsabhänge hinabgegangen waren, wieder zur Rückkehr, besetzten die Gebirgspässe und verwehrten den Eingang in die Indusländer, wodurch eine Spaltung der Arier in Jnder und Eraniier hervorgerufen wurde.

Da nun offenbar den Eraniern die Localität der Indusländer bekannt war, so nahmen manche moderne Gelehrte an, die Bevölkerung Erans sei von dort aus, d. h. von Südwesten und Süden her erfolgt. Woher hätten dann aber die Arier kommen sollen? Wanderten sie durch die Euphrat- und Tigrisländer, so hatten sie dort schwere Kämpfe auszufechten, denn diese Gebiete waren von Hamiten und Semiten besetzt, die zur Zeit der arischen Wanderung schon Reiche gebildet, eine hohe Cultur entwickelt hatten und nicht ohne Weiteres große rohe Völkermassen über ihre Gebiete hinwegziehen ließen. An solche Kämpfe mußte sich dann bei den Ariern wie bei den Hamiten und Semiten die Erinnerung erhalten haben. Bei dem Charakter der Indogermanen und der Arier im Besondern, die nur zu geneigt waren, fremde Culturfactoren anzunehmen und zu verarbeiten, mußte die Bekanntschaft mit der assyrisch-babylonischen Cultur um so nachhaltiger wirken, als der Glanz auf uncivilisirte Einzel- und Volksindividuen stets bestechend, blendend und entfittlichend wirkt. Von diesen Erinnerungen und Einflüssen zeigt sich indeß keine Spur; der Charakter der indischen und eranischen Arier erscheint als durchaus ursprünglich und naturwüchsig, und Verwandtes mit den Assyrern und Babyloniern ist, wie wir bald sehen werden, auf einen andern Quell zurückzuführen.

Eingeboren sind die Hindus in Indien nicht, von Osten

her, vom Ganges, konnten sie nicht kommen, denn wir haben gesehen, daß der Gang der Cultur ein entgegengesetzter war; so bleibt nur die Möglichkeit, daß die Arier durch die mittleren Gebirgsländer wanderten und von den Quellgebieten des Indus hinabgingen, oder daß ihr Weg durch Parthien, Carmanien, Drangiana und Gedrosien zu dem Indusdelta führte, auf diesem aber waren ungeheure Wüsteneien zu passieren, die keinen Unterhalt für die Viehheerden boten. Weiter westlich wohnten die Hamiten und Semiten, und von diesen und ihrer Cultur, ja von Medien und Persien, hatten die Arier, und selbst die zarathustrischen Granier, noch keine Ahnung, denn die heilige Schrift der letztern, das Avesta, zählt im ersten Capitel die Länder auf, die Ahura-mazdao (Ormuzd) geschaffen, d. h. die den Graniern bekannt waren und in denen sich der gleiche Glaube eingebürgert hatte.

Die Hypothese, daß die Granier in ihre eigentlichen Stammländer, nämlich Baktrien und Sogdiana von den Indusgebieten aus einwanderten, werden wir durch die obige Annahme ersetzen müssen, die den Verhältnissen jener Zeit am meisten entspricht und mit den Ergebnissen der vergleichenden Studien am besten übereinstimmt.

Man hat ferner eine religiöse Spannung als Ursache der Spaltung der Arier in zwei Theile vorausgesetzt. Das ist jedoch noch viel weniger anzunehmen. Damals handelte es sich um Existenzfragen; die Zeit, in die die Wanderung der Arier fällt, war die des Ueberwiegens der rohen Kraft, Glaubensunterschiede kamen dazumal noch gar nicht zur Geltung, wenigstens keinesfalls in dem Sinne, daß das Glaubensschisma eine Völkertrennung hervorgerufen hätte — das hieße: die Verhältnisse modernen Lebens, moderne religiöse Unduldsamkeit, auf die Zeiten einfachen Naturlebens übertragen. Der Gegensatz zwischen dem Mazdaismus (der Religion Zoroasters)

und dem Brahmanismus, der Umstand, daß die vedischen Götter in Iran zu bösen Geistern und Teufeln wurden, wird durch die natürlichen Verhältnisse des Lebens hinlänglich klar. Die Spaltung des arischen Glaubens in jene zwei Religionen gehört nicht der Zeit der arischen Wanderungen und der Niederlassung in den Indusländern an, sondern bildete sich allmählig unter den äußern Einflüssen der betreffenden Klimate aus. Der Mazdaismus war überdies eine Priesterreligion, die zwar auf der altarischen Basis stehen blieb, sich zu dem Glauben des indogermanischen und arischen Urvolks jedoch wie eine verbessernde Reform verhielt, daher den Gegensatz gegen dieselbe betonen, ihre Ueberlegenheit deutlich kennzeichnen mußte, und dies auch that, indem sie die niedrig stehenden Naturgötter einer früheren Zeit von ihrem erhabeneren Standpunkt aus ganz ebenso in Dämonen und Teufel umgestaltete, wie dies bei den Entwicklungsphasen, die der Glaube der Völker durchmachte, so oft geschah. Die alten äthyonischen Götter der Griechen und Germanen z. B. wurden in spätern Zeiten des religiösen Lebens dieser Völker zu Kräften, deren Wirken als verderblich betrachtet wurde. Bei andern Völkern aber wurde der Glaube früherer Zeit Aberglaube, dessen Hexen und Wundergestalten im Grunde immer, als negirende Principien, den herrschenden Gottheiten gegenüber eine feindliche Rolle spielten.

Iran sowohl wie Babylonien, Assyrien und Chaldäa bieten hinsichtlich ihrer Bevölkerung und der culturellen Elemente, die gestaltend eingewirkt haben, Schwierigkeiten, die nie vollständig zu lösen sein werden, da eine große Reihe von Völkern des Alterthums mittlerweile ausgestorben, die reinen Rassen aber ganz geschwunden sind; und wenn auch die zukünftigen Ausgrabungen auf mesopotamischem und persischem Boden und Untersuchungen in den bisher ganz uner-

schlossenen mongolischen Ländern des centralen Asien noch viele wichtige historische Aufschlüsse geben werden, so werden die höchst verwickelten ethnischen Verhältnisse aller Ländermassen westlich von Tibet doch nur summarisch behandelt werden können. Ohne auf diese Fragen, dem Plan dieses Werkes entsprechend, näher einzugehen, müssen wir zum Verständniß der Erscheinungen auf dem Gebiete des Geisteslebens doch mit wenigen Worten die Bevölkerungsverhältnisse jener Ländermassen, die später zu Iran gehörten, zu charakterisiren suchen.

Nehmen wir an, die Stammstige der Arier seien im obern Drus- und Zarartesgebiet gewesen, so erhellt aus der Cultur der Iranier wie der mesopotamischen und semitischen Völker überhaupt, daß noch ein anderes fremdes ethnisches Element, das weder zu den Indogermanen, noch zu den Hamito-Semiten gehörte, sehr stark in allen jenen Ländern vertreten gewesen sein muß. Allem Anschein nach gehörte dasselbe der mongolischen Rasse und speziell dem turanischen Zweige derselben an; die Bezeichnungen Akkader oder Sumerier sind für dasselbe die gewöhnlichsten. Es muß nun überraschen, daß die früheste Cultur der indischen Arier von den Einflüssen dieser Völker nichts aufweist, daß dagegen die der Iranier von ihnen völlig durchsetzt ist, daß die Chaldäische ihren Schwerpunkt auf dem turanisch-akkadischen Culturgebiet hat. Daraus erhellt, daß die Besitzungen dieser Völker hauptsächlich zwischen dem kaspischen See und dem persischen Golf gelegen waren und sich vielleicht bis Gedrosien und in die Hochländer des Paropamisus sporadisch erstreckten.

Als die Iranier, durch die Preßion der Inder gezwungen, sich in den Hochländern und Steppen Irans weiter ausbreiteten, kamen sie im Norden wie im Westen mit den Akkadern in Berührung, und daß sie Kämpfe mit den Turanern auszufechten hatten, geht klar aus ihren heiligen Schriften

hervor. Sie drängten diese Völker, die die Kette der Indogermanen durchbrochen und die eranischen und indischen Arier von den übrigen Verwandten getrennt hatten, in dem Maße wie sie sich ausbreiteten weiter nach Westen und Südwesten zurück, wo die Reiche der Assyrer und Babylonier lagen, so daß wir annehmen dürfen, daß das alte Persien und Medien, die Gebirge westlich von Assyrien, von den Akkadern besetzt gehalten wurden. So hatten die Eranier im Süden und Südosten zu Nachbarn die verwandten Inder, überall sonst waren sie von Turanern umgeben, mußten ihnen vielleicht den Boden abgewinnen oder theilten ihn mit ihnen als ihren Untergebenen.

Diese Lage und diese Zustände brachten auf jeden Fall Eran oder Baktrien in Berührung mit vielen mongolischen Stämmen und als Eran sich später ausdehnte und Persien wurde, waren es ebenfalls die centrale Lage, die nahen Beziehungen zu allen Culturvölkern Asiens, die die medisch-persische Cultur bedingten. Die große Schwierigkeit ist, unter diesen Umständen zu ermitteln, welchem Volke das Primat bezüglich cultureller Factoren und Elemente gebührt, die sich bei mehreren in gleicher Weise vorfinden: was die Eranier den Assyrern und Babyloniern, was diese jenen, was sie alle und ebenso alle semitischen Völker den Akkadern verdanken. In der Hauptsache allerdings können wir sagen, daß die Geisteskultur der Baktrier, der Zendvölker, Eranier, Meder und Perser auf der indogermanischen Basis verblieb, aber akkadische Anschauungen in großer Zahl mit den eigenen verschmolz, die sociale und überhaupt materielle Cultur der spätern Zeit dagegen in vollständiger Abhängigkeit von den Babyloniern und Assyrern war. Sie selbst freilich schrieben die Anfänge ihrer Cultur dem mythischen König Dschemschid zu, dessen Name auf den indischen Jama, den ersten Menschen und Todten-

richter hinweist und somit den indogermanischen Ursprung der eranisch-persischen Nationen anerkennt.

Werfen wir nun zunächst einen Blick auf die klimatischen Verhältnisse, so finden wir auf dem etwa 87 000 Quadratmeilen umfassenden Gebiet des eigentlichen Persien in seiner früheren Ausdehnung nach den Angaben der Perser selbst 7 Klimate. Das ursprüngliche Reich der arischen Iranier nach der Trennung von den indischen wird vielleicht den fünften Theil dieses Gebiets umfaßt haben. In Sogdiana und Baktrien entwickelte sich die erste eigentliche Cultur und die Städte Baktra (das heutige Balk) Maracanda (Samarcand) waren die Blüteorte derselben. Das Klima dieser Gegenden ist nun im höchsten Grade rauh und voll der größten Gegensätze: kurze heiße Sommer, lange strenge Winter, sehr wenige Niederschläge, aber eine sehr gesunde, kräftige, klare Luft, die dem Auge selten durch Nebelbildung sichere Umschau versagt und alle Linien, Formen und Gestalten auf weite Entfernungen erkennen läßt. Wie ein solches Klima auf die Bildung des Volkscharacters wirken mußte, ergibt sich von selbst, und vollends auf einen solchen, wie ihn die Arier aufweisen, als sie indischen Boden betraten. Noch in voller Jugendkraft und Frische war das Volk, das die Wälder und Weiden Irans besetzte und nun den doppelten Kampf gegen die Natur und die turanischen Feinde aufnahm, um seine Existenz zu bewahren. Die Gebirgsluft, das einfache naturgemäße Leben mußte stählend auf die Muskeln, der Kampf um's Dasein ebenfalls kräftigend auf Körper und Geist wirken. Die Clanverfassung der Indogermanen ließ unter solchen Verhältnissen den Individualismus, das Streben nach Freiheit und Selbständigkeit sich zum Heldenmuth, zur Ritterlichkeit ausbilden. Dem Individuum war keine Gelegenheit geboten, sich phantastischen Träumereien hinzugeben;

keine weiche, feuchte, neblige Luft beförderte diesen Zug im indogermanischen Wesen. Die Entwicklung des Geistes mußte daher zu Gunsten der andern Seite der intellektuellen Fähigkeiten: der reflectirenden, ausfallen; ein klarer, gesunder, kräftiger, nüchternen Verstand mußte die Folge des thatenreichen, nüchternen Lebens sein, und Alles das erkennen wir wirklich aus dem Bilde, das uns die heilige Schrift der Parzen, das Avesta, von dem Leben und Denken der Granier giebt. Sie waren den alten Deutschen in jeder Hinsicht ähnlich, wie wir diese aus den Edden und der Heldensage des Nordens kennen lernen. In Gaugenossenschaften lebend, selbstbewußt ihre Individualität vertretend und im Kampfe mit jedem fremden Störenfried während, ihrer übersäumenden Kraft in Jagd und Krieg genughuend, wurden sie ein kühnes Kriegervolk, das vor keinen Gefahren zurückschreckte, seine Rechte unter allen Umständen schützte und den Deutschen endlich auch insofern ähnlich war, als es Freude an be rauschenden Getränken fand und die wichtigen Ereignisse des Lebens besonders nicht ohne die Würze des Meths zu würdigen vermochte. So bildeten sie einen ungeheuren Gegensatz zu den verweichlichten Assyrern und Babyloniern, wie zu den in der Askese und dem Welt Schmerz untergehenden Indern, und als sie erobernd auftraten, ihre Hochländer verließen, da konnte ihrem kräftigen Anprall nichts widerstehen, bis sie selber entarteten, d. h. bis sie die Cultur der von ihnen unterjochten Völker annahmen.

Daß die Denkweise der Granier eine ihrer Körperausbildung entsprechende sein mußte, ist die nothwendige Consequenz. Wir brauchen nur die Gegensätze vom Denken der Inder zu nehmen, so erhalten wir beinahe unfehlbar das der Granier. Kraft, die zur Thätigkeit geneigt ist und jede Gelegenheit dazu ergreift, ist, auf das Psychische übertragen,

die Grundlage ihres Geisteslebens. Das heroische Element überwiegt in demselben jedes andere und gestaltet denn auch die Dichtkunst der spätern Zeit. Der Kampf setzt zwei in Opposition befindliche Factoren voraus. Dualismus aber ist, den klimatischen Verhältnissen vollkommen entsprechend, das ausgeprägte Kennzeichen der eranischen Religion, des Trägers eranischen Geisteslebens. In den zum Monotheismus strebenden Religionen der Indogermanen gehen die Elemente des Guten und Bösen aus der Einheit der Natur als Eigenschaften derselben hervor, und der Mensch betrachtet sich ihnen gegenüber als in einem Vertragsverhältniß stehend, durch das Gott und Mensch sich gegenseitig zu gewissen Leistungen verpflichten. Im Monotheismus der Semiten entsteht das Böse durch Abfall vom Guten und der Mensch ist unter allen Umständen nur der Sklave, der dem Willen Gottes zu gehorchen hat. Bei den Germanen sind die Principien des Lichts und der Finsterniß, des Guten und Bösen zwei von einander unabhängige Factoren, die aus einer Ursubstanz selbständig entstehen und sich gegenseitig bekämpfen; der Gegenstand dieses Kampfes aber ist der Mensch, und des letztern Aufgabe ist es, mit dem Guten gegen das Böse zu streiten. Daneben ist der eranischen Religion, die somit den Kampf gegen das Böse als Schwerpunkt ihrer Lehre hat, eigen, daß sie überall die sichtbare Welt zu verflüchtigen sucht, Abstractionen schafft, wo alle übrigen indogermanischen Völker Concreta bilden und diese gar unter festen Formen und Bildern sich verständlich machen. Mehr als in irgend einer andern Religion ist ferner das Ethische hervorgehoben und wie kleinlich und kindisch uns manche religiöse Vorschriften des Avesta erscheinen mögen, überall sehen wir den Begriff der Reinheit reliefartig hervortreten. Wie der Mensch in seinem socialen Verhalten und individuellen Leben nach Reinheit streben soll, so auch hin-

sichtlich seines Denkens, seiner Seelenthätigkeit. Lauterkeit und Reinheit in jeder denkbaren Form ist das Erstrebenswerthe, das Gegentheil unter jeder Form und Gestalt das Verwerfliche; gegen Lüge und Unrecht muß unermüßlich angekämpft werden.

Die Bevölkerung widmete sich, natürlich je nach Beschaffenheit des Bodens, dem Nomadenleben, dem Ackerbau oder der Jagd, von Gewerbthätigkeit, Handel und Wissenschaft konnte bei ihnen daher bis zu der Zeit nicht die Rede sein, da sie als Meder und Perser in die Geschichte der mesopotamischen Reiche eingriffen.

Ackerbau und Viehzucht wurden von Zarathustra und den Magiern als die eigentlichen Grundlagen des Staats- und Culturlebens überhaupt angesehen, auf das höchste geschätzt und gepflegt, als Gott wohlgefällige Beschäftigungen vorgeschrieben, denn beide, erkannte man instinctiv ganz richtig, bilden den Geist der Milde, der Duldung gegenüber den andern Geschöpfen aus, und wirken sittigend auf den Menschen. Daher waren auch alle Thiere, die nur irgend dem Menschen dienlich sind, wie Hund, Pferd, Esel, Schaf, vor Allen aber das Kind geheiligt. Der Hund als Wächter des Hauses und der Heerden gegen die Wölfe, als treuer Gefährte auf der Jagd wurde in sehr hohem Grade verehrt und genaue Vorschriften bestanden für das Verhalten des Menschen ihm gegenüber.

Wirkte einerseits das Nomadenleben milbernd auf den Charakter der Granier ein und förderte dadurch die Ausbildung ihrer Ethik, so trug andererseits bei den Gebirgsstämmen das Jagdleben und der unter den klimatischen Verhältnissen im Ganzen harte Kampf um's Dasein sehr wesentlich dazu bei, der rohen Kraft Ansehn zu verschaffen und die Freude an Kampf und Streit übermäßig zu entwickeln. Die

Granier erkannten den entfittlichenden Einfluß rohen Kampffinns- und der Freude am Jagdleben selbst an und im 31sten Cap. des Bundehesch wird die Verschlechterung der Menschen und ihre Besserung vor dem Erscheinen des Messias Soichios oder Sufius nicht unpassend in der Nahrung gespiegelt, die mit den Beschäftigungen des Menschen sich verändert. Es ist in dem bezeichneten Abschnitt von der Auferstehung der Todten die Rede und heißt daselbst:

„Von da, als Maschia und Maschiana (das erste Menschenpaar, dem Adam und der Eva der Bibel entsprechend) aus der Erde gewachsen waren, genossen sie zuerst Wasser, sodann Früchte, dann Milch, dann Fleisch; und auch die Menschen, wenn die Zeit ihres Todes kommt, hören zuerst auf, Fleisch, dann Milch, dann Brod zu essen; genießen bis sie sterben nur Wasser. Und so wird auch (zu einer genauer bestimmten Zeit nämlich) im Hazar (Jahrtausend) des Hurfitrma die Kraft und die Begierde so abnehmen, daß die Menschen an einem Opfereffen drei Tage und Nächte gesättigt sind. Dann werden sie vom Fleisheffen abstehn und Milch genießen, dann von der Milch abstehn und Früchte genießen, dann vom Fruchtegenießen abstehn und Wasser genießen bis wenn Sufius kommen wird, dann werden sie zum Nichtessen gelangen und doch nicht sterben.“

Dasjenige, was uns bei den Graniern allein interessiren kann, ist ihre Religion, und in sie müssen wir versuchen, einen tiefern Einblick zu gewinnen.

Die ursprüngliche Religion der Granier war die arische, die wir bei Gelegenheit der Inder kennen gelernt haben, die spätere wird auf Zarathustra als ihren Begründer zurückgeführt, dessen Leben und Lebenszeit wie die anderer Religionsstifter vielen Stoff zu Untersuchungen geboten haben. Wann Zarathustra, oder griechisch Zoroaster, in neueren persischen

Sprachen Zerduscht, Zarthost zc. genannt, gelebt hat, ist nicht mehr zu ermitteln. Die Griechen nahmen zum Theil an, er habe 5000 Jahre vor der Eroberung Trojas, d. h. etwa 6000 Jahre v. Chr. gelebt. Manche neuere Kritiker haben die Existenz Zarathustras ganz leugnen, den Bundehesch und andere religiöse Schriften als moderne Nachwerke bezeichnen wollen, weil die Lebensgeschichte des eranischen Religionsstifters oder Reformators wie die eines jeden Andern mit Fabeln durchsetzt und von Mythen umwoben ist, wodurch sein Leben dem Anderer sehr ähnlich wird. Weil manche Episoden darin mit solchen in Moses' und Christi Lebensgeschichte übereinstimmen, so mochte man, um das Ansehn der letztern nicht zu schädigen, die Lebensgeschichte Zarathustras als aus jüdischen und christlichen Elementen zusammengesetzt erscheinen lassen, da man noch nicht erkannt hatte, daß manche der Züge von Verwandtschaft auf uralte Naturmythen, besonders auf solche, die sich an den Gestalten der Sonnengötter krystallisirten, zurückzuführen sind. Wenn beispielsweise der heilige Georg den Drachen bekämpft, so stimmt das überein mit zahllosen ähnlichen Kämpfen, wie mit dem des ägyptischen Ra gegen Apap; Buddha's gegen die Schlange, und Buddha wurde auch sogar in dieser Action plastisch dargestellt; Indras mit Azi; Siegfrieds mit dem Drachen; der eranischen Lichtgötter mit Azi dahaka „der beißenden Schlange“ — und alle symbolisiren eben nur den Streit des Lichts mit der Finsterniß um die Weltherrschaft und weisen auf uralte, meist indogermanische Sonnenmythen zurück, von wo sie in die religiöse Mythologie als Ueberwindung des Versuchers, in die Heldensage als Drachenkämpfe und Aehnliches übertragen worden sind.

Um das Ansehn Zarathustras zu erhöhen, mußte man seinen Ursprung auf ein Königsgeschlecht zurückführen, nämlich das Feriduns, der wieder nur der in's Historische übertragene

Sonnengott ist. Seine Geburt wurde lange vorher verkündet und Gott Ahura mazdao (Ormuzd) hatte die Ankunft dieses Propheten und unermüdblichen Vermittlers seiner Lehren auf die Zeit festgesetzt, in der das Unheil, das der Teufel (Ahriman) und seine Heerschaaren verursachten, zu groß und für seine Welt zu gefährlich werden würde. Auch hier klingt nebenbei wie überall die Klage um das Schwinden der guten alten und die Entartung der bösen, neuen Zeit durch — eine Klage, die so alt wie das Geistesleben der Menschen ist; das paradiesische, goldene Zeitalter spielt in den Mythologien der meisten Völker eine gewichtige Rolle. Ahriman und alle seine Diener wurden durch Zarathustras Geburt so erschreckt, daß sie davonliefen und sich versteckten. Die Mutter Zarathustras hatte wunderbare und beängstigende Visionen bei seiner Geburt gehabt, wurde durch das Lachen und durch die beruhigenden Worte des eben geborenen Kindes aber von ihrer Sorge befreit. Kaum hatte der dem zukünftigen Glauben Zarathustras feindlich gefinnte König des Landes von seiner Geburt gehört, so trachtete er ihm nach dem Leben, vermochte es aber nicht, das Kind zu tödten, denn das Schwert hatte ihm gegenüber keine Gewalt. Nun raubten Ahrimans Diener den Knaben, um ihn zu versuchen und zu vernichten, schleppten ihn in die Wüste und warfen ihn endlich in's Feuer, aber vergebens, denn auch dieses konnte ihm nichts Böses zufügen und viele andre Versuche, ihn unschädlich zu machen, waren eben so fruchtlos. Im Alter von 30 Jahren begann Zarathustra seine Lehrthätigkeit und während derselben kam er auch einmal an das Meer, das sich auf seinen Wink theilte. Auf einem hohen Berge hatte er dann die Prüfungen Gottes zu bestehen, der ihm, nachdem er ihn als würdig erkannt, sein Prophet zu sein, dort das Avesta, die heilige Schrift, offenbarte. In Baktra gewann Zarathustra den König

Guschtasp — den man wieder mit Hystaspes zu identificiren suchte, was natürlich vollkommen verfehlt ist — für seine Lehre, siegte dort in Wortkämpfen über 60 weise Männer, die Vertreter entgegengesetzter religiöser Lehren, und entging dann auch den Racheplänen, die sie in Folge ihrer Niederlage gegen ihn schmiedeten, auf wunderbare Weise. Diese Wettkämpfe erinnern an die Disputationen Buddhas und seiner Jünger mit den Brahmanen und auch weitere Einzelheiten der Verbreitung seiner Lehre mahnen an die indischen Religionen. Zarathustras Söhne sollen die Begründer der drei Stände: Priester, Krieger und Ackerbauer gewesen sein, der Sohn Guschtasps aber, Isfendiari, soll wie der Asoka's, die Lehre des Religionsstifters selbst verbreitet haben.

Die Lebenszeit Zarathustra's wird wohl nie mit Sicherheit zu ermitteln sein. Die Griechen, denen seit Pythagoras nicht allein die Lehren, sondern seit dem dritten Jahrhundert auch die heiligen Schriften der Zoroastrier bekannt waren, sind selbst in großen Irrthümern über das Leben Zarathustras befangen, und da die Perser ebensowenig wie die Inder Sinn für Geschichte hatten und daher keine sichern Daten aus dem frühesten Alterthum bewahrt haben, so wird es wahrscheinlich nicht mehr möglich sein, genau die Lebenszeit des Reformators zu bestimmen. Unter Zuhülfenahme aller durch Vergleichung mit den Verhältnissen anderer Länder ergebenden Resultate ist es indeß wahrscheinlich, daß er um 1000, frühestens im 15., spätestens im 10. Jahrhundert v. Chr. gelebt habe. Auch über das Geburtsland ist etwas Genaueres nicht zu ermitteln. Die Annahme, daß er in Medien, d. h. im westlichen Theil Irans geboren sei, hat Manches für sich und würde die Durchsetzung seiner Religion mit fremden assyrischen Elementen am leichtesten erklären. Von seinem Vater heißt es nämlich, er sei ein Anhänger Haomas gewesen,

den man eine Zeit lang geneigt war, für einen Vorläufer Zarathustras, einen baktrischen Religionsstifter früherer Zeit zu halten. Nun ist aber Haoma nichts anderes als der indische Soma, der Pflanzensaft, der als Symbol der Lebenskraft, auch im zoroastrischen Glauben große Verehrung genoss. Daraus erhellt, daß der Glaube vor Zarathustra noch der alt-arische war. Da jene westlichen Gegenden der Sitz der turanisch-akkadischen Völker waren, da es in der Lebensgeschichte Zarathustras heißt, er sei nach Airyana vaeja (dem eigentlichen Arierland, dem südwestlichen Baktrien) gekommen, so könnte man darauf die Annahme stützen, jene ganzen östlichen Ländermassen Trans hingien dem alt-arischen Glauben noch beständig an, Zoroaster dagegen brachte die fremden Elemente von Westen her und verband beide Religionen miteinander zu einer einzigen, dem Glauben an Ahura mazdao, dem Mazdaismus. Vielleicht bereitete sich — für welche Annahme, wie wir sehen werden, ebenfalls genügender Grund vorhanden ist — die zarathustrische Reform auch langsam im Laufe von Jahrhunderten unter dem Einfluß der gegenseitigen Durchbringung der beiden religiösen Factoren aus, und wurde nur von Zarathustra abgeschlossen.

Der alt-arische Glaube war, wie wir wissen, eine einfache Naturreligion, die der Indogermanen, welche Sonne, Mond, Wolken, Regen, Gewitter, Regenbogen, die Elemente und Naturkräfte zu Göttern machten und das Ganze der Natur als das Göttliche, die Naturerscheinungen als Offenbarungsformen desselben verehrten. Wie war dem gegenüber nun der zarathustrische Glaube beschaffen?

Der Urgrund, aus dem Alles hervorgeht, ist Zrvan akarana, die unendliche Zeit. Wie das unerbittliche Schicksal steht sie hinter allen Gottheiten, die sich reliefartig davon abheben. Damit ist auch die Vorstellung eines gewissen

Fatalismus verbunden, wonach das Leben des Einzelindividuum, wie der Welt von vornherein bestimmt war. Diese uralte Gottheit kann somit dem semitischen Bel verglichen werden und dem „Alten“, von dem es im Daniel heißt: „Und der Alte setzte sich; das Kleid war schneeweiß und das Haar auf seinem Haupte war reine Wolle; sein Stuhl war eitel Feuerflammen und desselbigen Räder brannten wie Feuer und von demselbigen ging aus ein langer, feuriger Strahl.“

Neben dieser Unendlichen Zeit findet sich die „Endliche Zeit“, die 12000 Jahre umfaßt, und, in vier Perioden zerfallend, die Vertragszeit zwischen Gott und dem Teufel ausmacht. An diese großen Zeitgötter schließen sich weitere an, die die kleinern Zeittheile wie Jahre, Monate vertreten.

Der Raum ist ebenfalls im Princip unendlich und heißt als solcher Thwascha; daneben giebt es die endliche Raumgottheit Misvana, „der immerwährende Nutzen,“ und kleinere Raumtheile, die zu göttlicher Würde erhoben sind.

Zeit und Raum bilden die erste Zweiheit. Die zweite besteht aus Licht und Finsterniß, die gleichfalls unendlich gedacht werden; der Kampf aber, in dem sie sich befinden muß mit dem Untergang der Finsterniß, d. h. des Bösen enden und hier haben wir einen der charakteristischsten Unterschiede zwischen der erasischen und indischen Denkweise und Weltanschauung: Bei den Indern Pessimismus, dort Optimismus, der das glückliche Ende, den Sieg des Guten über das Böse als das Ziel des Weltlebens aufstellt. Der durch die Religion vorgeschriebene unermüdlige Kampf, die Auffassung des Lebens als eines solchen, konnte nicht die Passivität entstehen lassen, sondern mußte im Gegentheil die Activität stets lebendig erhalten und unterstützte sie durch die sichere Ueberzeugung, daß ernstes Wollen, beständiges Streben im

Dienst der Wahrheit und Reinheit unfehlbar zu siegreichem Ende führen müssen.

Es ist ferner charakteristisch, daß die Grundlagen der ganzen iranischen Religion Abstractionen sind: Zeit, Raum und ihre Theile, Licht und Finsterniß. Sie alle wurden auch unkörperlich vorgestellt und nie bis zu der Zeit, da die babylonischen und assyrischen Kunstideale die Cultur der Perser beherrschten, d. h. bis zum sechsten Jahrhundert v. Chr., bildlich verkörpert, nie in Tempeln verehrt. Der Cultus war echt arisch; alle Handlungen wurden unter freiem Himmel, auf Bergen und Hügeln vollzogen.

Zrvan akarana ist das von Urewigkeit Seiende und aus ihm gehen zwei Elemente hervor: Spento-mainyus und Angro-mainyus, der gute Geist und der böse Geist, von denen Jeder seinen entsprechenden Hofstaat hat und die ursprünglich in keinen Beziehungen zu einander stehen. Spento-mainyus wurde aber mit Ahura-mazdao (der Lebendige, Weisheitspendende), der einheitlichen Krystallisation des Gottesbegriffs, identificirt und als Gott im abstractesten Sinne dieses Worts verehrt. Ahura-mazdao steht über allen Wesen, ist wie alle Götter körperlos, d. h. reiner Geist, der Schöpfer, der Gott des Lichts, der Reinheit in jeder Form, und überhaupt des Vollendeten und Guten; er ist allwissend, allmächtig, gerecht und vereint überhaupt alle guten Eigenschaften. Auf die Befragung Zarathustras nach seinem Namen, nennt Ahura-mazdao sie alle im XVII. Kapitel des Rhordaxvesta, und das XIV. lautet folgendermaßen:

1. „Im Namen Gottes, des Gebenden, Verzeihenden, Liebreichen, Preis sei dem Namen Ormazds, des Gottes, „der da immer war, immer ist und immer sein wird,“ mit Namen Spenta-mainyu, der Himmlische unter den Himmlischen, „von dem allein die Herrschaft stammt,“ mit Namen.

Ormazd ist der größte Herrscher, mächtig, weise, Schöpfer, Erhalter, Zuflucht, Beschützer, Vollbringer guter Thaten, Beauflichtiger, rein, gut und gerecht.

2. Mit aller Kraft (bringe ich) Dank: dem Großen unter den Wesen, der da schuf und durch seine eigene Zeitbestimmung, Kraft, Weisheit höher ist als die sechs Amshaspands und die vielen Yazatas, das leuchtende Paradies Garothman, der Umkreis des Himmels, die leuchtende Sonne, der glänzende Mond, die zahlreichen Sterne, der Wind, das Andervai, das Wasser, das Feuer, die Erde, die Bäume, das Vieh, die Metalle, die Menschen.

3. Opfer und Preis jenem Herrn, dem Vollbringer guter Thaten, der den Menschen größer machte als alle irdischen Wesen und durch das Geschenk der Sprache ihn schuf zum Beherrschen und Zeitbestimmen für die Wesen, zum Kriegführen gegen die Dews.

4. Preis der Allwissenheit des Herrn, der gesandt hat durch den heiligen Zartuscht mit reinem Frohar, Friede für die Geschöpfe, die Wissenschaft des Gesetzes — die leuchtende, vom himmlischen Verstande herrührende und die mit Ohren gehörte — die Weisheit und Lenkung für alle Wesen, die da sind, waren und sein werden und die Wissenschaft der Wissenschaften: den Manthra-spenta, der für die Seele an der Brücke (Tschinvat) die Befreiung von der Hölle bewirkt und sie hinüber führt zu jenem Paradiese, dem glänzenden, wohlriechenden der Reinen.

5. Alles Gute nehme ich an auf deinen Befehl hin, o Herr, und denke, spreche und thue es. Ich bin gläubig an das reine Gesetz, durch jede gute Handlung suche ich Vergeltung für alle Sünden. Ich erhalte rein für mich selbst das nützliche Thun und die Enthaltbarkeit (vom Unnützen). (Ich erhalte) rein die sechs Kräfte: Denken, Sprechen, Han-

deln, Gedächtniß, Geist und Verstand. Nach deinem Willen vermag ich zu vollbringen, o Vollbringer des Guten: deine Verehrung mit guten Gedanken, guten Worten, guten Werken.

6. Ich betrete den glänzenden Weg (zum Paradiese), möge der furchtbare Schrecken der Hölle nicht über mich kommen! möge ich die Brücke Tschinwat überschreiten, möge ich gelangen zum Paradiese mit vielem Wohlgeruch und allen Genüssen und allem Glanze.

7. Preis dem Beaufsichtiger, dem Herrn, der die, welche nach (eigenem) Wunsche gute Thaten vollbringen, belohnt, die Gehorsamen zuletzt reinigt und (selbst) die Schlechten aus der Hölle (zuletzt) reinigt. — Aller Preis sei dem Schöpfer Ormazd, den allwissenden, mächtigen, machtreichen, den sieben Amšaspands, dem Izad Bahram, dem siegreichen Vernichter der Feinde.“

Dieselbe erhabene Vorstellung von Gott finden wir überall in dem Avesta und in allen andern heiligen Schriften der Parsen, die Auffassung des Gottesbegriffs erhebt sich in ihnen mehr als in irgend einer andern indogermanischen Religion in die metaphysischen Regionen des reinen Monotheismus und wir werden sehen, daß in allen übrigen Göttern in der Hauptsache nur Eigenschaften Ahuramazda's zu besondern Gestalten verdichtet wurden.

In dem VII. Gebete des Rhorbad-Avesta wird Ahuramazda in folgender Weise angerufen:

„Im Namen Gottes. Ich lobe und preise (dich) den Schöpfer Ormazd, den glänzenden, majestätischen, allwissenden, den Vollbringer der Thaten, den Herrn der Herren, den Fürsten über alle Fürsten, den Beschützer, den Schöpfer des Geschaffenen, den Geber der täglichen Nahrung, den Gewaltigen, Guten, Starken, Alten, Verzeihenden, Verzeihung gewährenden, Liebreichen, Mächtigen und Weisen, den reinen

Erhalter. Möge deine gerechte Herrschaft ohne Aufhören sein. — Ormazd, König, Vermehrer! an großer Majestät möge zunehmen: die Sonne, die unsterbliche, glänzende, mit vorzüglichen Pferden versehene, sie möge herbeikommen.

Alle meine Sünden bereue ich mit Patet (Beichtformel). Für alle schlechten Gedanken, Worte und Werke, die ich in der Welt gedacht, gesprochen und gethan habe, die ich begangen habe, die meiner Natur anhängen, für alle sündigen Gedanken, Worte und Werke, körperliche und geistige, irdische wie himmlische, bitte ich, o Herr, um Verzeihung und bereue sie mit den drei Worten“ (nämlich Gedanken, Worte und Werke).

Wie Ormazd das Licht, die Lauterkeit des Herzens, Wahrheit und andere erhabene abstracte Begriffe in sich zusammenfaßt, so Angromainyus oder Ahriman alle Gegensätze und ist somit dem Teufel im Christenthum gleichzustellen. Damit fällt der scheinbar stark ausgeprägte Dualismus in der eranischen Religion thatsächlich in sich zusammen, denn Ahriman und seine Geister wurden nie als Götter verehrt, sondern nur — ebenso wie der christliche Teufel — als das Princip der Negation, der Opposition, der Träger der Nachwelt, der Grund alles Bösen, Schlechten, Unlautern betrachtet. Der Glaube und Cultus bezog sich lediglich auf Ahuramazda; mit ihm gegen das Böse in jeder Form anzukämpfen war das oberste Gebot und Dogma. Ahuramazda's Sitz und das Paradies wurde hoch oben im Aether, die Hölle Ahrimans tief unten in der Erde, diese selbst aber, der Wohnplatz der Menschen, der Mensch, das menschliche Herz als Kampfplatz und Streitobject der beiden feindlichen Mächte angesehen.

Neben Ahuramazda stehen sechs hohe Geister, die Erzengel, die mit ihm die heilige Siebenzahl der „heiligen Un-

sterblichen“ bilden: die Amescha spenta oder Amšaspands. Auch diese sechs sind Abstractionen, sind Ideen und wurden wie alle Göttergestalten des Mazdaismus, körperlos vorgestellt. Wenn sich die Kunst ihrer später bemächtigte und sie plastisch darstellte, so ist das dem Wesen des zoroastriſchen Glaubens fremd und auf die Einflüsse mesopotamischer Cultur zurückzuführen. Die sechs großen Geister verhalten sich zu Ahuramazda wie seine Eigenschaften. Vohu mano, der rechte Sinn, die Rechtſchaffenheit wird später der Genius der Menschen, ihr Schutzengel, der sie nach dem Tode auch an der Brücke Šimvat erwartet und in das Reich Gottes einführt. Ascha vahista ist die vollkommene Reinheit, später der Schutzgott des Feuers, dessen Erhaltung den hauptsächlichsten Theil des eranischen Cultus bildete, woher man zu der höchst ungenauen Bezeichnung der Zoroastrier als Feueranbeter gelangte. Im Feuer sah man eben nur das Symbol der reinen Seele, des lautern Geistes; nicht das Element als solches ist es etwa, das die Mazdayasnier anbeteten. Das Feuer war daher alles Andere, nur nicht ein Fetisch, wie man lange Zeit hindurch gemeint hat, und die Bezeichnung Fetischanbeter ist für die früheren Zoroastrier ebenso falsch wie Feueranbeter. Im reinen Feuer offenbart sich der Geist Ahuramazda's; das Princip der Reinheit ist es, das in jenem in Betracht kommt. Freilich wußte man es auch als Culturfactor zu schätzen, und es ist anzunehmen, daß aus der Erkenntniß der Nützlichkeit desselben für den Menschen der Cultus desselben unter Läuterung der Begriffe sich allmählig entwickelte. Daß man dem Wasser ebenfalls hohe Verehrung zollte, liegt nahe, wenn man bedenkt, wie selten das Wasser in Iran und welche culturelle Bedeutung ihm beizumessen ist: keine Cultur ohne Wasser. Daß man die Erde verehrte, beweist die auch sonst hinlänglich bekundete Erkenntniß, daß

die Erde der Fruchtboden, so zu sagen die Materie ist, aus der Alles entsteht. Den Ariern und Indogermanen sind die zahllosen Baumsagen eigen und es erhellt daraus wieder die instinctive und vollkommen richtige Erkenntniß, daß der Urstoff alles Bestehenden in den siderischen Atomen und daher in der erdigen Materie zu suchen ist. Die Menschen erwachsen in der Vorstellung aller indogermanischen Völker direct aus der Erde oder gehen aus erdigem Stoff, z. B. aus Steinen hervor. Ackerbau und Viehzucht ferner waren als höchste Culturfactoren erkannt, dem entsprechend geehrt, so viel als möglich gefördert, und dadurch wurde die Verehrung, die der Erde gebührt, auch noch erhöht. Weil nun Feuer, Wasser und Erde als hochheilig betrachtet wurden, so durften sie durch nichts verunreinigt und entweiht werden, denn alles Unreine gehörte Ahriman an; die Todten durften daher weder im Feuer, noch im Wasser, noch in der Erde bestattet werden und es entstand daraus die für moderne occidentale Vorstellungen allerdings furchtbare Art der Bestattung in offenen Begräbnißtürmen, wo die Leichen den wilden Thieren preisgegeben wurden; nebenbei wurden sie in späterer Zeit auch mit Wachs überzogen und dann begraben. Die Bestattungsgebräuche hängen stets mehr oder weniger mit den klimatischen Verhältnissen zusammen und wenn wir die angegebene Art der Bestattung auch bei verschiedenen mongolischen Völkern finden, so dürfen wir sie nicht ohne Weiteres als ein Zeichen der Rohheit brandmarken. Die Erfahrung mußte wohl gelehrt haben, daß der Boden nicht im Stande war, die Zersetzung der Materie schnell genug und ohne Schädigung für die Lebenden vor sich gehen zu lassen. In dieser Art der Bestattung lag und liegt kein Zeichen von Mißachtung, durchaus kein Zeichen dafür, daß man die Existenz der Menschen mit dem Tode beendet sah, sondern nur

der Beweis einer klugen, auf Erfahrungsthatsachen gegründeten Erkenntniß. Von den Iranern und Persern ging vielmehr der Glaube an die Auferstehung nach dem Tode beim Erscheinen des Messias, an ein Fortleben der Seele im Jenseits in die semitische und christliche Welt über. Die Seele löste sich, nach dem Glauben der Iranier, von dem todtten Körper, der leblosen Materie, als das Laudere und Reinere ab, um in den Himmel oder in die Hölle einzugehen.

Ascha vahista war als Genius des Todes ebenfalls der Feind alles Unreinen, aller Krankheit und besonders des Todes, die durch Ahriman und die bösen Geister geschaffen wurden.

Kschatra vairya, das erstrebte Reich, wurde der Träger der Culturideen, lehrte den Gebrauch der Metalle und wachte darüber, daß sie im Sinne und Dienste Ahuramazda's verwandt wurden. Armaiti war die Gottheit der Erde und der Weisheit, die für das Wohlergehen jener Sorge trägt. Haurvatat und Ameretat endlich sind Ueberfluß und Unsterblichkeit, verwandeln sich dann aber in Götter der Fruchtbarkeit, in Genien, die das Leben aller organischen Wesen bewachen und die Gesundheit fördern.

Außer diesen obersten Göttern gab es noch zahllose Geister, an die man glaubte und die unter den Namen Yazatas, Fravaschis, Feruers oder Frohars und Speds zusammengefaßt und verehrt wurden.

Unter den Yazatas waren die hervorragendsten: Mithra, der Gott des Lichts, ein ursprünglicher Sonnengott, dann der Hüter der Verträge und der Bote zwischen Ahuramazda, den Lichtgöttern überhaupt und den Menschen, der iranische Mercur; Haoma, der Unsterblichkeitstrank, gestaltete sich zum

Beschützer des Lebens und der Gesundheit; Tistrya, der Geist des Sirius; und die Göttin der Fruchtbarkeit Anahita. Neben Tistrya verehrte man die Geister der Sonne: Hvare kschaeta, des Mondes: Mao und anderer Gestirne. Als dann später das Magierthum in der griechisch-römischen Welt Eingang fand, waren es besonders Mithra und Anahita, die Unbefleckte, die als die Träger des zoroastrischen Glaubens angesehen wurden. Anahita aber entspricht im Ganzen der assyrisch-babylonischen Istar, der phönizischen Astarte, der südarabischen Athtar, der ägyptischen Hathor, der griechischen Aphrodite und der römischen Venus und ist mit ihnen allen auf den gleichen Ursprung, nämlich auf die affarische Sukus, zurückzuführen. Viele der Yazatas haben den abstracten Charakter der großen Götter ebenfalls und sind rein geistige Schöpfungen, wie Daena, das Gesetz, der Glaube, Rashnu, die Gerechtigkeit. Auch die literarischen Formen der Religionsbücher, einzelne Gebete wurden in solcher Weise verehrt, daß man sie Göttern gleichstellen kann. An der Spitze derselben steht Graoscha, die Verkörperung des Gebets, der Opferlieder, des Anrufens und der Erhörung der Götter; er ist eine Verdichtung des zarathustrischen Glaubens, seine Macht ist eine durchaus geistige und geistliche. Die Form des Avesta ist der Dialog; Zarathustra wird stets eingeführt als Ahuramazda befragend und diese zarathustrische Frage ist zur Gottheit erhoben. Vor allem aber hat diesen Werth das Schöpfungswort Ahuramazdas, bekannt unter dem Namen Honover oder mit dem Zend-Ausdruck: Ahuna vairya. Dieses, dem Logos des Evangeliums Johannes, der Neuplatoniker, Gnostiker und anderer philosophischer Schulen und christlicher Sekten entsprechend, ist die große Waffe gegen alle bösen Geister, die Feinde Gottes, und ist das Mittel, durch das Gott die Schöpfungen vollzieht; es heißt:

Yathâ ahû vairya.

1. Wie es des Herrn Wille ist, also (ist er) der Gebieter aus der Reinheit.

2. Von Vohu-mano haben (wird man empfangen) für die Werke (die) in der Welt für Mazda (man thut).

3. Und das Reich dem Ahura (gibt man), wenn man den Armen Schutz verleiht."

Ein anderes beinahe ebenso hoch geschätztes Gebet ist:
Ashem-vothû.

1. Reinheit ist das beste Gut.

2. Heil ist, heil ihm:

3. Nämlich dem besten Reinen an Reinheit.

So bleiben denn als zum Lichtreich Ahuramazdas gehörig hauptsächlich noch die Fravashis oder Feruers oder Frohars übrig, eine der interessantesten Schöpfungen des menschlichen Geistes. Die Mazdanasnier begriffen hierunter die feeltische Substanz alles Bestehenden, aller Schöpfungen Mazdas, die Seelen der Verstorbenen, die Schutzgeister und die Seelen der Lebenden, die Seelen der Pflanzen, Thiere und Sterne. Prüfen wir das Wesen der Fravashis genauer, so will es scheinen, als sei die Vorstellung, die ihnen zu Grunde liegt, die, daß die feeltische Substanz von Urbeginn existirte und früher als die Körperwelt vorhanden war; aus dem Reiche der Lichtwelt geht dann auf den Honover Mazdas die Einzelseele zur Erde hinab, um da Körperform, Gestalt anzunehmen, die Materie zu beleben, und eine solche Anschauung würde im ganzen der Platos und seiner Ideen-theorie entsprechen. Die Fravashi eines jeden Einzelwesens wurde als durchaus selbständig gedacht und damit der indogermanischen Grundidee der Freiheit des Individuums, der Selbstbestimmung in würdiger und schöner Weise Ausdruck gegeben.

Die Fravashis wurden später von den Israeliten angenommen, welche aus ihnen die Engel, Erzengel, Schutzengel und Aehnliches machten, die dann endlich mit so vielen andern zoroastrischen Anschauungen in das Christenthum übertragen wurden. In der persischen Dichtung erscheinen diese Geister wieder in den duftigen, zarten poetischen Gestalten der Peris.

Dieser Lichtwelt steht die Welt Ahrimans gegenüber, in dessen Gefolge zunächst die Daevas, Devas, Dims zu beachten sind, denn zu ihnen gehören, wie dies schon der Name bezeugt, eine Reihe von vedischen Göttern, die von den Indern als die höchsten angesehen wurden: wie Indra; Sarva, der dem Agni entspricht; die Asvini in der Gestalt der Nasatyas; Aphoscha, der Geist der Dürre u. s. f. War ursprünglich die Religion der eranischen und indischen Arier die gleiche gewesen, so müssen wir in Folge der Zerwürfnisse, die durch die Existenzfrage hervorgerufen wurden, eine Spannung und endlich unter dem Einfluß fremder, assadischer Religionsideen einen Gegensatz voraussetzen, der allmählig zur Ausbildung des Mazdaismus führte, in Folge dessen die Lichtgötter der Inder zu Vertretern des Bösen und der Finsterniß bei den Iranern wurden. Neben den Daevas treten besonders die Druks (Drujas zc.) hervor, die zum Theil ebenfalls altairisch sind wie die Wolfenschlange Azhi, ferner die Pairikas, weibliche Geister, die mit jenen zusammen bemüht sind, den Thaten Ahuramazdas und der Lichtgötter entgegenzuwirken. Einer der thätigsten Diener Ahrimans ist aber Aeschma, der Zorn, und es erhellt aus der Macht dieses Daevas ebenfalls der Charakter der Iranier, die bei dem starkentwickelten Selbstständigkeitstrieb und dem kriegerischen Geist leicht zum Zorn geneigt waren. Aeschma daeva ging dann später als Asmodeus ebenfalls zu den Juden und Christen über.

Die übrigen religiösen Vorstellungen der Granier haben nun unendlich viel Aehnlichkeit mit den entsprechenden der Babylonier, Assyrer und Israeliten, so daß ein Zusammenhang zwischen denselben gar nicht abzuleugnen ist; die Schwierigkeit besteht nur in der Ermittlung, woher diese gleichen Anschauungen stammen, von welchen Völkern sie ausgegangen sind. In den meisten Fällen erweist es sich, daß akkadische Vorstellungen der Quell sind, aus dem sie hervorgingen; so sind die kosmogonischen Mythen aller dieser Völker in ihren Grundzügen akkadisch und nur je nach den äußern Verhältnissen variirt.

Die Schöpfungsgage der Granier ist aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt. Dieselbe wird kurz folgendermaßen erzählt.

Sobald Ahriman die Lichtwelt Ahuramazda's gesehen, suchte er dieselbe zu vernichten, und Ahuramazda sah sich zu einem Vertrag mit dem Teufel gezwungen, wodurch die Macht des letztern auf 9000 Jahre in enge Schranken gebannt wurde. Diese Zeit benutzte Gott zur Schöpfung, die in sechs Abschnitten in 365 Tagen vollzogen wurde, und zwar entstand in 45 Tagen der Himmel, in 60 das Wasser, in 75 die Erde, in 30 die Bäume, in 80 das Vieh, in 75 der Mensch. Diese Welt befand sich ursprünglich im hohen Lichtreich Ahuramazda's und seiner Lichtgeister und blieb dort 3000 Jahre, dann schwebte sie 3000 im leeren Raume und während dieser Zeit begann und vollendete Ahriman seine Gegenschöpfung, sich ebenfalls mit vielen Hülfgeistern umgebend. Die Thierwelt war vertreten in dem Urstier Goshurun oder Gosh, die Menschheit in Gayomart, als ihren Prototypen; und hier wie in manchen anderen Details finden wir wieder indogermanische Elemente zu Tage tretend: Gayomart und Goshurun lassen sich z. B. mit den nordi-

ſchen Omir und Rudhumla ſehr wohl vergleichen. Ahrimans Geiſter bohrten nunmehr die Erde an und die Folge davon war, daß Goſchurun und Gagomart ſterblich wurden und nach Verlauf von 30 Jahren dem Tode erlagen; aus ihrem Stoff aber entwickelte ſich die Thier- und Menſchenwelt. Gegen Maſchia und Maſchiana, das erſte Menſchenpaar, wurden alle böſen Kräfte von Seiten Ahrimans angewandt, um ſie zur Lüge und zur Sünde zu verleiten. In dem Sündenfall, der der ſpättern Zeit angehört, und wohl erſt unter der Herrſchaft der Saffaniden aufgenommen wurde, iſt der ſemitische Einfluß nicht zu verkennen, die hebräiſche Mythe vom Baum der Erkenntniß dagegen deutet wieder auf eraniſchen Urfprung hin. Die Macht Ahrimans nimmt in der dritten Periode von 3000 Jahren ſchnell zu, nachdem die Menſchheit einmal von der Sünde erfaßt und dadurch in die Machtſphäre Ahrimans gezogen iſt; am Ende dieſes Zeitabſchnitts erſcheint daher Zarathuſtra auf das Geheiß Ahuramazda's. Nach deſſen Tode aber nimmt die Verderbniß noch zu, ſo daß am Ende eines jeden weiteren Jahrtausends ein Nachfolger Zarathuſtra's auftreten und den Kampf gegen die Nachtgeiſter und Ungeheuer Ahrimans ausfechten muß, deren drei ſind: ein Wolf, ein Drache und der Schlangenkönig Dahak, der von Feridun einſt am Berge Demawend angeſchmiedet worden war und ſich nun am Ende der 12000-jährigen Periode losreißt, um vernichtend über die Erde hereinzubrechen. Hier werden wir wieder an die nordiſche Mythologie, an den Fenriſwolf, die Midgardschlange und Loki erinnert, die das Ende des Götterreiches heraufbeſchwören. Der dritte Nachfolger Zarathuſtra's, der Meſſias Soſchios, wird dieſen letzten Kampf ausfechten und damit der Herrſchaft des Böſen für immer ein Ende machen, die Todten zu neuem Leben im Licht erwecken, und dieſe Auferſtehung

wird im Bundehesch als eine körperliche gedacht. „Wenn die Menschen erstehen, sowohl die, welche fromm, als die, welche gottlos sind, dann wird Jedermann von dort sich erheben, wo sein Lebenshauch von ihm gegangen ist. Wenn dann alle bekörperten Wesen wieder in Körpergestalt sein werden, dann werden sie in Gattungen sein. Das Licht in der Sonne wird halb den Gayomart, halb die übrigen Menschen erkennen machen; es wird die Seele den Leib erkennen: das ist mein Vater, das ist meine Mutter und das ist mein Bruder, das ist mein Weib, da ist irgend einer meiner nächsten Verwandten. Dann wird die Versammlung Satvastran sein; die Menschen werden alle auf dieser Erde stehen. In dieser Versammlung wird jeder Mensch seine eigenen guten und bösen Werke sehen. Dann wird in dieser Versammlung der Gottlose so offenbar, wie ein weißes Thier unter den schwarzen ist. — Dann werden sich die Frommen von den Gottlosen trennen, dann werden die Frommen in den Himmel (Grotman) und die Gottlosen hinab in die Hölle gebracht; drei Tage und Nächte werden sie körperlich in der Hölle Strafe leiden; die Frommen aber werden im Himmel körperlich diese drei Tage Freude schauen. . . .

„Der Komet Keulenkopf, wenn er am Firmament vom Kreis des Mondes herab auf die Erde fällt, dann wird die Erde auf die Weise zittern, wie das Schaf, welches in die Klauen des Wolfes fällt. Dann werden im Feuer Armustin die Metalle der Berge und Höhen schmelzen und auf der Erde wie einen Strom bilden. Dann werden alle Menschen in diese Metallschmelzung hineinsteigen und davon rein werden. Den Frommen wird es so vorkommen, wie wenn sie in warme Milch gingen; wer aber gottlos ist, dem wird es in der Art vorkommen, wie wenn er in der irdischen Welt in einen Metallschmelz ginge. . . . Dann wird Sufius auf Befehl des

Schöpfers Ahura die Lohnvertheilung machen, nach der Prüfung der Erforschung von Werken.“

Die weitverbreitete Fluthsage konnte in einem so wasserarmen Lande wie Iran keinen Boden finden, daß sie aber von der Fremde her einzubringen suchte, geht deutlich aus dem zweiten Fargard des Avesta hervor. Hier tritt uns nämlich die Geschichte von Noah entgegen, nur mit dem Unterschiede, daß Ahuramazda dem Jima oder Dschim, dem ersten Menschen, befiehlt, ein Stück Landes abzustecken und dorthin den Samen aller Pflanzen und die schönsten Exemplare aller Thiere und Menschen zu bringen, um sie zu schützen vor dem Verderben, das ihnen durch einen schweren Winter droht.

„Daher mache du den Umkreis von der Länge einer Reitbahn nach allen vier Winkeln. Dort sammle das Wasser an, dort lasse die Vögel wohnen, dorthin bringe den Samen aller Arten von Bäumen, welche auf dieser Erde die höchsten und wohlriechendsten sind. Alles dieses mache paarweise und unversiegbar u.“

Was den Cultus anbetrifft, so lag derselbe in der Hand der Athravas, der Priesterschaft, doch war von einem Kastwesen bei den thatkräftigen, selbstbewußten Iranern keine Rede. Die Priesterschaft wirkte daher nicht erstickend auf die Cultur, sondern, wie bereits erwähnt, im Gegentheil fördernd; ihre Pflichten beschränkten sich auf die Wahrung und Ausübung der Religionsvorschriften, auf Erhaltung der heiligen Feuer, Darbringung der Opfer. Ein Einfluß auf die staatliche Entwicklung wurde ihnen nicht gestattet; der Geist der Iraner, der die Selbstverwaltung der Gemeinden auf das sorgfältigste bewachte, ließ keine fremden Elemente störend in die Rechte der Krieger und Bürger eingreifen. Die Gesetzgebung lag in den Händen der ganzen Gemeinden, in Volks-

versammlungen wurden die Interessen der einzelnen Clane berathen.

Andererseits ergiebt der Gesamtcharakter der zarathustrischen Religion das überzeugende Resultat, daß dieselbe im Unterschied von der indischen nicht ein Product des Volksgeistes, sondern einiger weniger denkenden Männer oder eines einzigen Individuums war, und wir können annehmen, daß der Glaube an so abstracte Göttergestalten wie die zarathustrischen für das Begriffsvermögen der großen Völkermassen zu erhaben war, und daß der Monotheismus Zoroasters, denn etwas anderes ist diese Religion in der That nicht, später, wie es bei andern Völkern geschah, mehr polytheistischen Charakter erhielt, indem die einzelnen Ideen des alten Glaubens sich zu festen Gestalten verkörperten und unter dem Einfluß des assyrisch-assyrisch-babylonischen Magierthums dem Mysticismus sowohl, wie dem Glauben an Zauberei, Spiritismus und dergleichen Vorschub leistete, unter welchen Formen das Magierthum später einen so bedeutenden Einfluß auf die Philosophie der Griechen, Alexandriner und Juden ausübte, und andrerseits durch den entarteten Mithra- und Anahitacultus Eingang in die römische Welt fand.

Als die Erancier in die Geschichte der westasiatischen Völker eingriffen, als an Stelle eranisch-arianischen Selbstbewußtseins der knechtische Sinn der Semiten trat, da gingen die Feuerpriester, die Athravas, in die Magier über und singen an, vermöge ihrer Geheimlehren und Naturkenntniß, ein Uebergewicht zu erlangen, das sie bald auch auf das Staatsleben ausdehnten, um von nun an die anmaßende Rolle anderer Priestergenossenschaften zu spielen, indem sie sich, ihren Glauben und ihren Cultus mit dem unfehlbaren Mantel höherer himmlischer Glorie, äußern Scheins umgaben und sich der auf die Sinne der Massen berechneten Mittel be-

bedienten, die sich zu allen Zeiten der Unbildung gegenüber als wirkungsvoll erwiesen haben.

Der Schwerpunkt der zarathustrischen Lehre lag auf dem Gebiet der Ethik. Eine Tugendlehre, die das Princip geistiger Lauterkeit, den Kampf gegen alles Böse zum leitenden Grundsatz hatte, war das Mittel, durch das Zarathustra auf die Entwicklung des Geistes der Granier oder Parsen einwirken wollte. Licht, Reinheit, Wahrheit werden in jedem Fargard des Avesta geboten und beherrschen auch die Heldenfage.

So lautet der Gesang XVIII des Vispered :

1. Haltet bereit Füße, Hände und Verstand, o Mazdayasnas, zarathustrische.

2. Zur Vollbringung guter Handlungen nach dem Gesetze und dem Gebote.

3. Zur Vermeidung ungesetzlicher, verbotener, schlechter Handlungen.

4. Vollbringet hier gute Thaten.

5. Gewähret Hülfe den Hülfslosen u.

Hymne XII des Yasna :

1. Ich preise die gut gedachten, gut gesprochenen, gut gethanen Gedanken, Worte und Werke.

2. Ich ergreife alle guten Gedanken, Worte und Werke.

3. Ich verlasse alle schlechten Gedanken, Worte und Werke.

4. Ich bringe Euch, o Amescha-spentas

5. Preis und Anbetung.

6. Mit Gedanken, Worten und Werken, mit himmlischem Sinne, aus dem eigenen Körper die Lebenskraft.

Es mag nun hier noch das Glaubensbekenntniß Platz finden und ein Bruchstück aus einem größern Gebet, das ebenfalls als solches betrachtet werden kann :

„Die gute, gerechte, richtige Religion, die der Herr den Geschöpfen gesandt hat, ist die, welche Zartuscht gebracht hat.

Die Religion ist die Religion Zartuschts, die Religion Ormazds, dem Zartuschst gegeben. Ashem - vohû.“

„Ich glaube an das Dasein, die Reinheit und die Unzweifelhaftigkeit des guten mazdayasnischen Glaubens, und an den Schöpfer Ormazd und die Amshaspands, die Forderung der Rechenschaft und an die Auferstehung und den neuen Leib Alle Arten von Sünde, von denen im Gesetz die Rede ist und die ich gethan habe, welche von mir gedacht, gesprochen, gethan worden sind, bereue ich mit Worten und Werken.“

In dem Maße, wie die Iranier die Welt eroberten, entarteten sie dann freilich, und wir sehen an ihnen wieder, was die Geschichte aller Völker aufweist, daß die plötzliche Bekanntschaft der Naturvölker mit einer höhern glänzenden Kultur schädigend auf die Sitten einwirkt. Die Perfer gingen daran zu Grunde, daß sie dem Einfluß der überaus glänzenden Kultur der Assyrer und Babylonier nicht hinreichenden Widerstand entgegenzustellen vermochten, sich von ihr erfassen ließen. Die äußere Kultur, die Künste und Wissenschaften fingen erst an zu blühen, als die Iranier, als Meder und Perfer der Kultur ihrer besiegten Feinde erlegen waren. Die Sittereinheit, natürliche Einfachheit, heroische Kraft, Selbstbewußtsein, Freiheitstrieb gingen über diesem äußern Glanz verloren, und wenn die Saffaniden (226—651 n. Chr.) das echte Zoroastriertum wieder beleben wollten und wirklich eine neue Blüthe auf allen Feldern der Kultur sich entfalten ließen, so mußte diese bald dem Sturm des Islam erliegen, der an Stelle eines thatkräftigen Optimismus semitischen Slavengeist und despotischen Fatalismus setzte.

Forschen wir nun nach den akkadischen Elementen, die in der iranischen Religion Eingang gefunden hatten, so können wir zunächst das Streben Zoroasters zur Schöpfung

abstracter Göttergestalten nur als eine Folge der Verschmelzung mongolischen Ahnen- und Geisterglaubens und eranischer Reflexion annehmen. Denn die Turanier, oder Akkader, oder Sumerier waren Mongolen, und wie alle Zweige dieser Rasse, die den Glauben an die Seelensubstanz, an das Leben der Seele nach dem Tode zc. zum Grunddogma machten, auf der spiritistischen Entwicklungsstufe stehen geblieben. Die Fra-vaschis, Ferners und alle jene zahllosen Geister, mit denen die Eranier sich alles Existirende begabt dachten, waren von den Akkadern entlehnt und gingen auf die Magier über. Die kosmogonischen Anschauungen ferner, vor allem aber alle Spuren von Gestirncultus, sind auf diesen Ursprung zurückzuführen. Die Sternkunde war das Spezialfeld, auf dem die Akkader sich vor allen übrigen Völkern hervorthaten, und indem sie diese mit dem Ahnen-, Seelen- und Geisterglauben verbanden, schufen sie die Grundlagen für die Astronomie sowohl, wie für die Astrologie, Magie, Zahlenmystik und verwandte Wissenschaften der mesopotamischen und semitischen Völker. Ferner waren sie wahrscheinlich auch die Urheber jener wunderbaren Schrift, die die Eranier sowohl, als Meder und Perfer, wie auch die Babylonier und Assyrer angenommen haben: der Keilschrift nämlich, die nun unter dem Einfluß des Charakters der indogermanischen und der semitischen Sprachen verschiedenartige Gestalten annahm, bei den einen zu einer Buchstaben-, bei den andern zu einer Silben- und Begriffsschrift führte, deren Erforschung seit mehreren Jahrzehnten eine große Reihe von bedeutenden Gelehrten in Anspruch genommen hat.

Das Schriftthum der eranischen Völker bestand nur in religiösen Werken, die in der Hauptsache auf der offenbarten Schrift Zarathustra's, dem Avesta, ruhten und dasselbe commentirten. Von dieser Bibel der Eranier, dem Avesta Zend,

das in einer Sprache abgefaßt ist, die auf das nächste dem Sanskrit der Vedea verwandt war, ist nur ein kleiner Theil erhalten geblieben, der in die Abtheilungen des Vendidad, Vispered und Yasna zerfällt, die unter dem Namen Vendidad Sade zusammengefaßt werden.

Das Vendidad (vi-daeva-data, das gegen die bösen Geister Gesetze) ist das eigentliche „Gesetz“, enthält Opferlieder Yasns, Yests, Ceremonialvorschriften und alte Traditionen. Vispered und Yasna umfassen die Opfergebete und Hymnen, die zum Theil in Versform gebracht sind und dann Gathas Gesänge genannt werden. Daran schließt sich das Khorda-Avesta, das eine große Zahl von altbaktrischen und zu verschiedenen Zeiten entstandenen Gebeten, Hymnen und Offenbarungen Ahuramazdas, und Bruchstücke verloren gegangener Schriften Zarathustra's zusammenfaßt. Dem Avesta zunächst an Ansehen steht der Bundehesch, der unter der Herrschaft der Sassaniden entstanden und in einer aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzten Sprache, dem Guzavaresch oder Pehlewi, der Sprache jener Zeit, geschrieben ist. Der Bundehesch ist für die Einzelheiten der zarathustrischen Glaubenslehre, für die Geographie und Genealogie der ältesten Zeiten sehr wichtig, ist aber mit Vorsicht zu benutzen, da sein Inhalt vielfach Spuren fremder Einflüsse, semitischer und selbst christlicher aufweist.

Mit der Weltherrschaft der Meder und Perser traten die staatlichen Interessen in den Vordergrund und die Steinschriften bestanden nunmehr hauptsächlich in Edicten der Könige, in Verzeichnissen ihrer Thaten, die unter dem Einfluß der mesopotamischen Kunst zugleich im Relief dargestellt wurden. Allmählig machten sich unter demselben Einfluß die Wissenschaften geltend, und von da an wurde Leder als Schreibmaterial und die phönizische Schrift an Stelle der lapidaren

Reifschrift verwandt, bis endlich nach der Unterjochung Persiens durch die Araber die arabische Schrift adoptirt wurde.

Von schöner Literatur ist bei den alten Iranern nicht die Rede. Wenn wir jedoch die persische Literatur untersuchen, so finden wir, daß die eigentlich nationalen literarischen Producte alle auf der Mythologie und der Sagengeschichte Irans beruhen, und daß diese die Hauptmasse des Stoffs der persischen Poesie ausmachen. Wie überall sehen wir auch hier den Uebergang vom Mythos auf das historische Gebiet, die Götter werden Helden und legen die Grundlagen für die menschliche Cultur, und Alles, was der arische und der iranische Geist in dieser Hinsicht in der Urzeit geschaffen hat, ist in treuer und zum Theil hochpoetischer Spiegelung in den persischen Heldensagen wiedergegeben. Zahllose Vergleiche mit der indischen, griechischen und germanischen Mythologie und Heldensage drängen sich auf, so daß man, wenn die gemeinsamen indogermanisch-arischen Grundlagen nicht bekannt wären, beständige Entlehnung voraussetzen müßte. Davon ist jedoch keine Rede, denn die Sonnenmythen hauptsächlich und überhaupt die ursprünglichsten, einfachen Naturmythen, die allen indogermanischen Völkern gemeinsam waren, bildeten den Grundstein der Heroendichtung. Die schönste Frucht des iranisch-persischen Volksgeistes sind aber die einzelnen epischen Dichtungen, die Firdusi 1000 n. Chr. zum Schahnameh zusammenfaßte, der Summe aller bedeutenden Heroensagen der Indogermanen, wie sie sich unter den klimatischen Verhältnissen Irans und bei dem Charakter jenes Volkes ausbildeten. Obgleich das Schahnameh unter der Herrschaft des Islam seine endgültige Gestalt erhalten, hat es doch den arischen Grundcharakter durchaus bewahrt, und beweist die Unzerstörbarkeit dessen, was der Volksgeist schafft.

Was den Einfluß der Lehren Zoroasters auf die Welt

anbetrifft, so ist zunächst der auf die Israeliten zu beachten, denn die Bekanntschaft derselben mit den Lehren der Parsen steht außer Zweifel, und seit der assyrischen und der babylonischen Gefangenschaft drangen zahlreiche Elemente des Mazdaismus in die israelitische Religion ein, so daß der Charakter der letztern durch jenen nicht unbedeutend beeinflusst und umgestaltet wurde. Durch die Eroberungszüge der Perser wurde ihre Religion über weite Ländergebiete verbreitet und fand besonders in den vorderasiatischen Reichen Eingang. In Alexandria waren die heiligen Schriften ebenfalls vollkommen bekannt, wie auch dort und in den persischen Hauptstädten ein reger Verkehr zwischen den Gelehrten der verschiedenen Länder stattfand. In Alexandria wurden die eranischen Schriften sogar, wie es scheint, in das Griechische übertragen, und die Philosophie der Juden wie der Griechen in den letzten Jahrhunderten v. Chr. und in den ersten n. Chr. ist, wie bereits gesagt, von den Anschauungen der Magier vollständig durchsetzt, weil dieselben dem Zeitgeist entsprachen.

Die griechische Philosophie war überhaupt schon frühzeitig in direkte Berührung mit dem zarathustrischen Glauben gekommen, und Pythagoras soll zwölf Jahre in Babylon mit den Magiern Verkehr gepflogen haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er durch sie die Zahlenmystik und die Sphärenharmonielehre der Chinesen kennen lernte, da die Aftader, die Lehrer der mesopotamischen Völker, als Turanier, d. h. als Mongolen und bei ihrer Neigung zu astronomischen Speculationen diese Lehren der Chinesen der westlichen Welt bekannt machten. Nehmen wir selbst an, Pythagoras sei nicht bei Gelegenheit des Feldzugs von Rambyfes nach Aegypten daselbst gefangen genommen und jene lange Zeit hindurch in Babylon gewesen, so stand er doch unter allen Umständen Jahre lang mit den Magiern in Verkehr, und

nahm manche ihrer Morallehren in die seine Lehre auf. Daß er in Aegypten gewesen und daß er mit den magischen Lehren bekannt war, bezeugen einstimmig eine große Reihe von namhaften Schriftstellern des Alterthums.

Demokrit war auf seinen großen Reisen lange in den mesopotamischen Reichen gewesen und hatte das Magierthum ebenfalls kennen gelernt. Der Lyder Xanthus hatte eingehend über Zarathustra und sein System geschrieben. Herodot beweist durch seine genauen Mittheilungen, die heute, nachdem das Avesta Gemeingut der Welt geworden, vollkommen zu controlliren sind, daß er mit den Lehren Zarathustras, wie überhaupt mit den Verhältnissen des persischen Reiches durchaus vertraut war. Plato kannte die Parsenlehren gleichfalls und beweist, daß dieselben zu seiner Zeit in Griechenland eingedrungen waren. Aristoteles soll ein Werk über die magische Religion geschrieben haben, und was wir über seine Kenntniß derselben ermitteln können, läßt durchblicken, daß sie sicher gegründet war. Daß zur Zeit Alexanders des Großen endlich das Magierthum den Griechen aller Stände bekannt wurde, ist ebenfalls erwiesen.

Manche dem Mazdaismus verwandte Züge in der griechischen Philosophie werden wir daher, auch ohne das Ansehen der letztern nur im Geringsten zu schmälern, den persisch-eranischn-zoroastrischen Einflüssen zuschreiben können und müssen, wenngleich die buchstäblichen Untersuchungen nicht die direkte Uebernahme der fremden Ideen erkennen lassen. Auf diesen letztern Umstand stützten sich aber viele moderne Kritiker, indem sie den fremden Einfluß leugneten; das würde aber doch heißen: den griechischen Geist großer Schwäche zeihen, wollte man annehmen, die Philosophen hätten fremde Philosopheme unverändert in ihre Systeme aufgenommen — und nur dann wäre doch ein buchstäbliches

und in den kleinsten Einzelheiten zutreffendes Uebereinstimmen möglich. Die Griechen besaßen vielmehr bekanntlich eine sehr bedeutende Fähigkeit, das Fremde ihrem Wesen zu assimiliren; wo sie es benutzten, gräcisirten sie es bis zur Unkenntlichkeit seines ursprünglichen Charakters, durchdrangen es mit ihren Idealen, passten es denselben an und machten es dadurch zu ihrem geistigen Eigenthum, die Selbständigkeit ihres Denkens stets während. Nur so ist auch der Einfluß zarathustrischer Ideen und Lehren auf Pythagoras und Plato zu verstehen; anders war es in den Zeiten der geistigen Erschlaffung, des Alexandrinertums, des Neuplatonismus, des Mysticismus der ersten nachchristlichen Jahrhunderte.

Durch den Islam in seiner Existenz bedroht und verdrängt, mußte die zarathustrische Religion sich in die Gebirge flüchten, und ihre Spuren sollen auch heute noch in Persien zu entdecken sein. Größere Gemeinden, im Ganzen etwa 100 000 Individuen umfassend, haben sich jedoch nur noch in Indien erhalten und suchen ihren Glauben vor der vollständigen Unterdrückung durch Islam und Christenthum zu schützen. Sie zerfallen in zwei Sekten, von denen die eine an dem alten Glauben und den alten Gebräuchen mit unerlöschlicher Zähigkeit hängen, die andere dagegen dem Zeitgeist und der vorgeschrittenen Cultur Rechnung tragend, Reformen eingeführt hat, ohne jedoch ein denselben entsprechendes Religionsbuch zu schaffen. Das Avesta und die andern religiösen Schriften des Alterthums, deren Sprache den heutigen Völkern Asiens ganz unverständlich ist, sind nach wie vor die Grundlagen, auf die sie sich stützen. Da aber bis vor Kurzem nicht einmal brauchbare Uebersetzungen geschaffen waren, die Priester selbst nicht im Stande sind, die Zend- und Pehlewischriften zu lesen, so beschränkt sich ihr Wissen und Können auf die Recitation der alten Zendgebete, deren Be-

deutung Niemand weiß; Glaube und Cult sind also seit Jahrhunderten nur traditionell. Erst in neuester Zeit sind in der Guzerati-Sprache Katechismen entstanden, damit die Kinder in den Schulen die Grundlehren ihrer Religion lernen, und aus diesen geht unzweifelhaft hervor, daß der Monotheismus der zoroastrischen Lehre sich noch bis auf diesen Augenblick erhalten hat, wiewohl der tiefe Gehalt der alten Lehren beinahe ganz verloren gegangen ist.

(M. Müller, Essays.) „Frage: Was für Gebote hat uns Gott durch seinen Propheten, den erhabenen Zarthost gegeben?“

Antwort: Daß wir Gott als einen Gott erkennen, daß wir an den erhabenen Zarthost als den wahren Propheten glauben, daß wir die Religion und das Avesta als über jeden Zweifel erhaben ansehen, daß wir an Gottes Güte glauben, daß wir kein Gebot der Mazdiaschna-Religion übertreten, alles Böse meiden, uns bemühen Gutes zu thun und fünfmal täglich beten: daß wir glauben, daß wir am vierten Tage nach unserm Tode gerichtet werden und uns Gerechtigkeit widerfährt: daß wir auf den Himmel hoffen und die Hölle fürchten; daß wir nicht daran zweifeln, daß ein Tag der Zerstörung und der Auferstehung kommen wird; daß wir nie vergessen, daß Gottes Wille stets geschehen ist, und geschehen wird; daß wir unser Antlitz einem leuchtenden Gegenstande zuwenden.“

Der Schwerpunkt der culturellen Leistungen der Granier liegt durch das Schaffen einer originellen Religion auf dem Gebiet des Geisteslebens. Das Wesen der Indogermanen und Arier in sehr großer Reinheit und Ursprünglichkeit bewahrend, waren sie im Besondern den Germanen hinsichtlich ihres stark entwickelten Individualitätstriebes und ihrer selbstbestimmenden Freiheitsliebe, wie bezüglich ihrer Neigung,

fremde Elemente anzunehmen, zu verarbeiten und andern Völkern zu vermitteln, sehr ähnlich. Den Indern in jeder Beziehung entgegengesetzt, vertraten sie deren leidendem Pessimismus, ihrer Fabelsüchtigkeit und der Negation des Lebens gegenüber den thatkräftigen Optimismus, klaren gesunden Verstand, Lebens- und Schaffensfreude. Durch diese Charaktereigenschaften erlangten sie über die im Fatalismus und Despotismus erschlafften, mesopotamischen und semitischen Völker das Uebergewicht, unterwarfen sie, um dann allerdings, denselben Einflüssen erliegend, schließlich dem Islam anheim zu fallen. Unter seiner Herrschaft eine glänzende Cultur zeugend, wirkten sie als Vermittler assyrisch-babylonischer und indischer Kunstideale und Cultur, die nun von Persien aus durch Vermittlung der Araber, des Handels und der Kreuzzüge der Welt bekannt gemacht wurden.

Magie, Astrologie, Mysticismus; assyrisch-babylonische Symbolik, indische Märchen und nationale, epische Stoffe; Zahlenkunde, Astronomie und Bewässerungskunst waren es, wodurch die Granier als Perfer sich auszeichneten, nachdem das altarische Erbtheil physischer Kraft unter der Mischung mit semitischem Blut und unter der Annahme ihrer Cultur und ihres im Servilismus wurzelnden Staatswesens erstorben war.

Semiten.

1. Chaldäer, Babylonier, Ägypter.

Welch ein bedeutender Culturfactor das Wasser ist, haben wir schon hinlänglich erkannt. Danach können wir die Culturländer eintheilen in solche, die durch große Flußsysteme und in solche, die durch das Meer zur Entwicklung hoher Culturen befähigt wurden. Im frühesten Alterthum, da der Seeverkehr noch gar nicht ausgebildet war und begreiflicherweise nicht werden konnte, sehen wir hauptsächlich die Völker als Culturträger auftreten, die sich an großen Flüssen niedergelassen und dort Reiche gegründet hatten. Aegypten war durch den Nil, China durch die großen Wasseradern jener Ländermassen, Indien durch den Indus und Ganges culturfähig gemacht worden. Es bleibt nun nur noch ein Territorium übrig, das für die Culturgeschichte von hoher Bedeutung geworden ist: die mesopotamischen Länder. Die Wichtigkeit der am Euphrat und Tigris gegründeten großen Staaten ist jedoch weniger diesen Strömen beizumessen, die nur ihre Existenz bedingten, als vielmehr dem Umstande, daß diese Gebiete Durchzugsländer für zahllose Völkerstämme waren, und daß sie unter den Culturstaaten des Alterthums eine mittlere Stellung einnahmen, was sie in den Stand setzte, von dieser centralen

Lage aus mit allen andern in doppelte Beziehung zu treten: einerseits fremde Culturelemente leicht anzunehmen und andererseits die fremden Culturen zu beeinflussen.

Bot Iran schon bezüglich seiner ethnischen Verhältnisse Schwierigkeiten, so sind die letzteren für die Länder Asiens westlich von Iran noch ungleich größer, wie auch die culturellen Leistungen viel schwerer mit absoluter Sicherheit zu bestimmen sind, denn Vorderasien und seine Völker bildeten die natürliche Brücke und Vermittlung von Asien nach Südeuropa herüber, und die gegenseitigen Einflüsse aller dieser Factoren auf einander vermischen sie zu einer unentwirrbaren Masse.

Wie die anderen Staaten und die Cultur ihrer Bewohner in absoluter Abhängigkeit von den physischen Verhältnissen des Bodens und Klimas standen, so auch die Mesopotamiens, Syriens, Arabiens und Kleinasiens. Ihrer Natur nach waren die Länderstrecken zwischen dem Nildelta und den centralasiatischen Gebirgen wüst und bildeten das Mittelglied des langen Wüstenstreifens vom Atlantischen Ocean durch Nordafrika und quer durch Asien bis zur Mandschurei und dem obern Amurgebiet. Der Nil und Euphrat-Tigris unterbrachen allein wirkungsvoll diese ungeheuren Einöden. Wie Aegypten mußte aber auch der Boden Mesopotamiens erst mühsam durch sorgfältige Canalisation und rationelle Verwerthung der gebotenen Wassermassen für die Cultur gewonnen werden, um dann später, nachdem jene Völker sich ausgelebt, im ewigen Kampfe erschlaft und aufgerieben waren, unter der Herrschaft der Türken wieder die Wüste zu werden, die einst dort gewesen war. Chalbäa, Babylonien, Assyrien verdankten ihr Leben und ihre Cultur nur den Wassern der beiden großen Flüsse, die in dem armenischen Hochlande entspringen, von Nordwesten nach Südosten strömen und in den persischen

Meerbusen münden, der mit dem indischen Ocean in Verbindung steht. Dadurch wurde der Handelsverkehr der großen Städte Mesopotamiens mit Indien und Arabien ebenso vermittelt, wie durch die großen Caravanenstraßen, die von Aegypten und Phönizien bis in das Herz der mongolischen Länder gingen, die Verbindung Babyloniens und Assyriens mit diesen Ländern hergestellt wurde. Durch diese Lage war Mesopotamien nicht nur befähigt, eine hohe und glänzende Cultur zu entwickeln, sondern auch berufen, in bedeutendem Grade bestimmend auf die Gestaltung der Welt, auf die gesammte Cultur der Menschheit einzuwirken und eine bedeutende Rolle in der Entwicklungsgeschichte derselben zu spielen.

Wenn wir daneben die Natur jener Ländermassen ins Auge fassen, wenn wir bedenken, daß die Temperatur in den weitausgedehnten Ebenen unter jenen Breitegraden eine sehr hohe ist, die Niederschläge dagegen selten sind, daß der Boden aber unter der außerordentlichen Pflege, die ihm zu Theil wurde, in überschwenglicher Weise ertragsfähig wurde, 200 — 300 fältige Frucht lieferte und daher die Blicke und Wünsche aller anwohnenden und nomadisirenden Völker auf sich lenken mußte, so können wir aus Allem schon schließen, wie beschaffen der Charakter der Völker werden und sein mußte, die jene Länder bewohnten. Der Geist konnte unter solchen Umständen nur durchaus subjectiv werden. Die Existenzfrage mußte in den Vordergrund treten und das Denken und Handeln allein bedingen; darüber entschwand das große Ganze der Welt dem Blick, der sich vielmehr nur auf die eigene Person, die nächste Umgebung, höchstens auf das eigene Volk richtete; das Interesse für Poesie und überhaupt die Geistescultur blieb insoweit unentwickelt, als sich damit nicht die individuellen Ziele verbanden, als sie nicht dazu dienten, das Wohlbefinden in der Idee und in der

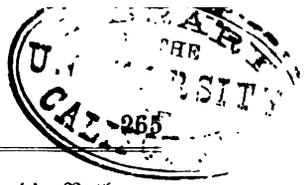
That zu erhöhen, als sie nicht im Dienst der Religion standen, die gleichfalls lediglich subjectiver Natur war. Rüchternen, praktischer Sinn, schlaue Berechnung mußten die Bewohner auszeichnen; Ausbildung aller der Fertigkeiten, die unter den gegebenen Verhältnissen gewissermaßen durch die Natur eingesezt waren oder hervorgerufen wurden, mußte die Folge sein. Im Dienste des Ich mußte der Boden so sorgfältig als möglich bebaut, mußten die Himmelserscheinungen so genau als möglich beobachtet werden, damit an dieser unfehlbaren Uhr mit Sicherheit die Zeit abgelesen werden könnte, wann diese und wann jene Arbeiten vorzunehmen wären, um den größten Ertrag zu liefern.

Kommen wir nun auf die seiner Zeit aufgeworfene Frage zurück, warum der psychische Typus der Aegypter, der der Semiten und der der Chinesen, d. h. aller auf der D.-W.-Linie wohnenden Völker unter einander so viel Verwandtes aufweisen, so geben uns die Naturverhältnisse die mühelose Antwort.

Überall war der Boden vorwiegend wüst und mußte unter großen Mühen urbar gemacht werden; die Ackerbau-thätigkeit zwang die bis dahin nomadisirenden Völker zum Anbau, zu sesshaftem Leben, das neu geschaffene Heim wollte unter Kämpfen und Sorgen geschützt werden; überall häufte sich eine zahlreiche Menschenmenge auf verhältnißmäßig kleine Ländergebiete; dadurch wurden alle Kräfte auf das energischste angepannt, um bei dieser starken Concurrenz die nöthigen Existenzmittel zu schaffen, und daher rührt der praktische Scharfblick, die Geschicklichkeit in der Ausnutzung aller nur irgend auffindbaren Vortheile, die die locale Natur bot, der außerordentliche Scharfsinn in der Erfindung und Verbesserung aller technischen, überhaupt aller Hülfsmittel, die für die Entwicklung der Cultur nothwendig waren. Daher die frühen

Culturen, die auf der ganzen D.-B.-Linie zu verzeichnen sind; daher der praktische, subjective, nüchterne, organisatorische Geist, der in dem Maße, wie die Existenz durch die Gefährdung von Seiten äußerer Feinde und erhöhter Concurrenz im Innern erschwert wurde, auch auf den eigenartigen Ausbau der Religion und des Cultus gestaltend wirkte, denn dies war die einzige Seite, nach welcher hin die Geisteskraft sich bethätigen konnte. Poesie, schöne Literatur und alle Künste wurden nie um ihrer selbst willen gepflegt, so lange die Befriedigung des Erhaltungstriebes die Thätigkeit der nationalen Kräfte vorwiegend in Anspruch nahm. So lange standen sie im Dienste der Religion und des Cultus; dann wurden sie Zierden und Luxusartikel der weltlichen Herrschaft und erst sehr viel später, und zwar im Alterthum nur bei den Griechen, und in geringerem Grade bei den Indern, später bei den Römern, also überhaupt nur bei den indogermanischen Völkern, wurden sie selbst Zweck.

Für die Religionen und Culte gewinnen wir aus den obigen Entwicklungen auch noch weitere interessante Gesichtspunkte und Resultate. So werden wir z. B. annehmen müssen, daß die für uns so entsetzlichen Menschenopfer und alle verwandten grausamen und abscheulichen Cultushandlungen stets auf jene principiellen, natürlichen und gewissermaßen concreten Ursachen zurückzuführen sind und nicht etwa auf eine dem Menschen angeborene Freude am Mord. Die Sorge um die Existenz trieb die Menschen dazu, sei es nun die Furcht vor Uebervölkerung, die z. B. die Semiten veranlaßte, die Erstgeburt dem Moloch in die feurigen Arme zu werfen, die Mädchen umzubringen; sei es, dem Erhaltungstrieb folgend, die Nebenmenschen und Feinde zu tödten, um sie zu verzehren oder um fremde Consumenten des individuellen Besitzes zu vernichten. Erst später, als ein Priesterstand den



7. Semiten.

Cultus regelte und versah, wurde durch ihn die Noth zur Tugend gemacht: was ursprünglich dem Gebot des Instincts, des Erhaltungstrieb's zufolge geschah, das wurde allmählig zur Gott wohlgefälligen Handlung. Wenn wir nun Alles zusammenhalten und sehen, daß in Aegypten und China in ihrer unendlich weitreichenden historischen Zeit keine Menschenopfer mehr gebracht wurden, diese sich aber in den syrischen und mesopotamischen Ländern der Semiten bis spät in die geschichtliche Zeit hinein erhielten, und wenn wir aus der Culturgeschichte alle ähnlichen Verhältnisse zum Vergleich heranziehen, so werden wir sagen können: die barbarischen Cultushandlungen wie Menschenopfer, Selbstverstümmelungen und dergleichen mehr erhielten sich da am längsten, wo die Existenz so erschwert, wo der Selbsterhaltungstrieb durch die Verhältnisse so stark entwickelt war und wurde, daß das Thierische im Menschen überwog, daß der Mensch dem Naturrecht der überlegenen Kräfteanwendung im Kampf um's Dasein gehorchend, nichts höher achtete als sich und seinem Wohlbefinden die höchsten und kostbarsten Opfer brachte. Nach und nach traten dann unter dem Einfluß sittlicherer Anschauungen an Stelle der Menschenopfer Thieropfer oder Verstümmelungen und endlich religiöse Gebräuche, die jene ursprünglichen furchtbaren Opfer symbolisirten und sich bei vielen Völkern, wie z. B. bei den Semiten, durch Jahrtausende nationalen Lebens bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Verhältnisse wie die Mesopotamiens, Chinas und Aegyptens setzen ferner staatliche und bürgerliche Concentration voraus. Die unaufhörlichen Anfälle anwohnender und nomadischer Horden veranlaßten die Bewohner, sich zusammenzuscharen, um durch ihre Masse den Räubern — denn der Krieg ist doch unter allen Umständen aus dem Streit um das Mein und Dein hervorgegangen und ursächlich auf das

engste mit dem Erhaltungstrieb verbunden — ein starkes Gegengewicht darzubieten, oder ihre Wohnplätze mit Mauern zu umgeben und sich sonst auf jede Weise gegen Eindringlinge zu schützen. Je mehr aber der Mensch bedroht ist, desto mehr tritt die thierische Natur zu Tage und in ihre Rechte ein, er wird roher und opfert, um sich zu erhalten, Alles, was er sonst besitzt, wendet alle seine physischen und psychischen Kräfte an, um durch Körperkraft, durch Gewalt oder durch List und Schlaueit als Sieger hervorzugehen. Deshalb fühlt er sich der Gesammtheit, dem Staatsoberhaupt und dem Gotte gegenüber, als Sklave; wenn er nur seine persönliche Individualität allen andern Einzelindividuen gegenüber zu wahren vermag, ist er befriedigt. So entsteht Despotismus, denn dieser resultirt aus dem Zusammenwirken zweier Factoren: einerseits aus der dem Menschen angeborenen Herrschsucht und andererseits aus Bequemlichkeit und Apathie. Die letzteren aber werden wieder ganz naturgemäß erzeugt. Ein Mensch, der nur dem Erhaltungstrieb folgt, Alles nur am eigenen Wohlbehagen, am erzielten Vortheil abmisst, nur darauf bedacht ist, diese zu erhöhen, wird seine gesammten Kräfte dafür hingeben und sie meist auch so vollständig absorbiren, daß, besonders noch unter dem begleitenden Einfluß heißen Klimas, ihm für nichts Anderes Interesse bleibt; er überläßt daher ruhig die Leitung des Staates denen, die sich dieselbe angemacht haben, oder die dazu erwählt sind, wohl wissend, daß, wenn Gefahr droht, diese leitenden Factoren und Behörden das Beste erfinden, die geeigneten Mittel finden werden, die Gesammtheit der Nation und damit auch den Einzelnen zu schützen. Daher finden wir den Despotismus auch nicht allein in monarchischen Staaten, sondern selbst in der Ochlokratie, wo der Pöbel zu herrschen scheint, wird dieser doch durch einzelne Führer beherrscht; und ist etwa das Ber-

hältniß eines geschickten Demagogen zum Volke ein anderes als das des Despoten gegenüber seinen Knechten? Das Volk, die große gedankenlose Menge — und wie gering ist der Procentsatz der durchaus selbstdenkenden Individuen selbst heute in den ersten Staaten der Welt! — ist ja doch so leicht zu leiten, wenn man seinen Charakter hinreichend kennt, die geeigneten Reizmittel anzuwenden, dem blöden Geist gehörig zu schmeicheln versteht.

Diese Andeutungen weiter auszuführen gehört nicht hierher, weitere Schlüsse auf den Charakter der einzelnen Völker ergeben sich daraus von selbst, und das Gesetz der Ausgleichung der Kräfte tritt auch hier deutlich zu Tage. Ein weiterer Vergleich der W.-D. mit der N.-W.—S.-D.-Linie wird die Eigenart aller betreffenden Völker nunmehr in noch helleres Licht setzen. Von den Indogermanen kommen in der spätern Zeit des Culturlebens der Aegypter, Chinesen, Assyrer und Babylonier nur die Inder in Betracht und erst viel später traten dann die Griechen und Römer ein. In Indien bot der Boden von selbst Alles, was der Mensch brauchte, die Existenzfrage trat daher dort in den Hintergrund. Die Griechen und Römer fußten auf einer durch Jahrtausende vorbereiteten Cultur und konnten davon zum Vortheil ihrer Existenz schon Gebrauch machen, Lage und Boden ihrer Länder gewährten überdies mit größerer Leichtigkeit den Unterhalt für die Bevölkerung, das gemäßigete Klima wirkte nicht erdrückend auf Geist und Körper, es war nicht der ewige Kampf gegen den fliegenden Sand und seine ebenso flüchtigen Räuberhorden auszusechten. Die disponible Geistes- und Körperkraft mußte andere Verwendung finden als bei den Völkern der W.-D.-Linie — daher die Gegensätze, die wir bei Gelegenheit der Indogermanen und des Vergleichs derselben mit jenen Völkern bereits hinlänglich hervorgehoben haben.

Gehen wir nunmehr auf die ethnischen Factoren ein, die bei den Ländern westlich und südwestlich von Iran in Betracht kommen.

Der Gang der Cultur war, so weit man bis jetzt das vorhistorische Alterthum jener Gegenden hat erforschen können, von Südosten nach Nordwesten und Westen, vom persischen Golf und dem Delta des Euphrat und Tigris stromaufwärts. Genauere Untersuchungen lassen mit großer Bestimmtheit voraussetzen, daß alle diese Länderstriche von einem Volke besetzt waren, das weder zu den Hamiten und Semiten, noch zu den Indogermanen und Ariern gehörte, von einem Volke, das wir auch schon als sehr bedeutenden ethnischen Factor für Iran erkannt haben, nämlich von den zur mongolischen Rasse gehörenden turanischen Stämmen der Affader oder Sumerier. Diese legten wahrscheinlich den ersten Grund zu der Cultur, die sich später in den Stromgebieten des Euphrat und Tigris und überhaupt in der Machtspähre des semitischen Stammes entwickelte. Bekannt mit der Behandlung des Erzes, die sie in ihren früheren Stammstätten am er reichen Altai erlernt, gewährten sie gerade dadurch den später nachkommenden Völkern bedeutende Vortheile und erleichterten ihre Culturarbeit. Wir werden am wenigsten fehlgehen, wenn wir die Affader für Gebirgsvölker halten, die von der Jagd lebten; die heutigen Tungusen und andere mongolische Jägervölker weisen in ihrer materiellen und psychischen Cultur die meiste Aehnlichkeit mit der auf, die wir ihren uralten affadischen Verwandten zuzuschreiben Veranlassung haben.

Auf dem Wege, den sie selber eingeschlagen und damit gebahnt hatten, folgten zunächst die Hamiten nach, und vielleicht dürfen wir diese beiden Völkerbewegungen auf eine gemeinsame Ursache zurückführen. Den Hamiten folgten die Semiten

und drängten die ersteren nach Südwesten, nach Afrika, während sie selber sich allmählig über ganz Vorderasien, westlich von Iran, ausbreiteten.

Als die Hamiten und Semiten ihre Wohnplätze in Mittelasien verließen und die Wanderung antraten, besaßen ihre Nachbarn, die Arier, noch keine Sprache, denn daß alle Rassenmitglieder zur Zeit der hamito-semitischen Wanderung, die nach der uralten Cultur der Aegypter sehr weit zurückdatirt werden muß, noch sprachlos waren, braucht nicht angenommen zu werden. Die Lebensverhältnisse der Hamito-Semiten müssen damals überhaupt schon höher entwickelt gewesen sein als die der Indogermanen, die noch als Wilde in den bergigen und waldigen Gegenden Mittelasiens lebten und von jener Völkerbewegung nicht wesentlich berührt wurden. Jedenfalls sind die semitischen Sprachen ihrem innersten Wesen nach grundverschieden von denen der Indogermanen und lassen einen gemeinsamen Ursprung aus einer einzigen Wurzelsprache — nach dem heutigen Stand der vergleichenden Sprachwissenschaft — nicht zu. Auch in ihren Sprachen prägen sich die großen Gegensätze im Charakter der beiden Rassenmitglieder aus.

Wie die Aegypter das mesopotamische Getreide an die Ufer des Nil mitnahmen, so mögen sie auch manche Anschauungen der Akkader angenommen, vielleicht von ihnen die Bearbeitung des Eisens, die Herstellung der Bronze erlernt haben. Größern Einfluß erlangten die Akkader jedoch erst den Semiten gegenüber, die sich auf den von jenen beherrschten Gebieten niederließen; und wenn endlich auch das semitische Element als das numerisch bedeutendere das akkadische überwucherte, wenn die Akkader auch in der Mischung mit den Semiten in den letzteren aufgingen, so ist deren materielle und physische Cultur doch in hohem Grade von der akkadischen

durchsetzt. Die Sprache der Dichtung und Wissenschaft war bis in späte Zeiten die akkadische der Chaldäer, unter welchem Namen wir nicht allein das akkadisch-semitische Mischvolk, sondern auch die babylonische Priesterschaft zu verstehen haben. Die literarischen Productionen und das wissenschaftliche Leben der Assyrer und Babylonier weisen fast durchweg auf akkadische Quellen zurück und in vielen Fällen erhellt aus den „Büchern“ der Bibliothek Assurbanipals (Sardanapals), die in Kujundschiit aufgefunden worden, daß die daselbst aufbewahrten und nach Tausenden zählenden Werke, Kopien und Uebertragungen alter in akkadischer Sprache abgefaßter Arbeiten waren, was die Ausbildung der Schrift und eine bedeutende literarische Thätigkeit der Akkader bis tief in das dritte Jahrtausend v. Chr. voraussetzen läßt.

Die Annahme der Bevölkerungsverhältnisse, wie wir sie bei Eran entwickelten, findet in Mesopotamien und Syrien ihre Bestätigung. Die östlichen Gestade des persischen Meeresbusens und die Gebirgszüge am westlichen Rande des eranischen Hochplateaus waren die Domäne der Akkader, denn von einer Behauung Mesopotamiens, von Ackerbau und Ansiedelung daselbst scheint nicht die Rede gewesen zu sein, und ob sie über die Wüsteneien Syriens hinaus weiter westlich bis in den Libanon und Taurus oder an das Mittelmeer vordrangen, ist mehr als unwahrscheinlich, wenigstens lassen sich vorläufig keine Beweise dafür beibringen. Dort in der Südwestecke des eranischen Hochlandes, wo die spätere persische Provinz Susiana, wo dann die Regierungscentren der persischen Könige: Susa und Persepolis gelegen waren, befanden sich die eigentlichen Wohnplätze der Akkader; dort ließen sich auch die Semiten zuerst nieder, und diese Gebiete können wir mit dem Lande Elam identificiren. Von diesem ersten semitischen Culturland aus erfolgte die Colonisirung der angrenzenden Ge-

bierte, besonders Mesopotamiens und die Ausbreitung über ganz Vorderasien.

Große Theile des semitischen Volksstammes, die dort entweder nicht Platz fanden oder durch die nachfolgenden gezwungen wurden, weiter zu wandern, wandten sich nach Arabien, wo hamitische Stämme und Reste afrikanischer Negervölker sich erhalten hatten und wurden Araber, die ursprünglichsten Anschauungen der semitischen Rasse bei ihrer Abgeschlossenheit von der übrigen Welt in bedeutender Reinheit und beinahe unbeeinflusst durch die Akkader bewahrend. Andere Stämme drangen an das Mittelmeer vor, besetzten Palästina, Phönizien, Cilicien. Von Elam aus wurde ca. 2300 v. Chr. das Land westlich von der Mündung des Euphrat-Tigris besiedelt, das unter dem Namen Chaldäa bekannt ist und von wo die Israeliten oder die Familie Abrahams auswanderte. Denn der biblische Ort Ur ist an der Stelle des heutigen Dorfes Mugheir aufgefunden worden und viele Inschriften daselbst beweisen, daß lange vor Abraham dort ein Centrum der elamitisch-chaldäischen Cultur zu suchen ist, daß Ur eine der Hauptstädte und ein Königssitz war. Von dort nahmen die Israeliten die kosmogonischen Mythen, die religiösen Grundanschauungen und andere elementare Vorstellungen mit, die dann die Basis für ihre spätere psychische Cultur und für ihre eigene Literatur wurden.

Die Erkenntniß, daß der Boden zwischen den beiden Strömen und überhaupt im Gebiete derselben überaus fruchtbar gemacht werden konnte, wenn man die Wasser gut verwertete, forderte zur weiteren Ausbreitung nach Norden auf. So entstand Babylon (Bab-Ilu, das Thor Gottes), und endlich wurden die N.-N.-W. davon gelegenen Länderstrecken, das eigentliche Mesopotamien, mit Babylon zu einem einheitlichen Staat verbunden und die östlichen Gestade des oberen und

mittleren Tigris besetzt, an denen sich das assyrische Reich mit Ninive als Hauptstadt krystallisirte, in dem später die semitischen und turanischen Elemente mit den indogermanischen der arischen Meder, der Armenier und anderer Stämme zusammentrafen. Die Meder waren die nächsten Nachbarn der Assyrer, und sie fingen an, ihre Rolle in der Weltgeschichte zu spielen, indem sie sich das ninivitische Reich unterwarfen.

Es kommt nun darauf an, die ursprünglichsten Anschauungen der Semiten und die der Akkader zu ermitteln, um dann ein sicheres Verständniß für die Religionen der Assyrer, Babylonier, Phönizier und Israeliten zu gewinnen.

Die Semiten können wir eintheilen in die des Westens und des Ostens, und in die des Nordens und des Südens. Am reinsten erhielten sich die religiösen Anschauungen, wie gesagt, bei den Südsemiten, den Arabern. Im Norden Arabiens entstand die Sprache, die durch den Koran später zu weltgeschichtlicher Bedeutung gelangte. Abweichend davon war die Sprache Südarabiens: die himjaritische, von der die äthiopische abstammt, wie auch Aethiopien überhaupt von Arabien aus besiedelt wurde. Den Uebergang von den Südsemiten zu den Westsemiten oder westlichen Syrern, unter denen die Kanaaniten und Phönizier die hervorragendsten waren, bildeten die Israeliten. Den Uebergang von den Arabern zu den Ostsemiten stellten die Ostsyrier oder Aramäer her, die in Chaldäa und dem westlichen Mesopotamien ihre Wohnsitze hatten; zu den Ostsemiten werden die Babylonier und Assyrer gezählt. Diesen Tagen entsprechend sind auch die Mischungsverhältnisse der einander begrenzenden Rassen und Völkerschaften. Bei den Westsemiten machten sich die starken Einflüsse der Semiten, d. h. der Aegypter geltend; ihre Cultur trug vorwiegend den ägyptischen Stempel. Sie selber beein-

flußten dann die griechisch-römische Cultur direct auf dem Seewege. Bei den Ostsemiten wirkte zuerst das affabisch-mongolische Element, dann in spätern Zeiten das medisch-arische gestaltend ein; sie übten wieder directen Einfluß auf die Vorderasiaten aus, durch die die Inductionskette von den Babyloniern, Assyrern, Medern, Persern zu den Griechen und umgekehrt geschaffen wurde.

Zunächst zu den Affabern übergehend wollen wir einen flüchtigen Blick auf ihr Religionsystem werfen, denn immer noch, so lange wir uns auf orientalischem Boden befinden, sehen wir das gesammte Geistesleben durch die Religion bedingt, die den Ausgangspunkt und das Centrum desselben bildet.

Wie bei allen mongolischen Völkern ist auch bei den Affabern der Geister- und Manencultus das Characteristicum ihrer Religion. Die ganze Welt, alle Schöpfungen dachten sie sich von Geistern belebt, deren oberste sie Annab oder An nannten, die wiederum in Ana ihr Oberhaupt hatten, der überhaupt an der Spitze ihres Pantheons stand und den Lichthimmel symbolisirte. Ihm gegenüber steht Mulge, der Repräsentant der unterirdischen Welt, dessen Sohn Nindar oder Ninib die nächtliche Sonne verkörpert, zugleich aber auch als Kriegsgott erscheint. Ea oder Hea vertritt das feuchte Element, ursprünglich aber ist auch er wohl ein Gott des Himmels, des Luftmeers, und seine Gattin ist Davkina, die Erde. Neben diesen höchsten Göttern treten aus der zahllosen Masse von Geistern noch hervor Uruki, oder Uku, der Gott des Mondes, der Beschützer der Erde und und Pfleger aller organischen Wesen; Ud der Sonnengott, Im oder In, der hauptsächlich als Windgott verehrt wurde. Als Mercur, als Mittler zwischen dem Himmel und den Menschen, galt Amar-Utuki, das Licht der Sonne, der Haupt-

gott von Babylon, der dann nach und nach zu Marubut, Marbut, Merobach wurde, als welcher er in der babylonischen Götterwelt eine hervorragende Rolle spielte. Die Istar der Babylonier hat ihre Vorläuferin in der akkadischen Sufus. Niral ist der eigentliche Kriegsgott und ursprünglich wohl ein Gott der Unterwelt. Wie der Glaube der Granier nahm auch der der Akkader den Kampf der Lichtgötter gegen die der Finsterniß an, und wahrscheinlich waren es auch die Akkader, die die einfachen Naturmythen zu den epischen Dichtungen der Assyrer und Babylonier umgestalteten, waren sie doch die Pfleger des religiösen Lebens und bildeten später den Priester- und Gelehrtenstand der Mesopotamier.

Geistercultus, der in dem Maße, wie die alte akkadische Religion der semitischen wich, dem Aberglauben Vorschub leistete und in der Magie und ihren Zauberformeln ihr Dasein fristete; Vergötterung der Elemente, des Himmels, der Erde, der sieben Planeten, wozu Sonne und Mond gerechnet wurden: das sind die charakteristischen Kennzeichen der akkadischen Religion, wozu noch Astronomie und Astrologie, eine kräftig ausgebildete Zahlenmystik und Symbolik kommen.

Stellen wir dem die Grundlagen der altarabischen Religion zur Seite, so haben wir die beiden Quellen, aus denen sich das religiöse Denken aller semitischen Völker entwickelte. Als das Gemeinsame der verschiedenen arabischen Stammreligionen ergiebt sich der Cultus der Sonne und des Mondes, Schams und Allat oder Al Uzza, von denen die erstere Gottheit auch Ilah, die zweite mit mehreren andern Namen bezeichnet wurde, woraus dann nach und nach besondere Götterindividuen entstanden. Ilah entspricht dem El, Il, Ilu 2c. der andern semitischen Völker und ist einerseits das Wort für den Begriff des göttlichen Urprincips, der einheitlichen Stammgöttheit, andererseits sinkt es wie das deutsche Wort Gott theil-

weise bis zum Gattungsbegriff für die höhern göttlichen Persönlichkeiten im Allgemeinen herab. Außer Sonne und Mond fanden bedeutende Verehrung die Plejaden, Turaja; charakteristisch ist ferner für den Ursemitismus die Verehrung von Steinen, Bergen und Bäumen, die beseelt gedacht wurden. Das spiritistische Moment trat auch in der Verehrung der Seelen der Verstorbenen noch deutlich hervor. Im Ganzen war also der Glaube der Ursemiten ein sehr niedrigstehender, der Mensch aber betrachtete sich den Göttern gegenüber als willenloser Sklave.

Die Vermischung dieser beiden Systeme mit Vorwiegen des Akkadischen ergibt als Resultat die Religion der Chaldäer, Babylonier und Assyrer. Wie bei allen übrigen Völkern müssen wir uns für unsere Zwecke darauf beschränken, auch bei diesen und den andern Semiten nur von den hervorragendsten göttlichen Persönlichkeiten Kenntniß zu nehmen und nur die Grundzüge der religiösen Anschauungen zu berücksichtigen, da eine detaillirte streng wissenschaftliche Behandlung ausgedehnte Erörterungen nöthig machen würde, die überhaupt in den Spezialbereich der vergleichenden Religionsgeschichte gehören.

Die chaldäisch-babylonisch-assyrische Religion trägt den ausgeprägten Stempel des Gestirncultus. Da aber jede Provinz, ja jede Stadt dieser ausgedehnten Reiche ihre Localgötter hatte, die bei der Verschmelzung der Gemeinden zu großen Staaten beibehalten wurden, so wurde die Masse der Götter allmählig sehr groß und der Charakter vieler ein so unbestimmter, daß sie leicht mit einander vertauscht werden konnten und hinsichtlich ihrer Deutung manche Schwierigkeiten bieten; in der spätern Zeit wurde die Zahl der großen Götter auf zwölf, eine heilige Zahl, beschränkt. Meist finden wir aber wie bei den Aegyptern Triaden, drei Götter, von denen

einer als der oberste, ja als die Summe des Göttlichen, als Einheit und Einziger besondere Verehrung genoß. Jede Gottheit hatte ihre heilige Zahl und ihre eigenen Symbole und Abzeichen, unter denen sie plastisch dargestellt wurde. An der Spitze aller stand Anu, der Gott des Himmels, dessen Zahl 60 war, und seine Gemahlin war Anatu, die eranische Anahit, phönizische Ashtoret oder Astarte, und hier treten uns gleich eine große Anzahl von Göttergestalten entgegen, die bald mit der Anatus identisch, bald abweichend erscheinen. Denn Anu, dem der Planet Jupiter geweiht war, ist gleichwerthig mit Merodach und mit Bel (Baal), dem wiederum in Assyrien der oberste Gott Assur oder Assar entspricht und der die Sonne verkörpert, als Melech oder Moloch aber Zeitgott wird und dem griechischen Kronos gleichkommt. Himmel, Sonne, Herr, männliche schöpferische Urkraft, Hauch, Odem, Licht, Feuer, Krieg, und zwar die Sonne und das Feuer nach ihrer wohlthätigen und zerstörenden Seite hin, sind in diesen Göttern vertreten, die im Princip mit einander identisch sind. Anatu bildet nun unter ebenso vielen besondern Gestalten und Namen die weibliche Ergänzung zu Anu, und es ist interessant zu sehen, wie eine jede von ihnen allmählig Selbständigkeit erlangt. Denn Anatu ist ursprünglich die Materie der Erde, das Chaos, die Urnacht, dann wird sie die große Göttermutter, die Himmelkönigin, und löst ihr Wesen endlich ebenso nach den beiden Seiten hin auf wie Anu. Als Anahita, Astarte, Ashtaroth u. ist sie Göttin der Fruchtbarkeit und mit Istar identisch, in der aber schon eine andere Seite des Wesens der Anatu verkörpert ist; denn Istar kann als Gottheit der Erde gelten, aber auch und vornehmlich als die des Mondes, in welcher Eigenschaft sie sich mit der Sonne ergänzt, sie ist aber auch als Planetargottheit die Vertreterin des Planeten Venus und zwar als Istar

Morgenstern, als Bilit Abendstern, wo sie sich wieder mit Anatu berührt, die als Baaltis, Bilit den Baal ergänzt. Als fischleibige Derketo, als Atargatis, Alita, griechisch Mylitta, als kleinasiatische Cybele und Ma verkörpert sie lauter Einzelheiten ihres Wesens. Die Taube war ihr heiliges Thier und von dem Namen derselben leiteten die Griechen den der Aphrodite ab, wie sie andererseits gezwungen waren, andere Verkörperungen dieser Göttin mit Ahea und Hera zu übersetzen. So lassen sich fast alle Götter aller semitischen Völker auf diese beiden Gestalten zurückführen, die wiederum auch als einheitliches Urprincip verehrt wurden. Untersuchen wir darauf hin die oberste Triade Anu-Bel-Ea oder Hea, welcher letztere fischleibig gedacht und dargestellt wurde, so haben wir in ihnen nur drei verschiedene Bezeichnungen des selben Begriffs. Hea ist gleich Dannes, von dem es heißt, daß er zwischen der Schöpfung und der großen Fluth siebenmal unter verschiedenen Namen erschienen sei und die Menschen die Sprache, Religion, Wissenschaften, Künste, Ackerbau, Gewerbe und bürgerliche Institutionen gelehrt habe.

Eine zweite Triade besteht aus Samas, dem Gott der Sonne, Sin, dem des Mondes und Bin, dem des Gewitters, Sturmes zc. Weitere Planetargötter sind Nabu, der Beherrscher des Mercur, der Lehrer der Weisheit; ferner Ubar, dem der Saturn heilig war und der als Feuer- und Sonnengott sich ebenfalls mit Moloch berührt; dem Nitgal wurde der Mars zugewiesen.

Die sieben Planetargötter gaben ihre Namen für die Bezeichnungen der Tage her, wie überhaupt Astronomie, Zeitrechnung, Religion, Zahlenmystik durchweg bei den Babylonern und Ägyptern verbunden sind. Diese waren es, die der Welt die Wocheneintheilung, die Maße und Gewichte gaben, und auch die Israeliten nahmen die Woche von ihnen an,

ebenso wie die den zwölf Thierkreisen entsprechenden zwölf Monate und deren Namen. Alle Semiten rechneten nach Mondjahren und zwar wurde von den Chaldäern zur Ausgleichung der Differenzen ein Schaltmonat eingeschoben. Meist bestand neben dieser Zeitrechnung aber noch eine andere, so hatten die Assyrer einen doppelten Jahresanfang, d. h. doppelte Zeitmessung. Was Moses anbetrifft, so war ihm das Sonnenjahr von Aegypten her bekannt, trotzdem ließ er die Rechnung nach Mondjahren bestehen und erst unter den Königen wurde eine zweite bürgerliche Zeitrechnung neben der durch den religiösen Cultus geheiligten alten eingefügt. Die Chaldäer müssen ebenfalls verschiedene Systeme der Zeiteintheilung gehabt haben, denn die Griechen berichten von ihnen, sie hätten nach Jahren gerechnet, die in zwölf Monate zu dreißig Tagen zerfielen, wozu noch fünf Schalttage gekommen wären. Die daraus entstehenden Differenzen konnten ihnen, den ausgezeichneten Rechenmeistern, aber wohl nicht entgehen; sie schufen daher wohl auch noch andere genauere Zeitrechnungen und zählten außerdem nach Perioden von 60 600 und 3600 Jahren. Die Tage der Woche wurden, wie bemerkt, nach den Göttern Samas, Sin, Nirgal, Nebu, Merodach, Istar und Adar benannt, und auch das Wort Sabbath ist auf mesopotamischen Ursprung, auf Sabbatum zurückzuführen. Der Sabbath wurde in den Euphrat-Tigrisländern sogar noch strenger gefeiert als bei den Israeliten. Die Tage waren in zwölf Stunden zu sechzig Minuten, zu sechzig Secunden eingetheilt. Die Zeit nach siebentägigen Wochen zu bemessen war den Indern in den ältesten Zeiten nicht eigen, sie werden daher wie die übrigen Völker diese Eintheilung auch von den Chaldäern angenommen haben.

Wie in der Hauptsache die Religion der mesopotamischen Völker auf die der Akkader gegründet war, von denen man

auch die Vorstellung annahm, daß die ganze Natur von Geistern belebt sei, so schlossen sich auch der Cultus und die Tempelrichtungen fast ganz an die bei den Aftabern gebräuchlichen an. In Terrassentempeln, bei deren Construction die Zahlenmystik natürlich eine große Rolle spielte, wurden die großen Götter angerufen. Die Zahl der Terrassen war gewöhnlich die heilige 7 der Planeten, wie z. B. bei dem Thurm des Bel zu Babylon; die verschiedenen Absätze dieser pyramidenartig sich erhebenden kolossalen Gebäude trugen meist die den betreffenden Planeten entsprechenden Farben. Dieser Terrassenbau, den auch die Meder und Perser später annahmen, deutet darauf hin, daß in den frühesten Zeiten die Cultushandlungen auf Bergen und Hügeln vollzogen wurden, wie bei den Craniern, denn auch bei den Aftabern spielte das Feuer eine bedeutende Rolle bei allen religiösen Handlungen; in Chaldäa und Babylon mußten diese Berge künstlich geschaffen werden, und da die Cultur sich von dort über die Nachbarländer verbreitete, so wurde der Terrassenbau auch in dem gebirgigen Assyrien, Medien und Persien die stehende Form für monumentale Bauten. Die Götter wurden bildlich dargestellt und Statuen von ihnen aus allen nur irgend dazu verwendbaren Stoffen geschaffen. Die Symbole, unter denen sie angebetet wurden, deuten auf eine überaus sorgfältige Beobachtung aller Naturerscheinungen und haben in ihrer Conception manche Aehnlichkeit mit den Symbolen der Aegypter; auch sie bestanden zum großen Theil aus Verbindungen menschlicher und thierischer Körpertheile zu Bildern fabelhafter Geschöpfe; andererseits wurden auch mathematische Figuren, Kreise, Sterne zc. zur Symbolisirung verwerthet und bei Inschriften, auf Siegelringen und an Reliefbildern angewandt.

Die Einrichtungen der Tempel, die Organisation des

Priesterstandes, das Ceremoniell des Gottesdienstes waren ebenfalls fast durchweg akkadisch. Die Titel der Priester waren auch die uralten akkadischen, die Gefänge waren in dieser Sprache abgefaßt, so daß der Einfluß dieses dem Semitischen fremden Elementes auf die Denkweise der Chaldäer sehr hoch angeschlagen werden muß. Der Priesterstand, an dessen Spitze der König stand, genoß das höchste Ansehen und hatte nicht allein die Pflege des geistigen Lebens in seiner Hand, sondern lenkte gewissermaßen neben dem König die Geschicke des Reiches; und da die Chaldäer oder Magier, eben die Priester, sich fast nur aus dem Stamm der Akkader rekrutirten, der eine geschlossene Kaste bildete, so ist die Bedeutung dieses Volkes für die Entwicklung der Menschheit eine sehr große, denn ihre Anschauungen gingen einmal durch die Vermittlung der Israeliten in die jüdisch-christliche Welt über, und andererseits wirkte die babylonisch-assyrische materielle Cultur durch die Vorderasiaten in hohem Grade bestimmend auf manche Zweige der griechischen Cultur ein. Die Abweichungen im Charakter der mesopotamischen Völker von dem rein semitischen, die culturellen Leistungen jener, insoweit sie den natürlichen Anlagen und dem Wesen, der psychischen Disposition der semitischen Rasse nicht entsprechen, werden wir daher auch dem Einfluß der Akkader zuzuschreiben genöthigt sein. Nicht freilich in dem rein buchstäblichen Sinne, als ob bei diesem Volke Alles schon fertig gewesen und nun den Semiten imprägnirt wäre, sondern vielmehr in dem, daß aus der Verbindung der beiden verschiedenartigen ethnischen Elemente, wobei sich das akkadische allerdings als das psychisch stärkere aber physisch schwächere erwies, jene Resultate hervorgingen. Die Geschichte der Entwicklung des Menschengeschlechts beweist zu unzähligen Malen, wie wir im Verlaufe dieses Werkes noch wiederholentlich sehen werden, daß gerade

das Zusammenwirken verschiedener ungleichartiger Elemente, wobei freilich die Eigenart derselben oft verloren geht, von höchster cultureller Bedeutung ist.

Erinnern wir uns hiezu noch der Rolle, die die Akkader in der Entwicklung des arisch-erianischen Geistes spielten, so gewinnt dieses mongolische Element den weiteren Werth des Vermittlers zwischen Iran und den Euphrat-Tigrisländern, erleichterte die Möglichkeit der gegenseitigen Beeinflussung, die wir bei Iran schon hinlänglich gewürdigt haben.

Die zahlreichen Ueberreste altassyrischer Bibliotheken und zahllose Inschriften gewähren uns einen sichern Einblick in das Geistesleben jener Völker von der Zeit vor Abraham bis zum Untergang der großen Weltreiche am Euphrat und Tigris. Dasjenige, was nun aus den Mythen und Dichtungen der Chaldäer zunächst deutlich erhellt, ist die nahe Verwandtschaft derselben mit denen der Israeliten. Die Erzählungen von der Schöpfung, von der großen Fluth und andern Einzelheiten der Urgeschichte sind allerdings im Ganzen wesentlich ausgedehnter, als die entsprechenden der Bibel, stimmen aber nicht nur dem Gedankengange nach, sondern zuweilen auch im Wortlaut mit den letztern überein, und unterscheiden sich allein durch ihre epische Breite und polytheistische Färbung. Denn die biblischen Schriften erfuhren bekanntlich, ehe sie zu dem festen Kanon zusammengestellt wurden, vielfache Bearbeitungen, durch die natürlich Alles beseitigt wurde, was dem Wesen und den Anschauungen des spätern geläuterten Jehovismus der Propheten und einzelner erleuchteter Priester und Gelehrten, die als Bearbeiter fungirten, nicht entsprach, und an die Vorstellungen und Culte der Vorfahren zu deutlich erinnerte.

Der chaldäische Schöpfungsbericht beginnt mit einer Beschreibung der chaotischen Urmasse und der Entstehung der

Götter, woran sich dann, so weit sich aus den einzelnen Bruchstücken ermitteln läßt, in der Reihenfolge, die die biblische Erzählung aufweist, die Schöpfung der Welt und aller ihrer Wesen angeschlossen.

„Als droben der Himmel nicht aufgerichtet und drunten auf Erden eine Pflanze nicht aufgesproßt war, auch die Tiefe der Wasser nicht durchbrochen hatte ihre Schranken: Mummum-Tiamat (ein riesiges Ungeheuer, der „Drache des Meeres“, die chaotische Urnacht also) war die Schöpferin ihrer aller. Jene Wasser wurden im Anbeginn geordnet; aber ein Baum war nicht gewachsen, eine Blume hatte sich nicht entfaltet. Als die Götter noch nicht erstanden waren, Keiner von ihnen; eine Pflanze nicht gewachsen war und Ordnung nicht existirte, auch die großen Götter wurden geschaffen z.“

„Brächtig war alles, was hergerichtet war von den großen Göttern; der Sterne Erscheinung ordnete er an (in Gestalten) von Thieren; das Jahr zu bestimmen durch die Beobachtung ihrer Constellationen, ordnete er zwölf Monate (oder Zeichen) von Sternen in drei Reihen, von dem Tage da das Jahr beginnt, bis zum Schluß. Er grenzte ab die Stellungen der Wandelsterne, zu scheinen in ihren Bahnen, daß sie nicht möchten Schaden anrichten, noch Jemand stören. Die Stellungen der Götter Bel und Hea bestimmte er bei sich selbst. Und er öffnete die großen Thore, in Dunkel verwahrt, die Verschlüsse waren fest zur Linken und zur Rechten. In seiner Masse machte er es sieben. Den Gott Uru (den Mond) ließ er herauskommen, der beschirmte die Nacht, auch zum Licht der Nacht ihn zu bestimmen bis zum Anbruch des Tages, daß der Monat keinen Abbruch erleide und seine Dauer regelmäßig sei. Beim Beginn des Monats, beim Anbruch der Nacht, brechen seine Hörner durch, zu scheinen am Himmel; am siebenten Tage fängt er an, zu einem

Kreise zu schwellen und erstreckt sich weiter nach der Morgen-dämmerung zu“ 2c.

„Als die Götter in ihrer Gesamtheit geschaffen hatten . . . prächtig waren die starken Ungeheuer . . . ließen sie werden lebendige Wesen. . . . Vieh des Feldes, Thiere des Feldes und Gewürm des Feldes“ 2c.

So wurden die sechs Schöpfungsacte offenbar in ähnlicher Weise wie in der Bibel berichtet, woran sich die Einsetzung des Ruhetages schloß.

Inwieweit die Legende von der Schöpfung der Menschen und von dem Sündenfall in den beiden Literaturen übereinstimmt, läßt sich vorläufig noch nicht ermitteln. Eine Bestätigung für die Annahme gleicher Vorstellungen giebt unter anderm eine altbabylonische Gemme, die sich zur Zeit im britischen Museum befindet. Sie stellt zwei menschliche Figuren dar, die neben einem Baume sitzend, die Hände nach den Früchten desselben erheben, und zur Seite der einen Gestalt, der weiblichen, zeigt sich das Bild einer Schlange. Das würde die Worte der Bibel genau illustriren und Bruchstücke anderer Schöpfungen des chaldäischen Geistes bieten Parallelen für die Einzelheiten der Austreibung aus dem Paradiese, für die Gestalt des Engels, wie auch das biblische Eden direkt in die babylonische Ebene zu verlegen ist. Ob der Baum der biblische „der Erkenntniß“ ist, oder welche andere Vorstellung diesem Symbol zu Grunde liegt, ist nicht klar; er fand aber in der Plastik, auf Bildern, Gemmen und Geweben eine sehr bedeutende Anwendung, und wird ursprünglich das Leben symbolisirt haben. Die Schlange endlich ist ein mythisches Symbol, das, wie wir gesehen haben, fast bei allen Völkern zu finden ist, meist freilich in der Gestalt des Drachens oder eines ähnlichen fabelhaften Thieres. Der chaldäisch-aramäische Geist ließ wohl den Urdrachen, oder wie

Delitzsch will: das „Ungeheuer“ Tiamat, die Repräsentantin der Nacht und der fruchtbaren Materie, sich zu der natürlichen Gestalt der Schlange verzüngen, mit der die ethische Vorstellung des nächtigen Urprincips verbunden wurde, so daß unter weiterer Berücksichtigung der Eigenschaften und der Natur dieses Thieres, das Bild desselben im Stande war, eine Summe von Erkenntnissen und Begriffen in einfacher und verständlicher Weise zur Anschauung zu bringen. Außerdem erscheint die Schlange auch oft als Symbol des Lebens.

Die Lieblingsgestalt der chaldäischen Priester und Dichter war die Izdubars, der viel Verwandtes mit dem biblischen Nimrod aufweist und offenbar der Held zahlreicher epischer Einzeldichtungen war, die zum Theil mit einander zu größeren Epen verbunden wurden. Auch an seine Gattin Istar schlossen sich mehrere Legenden, die episodisch mit denen Izdubars verknüpft wurden und unter denen ihre Höllenfahrt bis jetzt die in jeder Beziehung bedeutendste zu nennen ist. Ursprünglich Himmels- und Sonnengott macht Izdubar alle Entwicklungsphasen durch, denen der Vertreter des Taggestirns auch im mythenbildenden Geist anderer Völker unterworfen ist, und ebenso erscheint Istar unter mehreren der Formen, die Einzelheiten des Vorstellungsobjects verkörpern, das die Grundlage für die Schöpfung ihrer wechselnden Gestalten bildete.

Wichtig wegen ihrer Uebereinstimmung mit dem biblischen Bericht ist besonders die Legende, die die große Fluth behandelt.

Der götterentstammene Held Izdubar hatte wie der biblische Nimrod seine Herrschaft über den Bereich der vier Stadtgebiete von Babylon, Erech, Surippak und Nipur ausgedehnt, und zeichnete sich durch seine gewaltigen Thaten vor allen Menschen aus, hauptsächlich war er bedacht, die Drachen und ähnliche Ungeheuer zu überwinden, die die Menschheit bedrohten, worin sich wieder das Ringen des Tages mit der

Nacht, des Lichts mit der Finsterniß, des Guten mit dem Bösen spiegelt. Die Fürsten feindlicher Länder erliegen seiner und seines Freundes, des göttlichen Sehers Heabani Macht, wodurch sein Reich immer größere Ausdehnung erlangt. Heabani wird aber endlich von einem wilden Thiere getödtet und Izdubar selbst wird so krank, daß er sich dem nahen Tode verfallen glaubt — auch die Herrschaft der Sonne ist vergänglich, wie sie im kleinen Zeitencreislauf der Nacht weichen muß, so im größeren der Herrschaft der Regenzeit, des Winters. Von seiner Todesfurcht getrieben, begiebt er sich auf die Wanderschaft, um sich bei einem unsterblichen Menschen Rath zu holen, wie er den Tod vermeiden, Unsterblichkeit erlangen kann; dieser Mann ist der chaldäische Noah, Chafisatra mit Namen (der Xisuthros des Berossos) und wohnt an der Euphrat-Mündung, so daß Izdubar und sein Gefährte Bel zu Schiff stromabwärts, d. h. in der Hauptrichtung von Nord nach Süd fahren muß. Chafisatra erwidert ihm auf seine Fragen, wie er die Unsterblichkeit erlangt habe, daß ihm dieselbe in Folge seiner großen Frömmigkeit von den Göttern verliehen worden sei und hieran knüpft sich die Erzählung von der großen Flut und allen damit verbundenen Ereignissen.

„Es sei dir offenbart, Izdubar, die geheime Erzählung und das Urtheil der Götter will ich dir verkünden.“ Die folgenden verstümmelten Bruchstücke deuten an, daß die Welt alt und so sündig geworden war, daß Gott beschließt, die Welt und die Menschen zu vernichten. „Ich hörte seinen Willen und er sprach zu mir: . . . mache ein großes Schiff . . . ich vertilge die Sünder und das Leben. . . . Laß hineingehn allen lebendigen Samen in die Mitte des Schiffs. Das Schiff, das du machen sollst, 600 (?) Ellen soll sein das Maß seiner Länge und 60 (?) Ellen das Maß

seiner Breite und seiner Höhe. Auf die Tiefe laß es laufen. Ich vernahm es und sagte zu Hea, meinem Herrn: Das Schiffbauen, das du mir geboten hast, wenn ich es gethan haben werde, Jung und Alt wird mich verspotten.“ Hieraus erkennen wir, daß der Gott Hea sich des Chasifatra, wie später erhellt gegen den Beschluß der obersten Gottheit und des Rathes der Götter, annimmt.

„Hea that seinen Mund auf und sprach und sagte zu mir, seinem Knechte:“ das folgende ist wieder sehr fragmentarisch, enthält aber jedenfalls die Beruhigung Heas. „Geschlossen das Schiff; . . . gehe hinein und wende die Thür des Schiffs. In seine Mitte dein Korn, deine Geräthe und deine Götter, deinen Reichthum, deine Mägde, deine Slavinnen und deine Jünglinge, das Vieh des Feldes, die Thiere des Feldes, alle ich will sie sammeln und zu dir schicken, und in deiner Thür sollen sie eingeschlossen sein. Am fünften Tage . . . in seinem Umfange 14 Maß. . . . Oben darüber setzte ich sein Dach. . . . Ich fuhr in ihm zum sechsten Mal, ich untersuchte sein Aeußeres zum siebenten Mal. Sein Inneres untersuchte ich zum achten Mal. Bretter gegen die Wasser setzte ich hinein, Risse sah ich, und die fehlenden Theile stellte ich hin. Drei Maß Pech goß ich auswendig hin, drei Maß Pech goß ich inwendig hin, die Männer sie bauten Kästen. Ich schloß in die Kästen das Opfer, welches sie opferten. Zwei Maße der Kästen hatte ich vertheilt dem Schiffer . . . vollendete das Bauholz des Schiffes. . . . Starck (war es) und Schilf streute ich aus, oben und unten . . . gingen hinein zwei Drittel davon. Alles, was ich besaß, ich sammelte es Alles, was ich besaß, ich sammelte des Silbers, des Goldes, des lebendigen Samens. Das Ganze ließ ich gehen hinauf in das Schiff, alle meine Knechte und Mägde, die Thiere des Feldes, das Lebendige des Feldes, die Kinder

der Menge, sie alle ließ ich gehen hinauf. Eine Fluth Schamas machte, und er begann und sprach in der Nacht: ich will es regnen lassen schwer vom Himmel. An dem Tage, da ich feierte sein Fest, an dem Tage den er bestimmt hatte, Furcht hatte ich nicht. Ich ging hinein in die Mitte des Schiffs und schloß meine Thür. Zu lenken das Schiff, Buzurjadirabi, dem Schiffer, den Palast gab ich in seine Hand. Die Wuth eines Wetters am Morgen erhob sich von dem Ende des Himmels anfangend, und weit Bul in seiner Mitte donnerte und Nebo und Saru schritten voran. Die Träger des Thrones wandelten über Ebenen und Berge, der Zerstörer Nirgal schlug um, Rinip schritt voran und schlug zu Boden, die Geister trugen die Vernichtung, in ihrer Macht durchsetzten sie die Erde. Die Fluth Bul's reichte bis zum Himmel, die herrliche Erde ward zur Wüste. Alles Leben vom Antlitz der Erde ward zerstört. Die mächtige Fluth stieg hinauf bis zum Himmel, Bruder sah nicht seinen Bruder, nicht erkannten die Menschen einander. Die Götter im Himmel fürchteten das Wetter und suchten Zuflucht, sie stiegen auf in den Himmel Anu's, sie streckten sich hin in Haufen gleich Hundern. Und Istar sprach wie ein Kind: Alle sind gewandt zum Verderben und vor den Göttern weissagte ich Verderben. Dem Bösen war geweiht mein Volk und ich weissagte so. Ich habe geboren mein Volk und wie Fischbrut erfüllen sie die See. Die Götter weinten mit ihr. Die Götter saßen in Seufzen, verhüllt waren ihre Lippen wegen des kommenden Verderbens. Sechs Tage und Nächte vergingen. Wind, Fluth und Sturm wurden übermächtig. Im Lauf des siebenten Tages war ruhig der Sturm und die Fluth ward still. Die See ließ er trocknen und Wind und Fluth hörten auf. Ich sah das Meer in heftiger Bewegung und alle die Menschen gewandt zum Verderben, wie Schilf trieben

ihre Leichname umher. Ich that auf das Fenster, und das Licht brach herein über mein Antlitz, es verging. Ich saß nieder und weinte, über mein Gesicht flossen meine Thränen. Ich sah das Ufer am Ende der Wasser. Zum Lande Nizir kam das Schiff. Der Berg Nizir hielt das Schiff auf, darüber hinwegfahren konnte es nicht. Am siebenten Tage, in seinem Laufe, sandte ich aus eine Taube und sie verließ mich, sie ging und flog hin und her, und eine Ruhestätte fand sie nicht und kehrte zurück. Ich sandte aus eine Schwalbe und sie verließ mich, sie ging und flog hin und wieder und einen Ruheplatz fand sie nicht und kehrte wieder. Ich sandte aus einen Raben und er flog davon und die Abnahme der Wasser sah er, er fraß, er schwamm und wanderte weg, und kehrte nicht wieder. Ich sandte aus alle Thiere nach den vier Winden, goß aus ein Trankopfer, ich baute einen Altar auf der Spitze des Berges, sieben Pflanzen schnitt ich, untenhin legte ich Schilf, Fichtenreisig und Singar. Die Götter versammelten sich über seinem Geruche, sammelten sich über seinem Wohlgeruche. Die Götter wie Miegen fielen sie über das Opfer her. In jenen Tagen flehte ich, daß ich sie auf ewig nicht möchte verlassen. Mögen die Götter kommen zu meinem Altar, möge Ilu nicht kommen zu meinem Altar. Denn ohne zu überlegen hat er die Fluth angerichtet und mein Volk der Tiefe preisgegeben. Von Alters her Ilu in seinem Laufe sah das Schiff, und voll Mergers ging Ilu hin zu den Göttern und Göttinnen: „Laßt nicht Einen lebendig davon kommen, laßt nicht Einen aus der Tiefe gerettet werden.“ Ninip öffnete seinen Mund und sprach und sagte zu dem Krieger Ilu: „Wer denn will fragen Hea nach dem, was er gethan hat?“ Und Hea wußte alle Dinge. Hea öffnete seinen Mund und sprach und sagte zu dem Krieger Bel: „Du, Fürst der Götter, Krieger, wenn du zornig bist, richtest du

eine Fluth an. Wer Sünde that, that seine Sünde, wer Böses that, that sein Böses. Der gerechte Fürst (Chafisatra also), laß ihn nicht vertilgt werden, der Gläubige, laß ihn nicht vernichtet werden. Anstatt daß du eine Fluth machst, mögen Löwen (Leoparden — Hungersnoth — Pestilenz) überhandnehmen und die Menschen vertilgen.“

„Und die Götter sandten Chafisatra einen Traum, und ihr Urtheil hörte er. Als sein Urtheil erfüllt war, Bel trat mitten auf's Schiff, er nahm meine Hand und richtete mich auf, er ließ mein Weib aufstehen und an meine Seite bringen, er machte einen Bund, errichtete einen Vertrag und gab seinen Segen vor Chafisatra und dem Volke so: Wenn Chafisatra und sein Weib, und das Volk, um gleich den Göttern zu sein, entrückt sind, dann soll Chafisatra an einem fernen Orte von der Mündung der Ströme wohnen. Sie nahmen mich und an einen fernen Ort an der Mündung der Ströme setzten sie mich.“

Die biblische Erzählung verhält sich der chaldäischen gegenüber gewissermaßen wie ein Auszug und weicht, wie bei einem Vergleich beider leicht zu ersehen, in manchen Stücken ab, die aber, genauer betrachtet, auf locale Ursachen zurückzuführen sind. In einem Gebirgs- und Binnenlande wie Palästina konnte man zu der Zeit, da die Sage ihre endgültige Form erhielt, kein Verständniß für die im chaldäischen Bericht gegebenen, genauen Angaben über Construction des Schiffes, über die Probefahrten, das Verpechen zc. haben, die wiederum für den Chaldäer von Interesse sein mußten. Die biblische Arche bedeutet denn auch nicht „Schiff“, sondern vielmehr „Kasten“, und es fällt somit in die Augen, daß auch dieser Mythus zur Zeit der Auswanderung Abrahams von Ur von dort mitgenommen wurde und dann im Lauf der Zeiten die epischen Längen verlor und locale Farbe

annahm. Für andere Legenden, wie die vom Thurmbau und der Sprachverwirrung, die mit entsprechenden chaldäischen sicher ebenfalls in Zusammenhang zu bringen sein werden, fehlt einstweilen noch das genügende Beweismaterial aus der altbabylonisch-mesopotamischen Literatur. Wenden wir uns daher zunächst zu der erwähnten Höllenfahrt Istars.

In der tiefen Trauer um ihren ersten Gatten, den Frühlingsgott — denn Izdubar, die Sommersonne, wurde als ihr zweiter betrachtet — beschließt Istar in die Unterwelt zu gehen, in der die Höllenfürstin Bilit und die bösen Geister die Herrschaft führen. Bilit aber, wissen wir, war ursprünglich identisch mit Istar, hier treten sie in ihren verschiedenen Verkörperungen als Feindinnen einander gegenüber, und Istar ist hier wohl als Göttin des Mondes aufzufassen dessen Phasen und dessen zeitweilige Unsichtbarkeit, Veranlassung zu diesem epischen Bruchstück gaben. Der Anfang dieser Dichtung erinnert auf das lebhafteste an die Inschrift über dem Eingang in die Hölle Dante's: (Schrader)

Nach dem Lande ohne Heimkehr, dem fernen, dem Gebiet der Verwesung,
Istar, Sin's Tochter, ihren Sinn (fest)
richtete, und die Tochter Sin's (richtete ihren) Sinn
nach dem Haus der Verwesung, der Wohnung Irkalla's
nach dem Hause, dessen Eingang ist ohne Ausgang,
nach dem Pfade, dessen Weg ist ohne Rückkehr,
nach dem Hause, dessen Eingang des Lichtes beraubt ist,
einem Orte, da Staubes Menge ihre Nahrung, ihre Speise Lehm,
wo Licht nimmer geschaut wird, wo im Düstern sie wohnen,
Geister (?) gleichwie Vögel die Gewölbe durchschwirren,
auf der Thüre und ihrem Getäfel dicker Staub.
Istar, wie sie anlangt am Thor des Landes ohne Heimkehr, des fernen,
dem Wächter des Thores das Gebot sie zurief,
dem Wächter des Wassers: „Deffne deine Pforte;
„öffne deine Pforte; denn traun! eintreten will ich!
„Wenn du nicht öffnest die Pforte, und ich nicht kann eintreten,

„so zertrümmere ich die Pforte, zerbreche den Kiegel,
 „zertrümmere die Schwelle, zerSchlage die Thore,
 „will aufregen die Todten, die verzehren die Lebendigen,
 „mehr denn der Lebenden soll werden der Todten!“
 Der Wächter seinen Mund aufthat und sprach,
 rebete an die erhabene Istar,
 ließ sich vernehmen: „„Herrin, möge es nicht dich verbrießen!
 „„Laß mich hingehn und solches melden der Königin der großen Götter!““
 Hinein ging der Wächter, hub an (zu der Fürstin):
 „Dieses Wasser hat deine Schwester, die Istar (überschritten)“
 Die hehre Fürstin der Erde sprach solches —

Das folgende ist sehr verstümmelt, läßt aber erkennen,
 daß Bilit im höchsten Zorn über diesen Besuch, alle Ver-
 wünschungen über Istar ausspricht und endlich angiebt, an
 welchen Ort der Hölle der Wächter, dieser chaldäische Charon,
 sie führen soll.

„„Gleich großen, gewaltigen Wasserbächen, gleich Bergströmen (möge es
 über sie kommen!)
 „„Sie soll hausen bei den Mächtigen, welche ihre Frauen verließen,
 „„sie soll hausen bei den Frauen, welche vom Busen ihrer Gatten (sich rissen);
 „„bei den ungerathenen Söhnen soll sie hausen
 „„Geh, Wächter, öffne ihr deine Pforte.
 „„Mach ein Ende mit ihr, gleichwie mit den früheren Besuchern.““
 Hinging der Wächter, öffnete (seine) Thüre:
 „„Tritt ein, Herrin von Kutha, möge
 „„Der Palast der Unterwelt möge ob deiner Ankunft sich freuen;“
 Das erste Thor ließ er sie durchschreiten, trat entgegen ihr, nahm die große
 Krone ihr vom Haupte.
 „„Warum, Wächter, nimmst die große Krone du mit vom Haupte?““
 „„Tritt ein Herrin, denn die Fürstin der Erde hält es also mit ihren
 Besuchern.“
 Das zweite Thor ließ er sie durchschreiten, trat entgegen ihr, nahm ihre
 Ohrringe ab.
 „„Warum zc.““

So geht es weiter fort, am dritten nimmt er ihr das
 Halsgeschmeide, am vierten den Prachtmantel, am fünften

den Gürtel, besetzt mit Edelsteinen, am sechsten die Arm- und Fußspangen, am siebenten das Wams und daran schließt sich Frage und Antwort wie vorher. (Die sieben Tage des abnehmenden Mondes).

Danach stieg Istar hinab in das Land ohne Heimkehr. Die hehre Fürstin der Erde erblickte sie und ergrimte ob ihrer. Istar beherrschte sich nicht, Verwünschungen stieß sie wider sie aus (offenbar, weil sie ihr den Gatten geraubt), Die hehre Fürstin der Erde öffnete ihren Mund und sprach, ihrem Diener Namtar verkündend den Befehl:
Geh, Namtar, führe sie fort zur Verbüßung, laß treffen Istar Krankheit der Augen zc.
und es folgt die Aufzählung vieler Krankheiten, um einzufordern die gesammte Schulb.

Die Folge ihres Aufenthalts in der Unterwelt war für die Oberwelt eine sehr verderbliche, ähnlich wie bei dem der nordischen Idun im Reiche der Todestödtin Hel. Die Götter berathen darüber und senden einen Boten an Bilis mit dem Befehl, Istar herauszugeben. Dieser Bote Assufunamir wird für den Zweck eiligst geschaffen und erhält seinen Auftrag:

„„Geh, Assufunami, hin zum Thore des Landes ohne Heimkehr richte dein Antlitz.

„„Die sieben Thore des Landes ohne Heimkehr des fernem, mögen vor dir sich aufthun!

„„Die hehre Fürstin der Erde möge dich sehen und ob deiner sich freuen! (wie ironisch!)

„„Sobald ihr Herz sich beruhigt und ihr Aerger vorüber,

„„gebiete ihr Schweigen im Namen der großen Götter.

„„Mache steif deinen Nacken! nach dem stießenden Bache richte den Sinn; (dieser Bach hat Aehnlichkeit mit dem griechischen Styx).

„„Die Macht über den stießenden Bach mögest du gewinnen, das Wasser darinnen mögest du trinken.““

Die hehre Fürstin der Erde, als sie solches vernahm, zerschlug ihre Brust, zerbiß ihre Finger, ließ erkennen, daß dieser Gefallen ihr kein Gefallen!

„Fort, Assufunamir, es möge dich aufnehmen das große Gefängniß,
 „Rehricht der Stadt sei deine Nahrung . . .
 „eine Schattenwohnung sei dein Prachtgemach,
 „ein Pfahl sei dein Aufenthalt,
 „Hunger und Durst mögen deine Kinder zermalmen!“
 Die hehre Fürstin der Erde öffnete ihren Mund und sprach,
 Namtar, ihrem Diener, das Gebot verkündend:
 „„Geh hin, Namtar, zerschmettre den Palast des Gerichts,
 „„die Säulen stürze um, die von SAK-Steinen,
 „„den Genius der Erde
 (also die Sonne, den verstorbenen Gemahl Istars)
 „„führe heraus, setze ihn auf den goldenen Thron,
 „„Istar besprengte mit dem Wasser des Lebens, bringe sie weg von mir!““
 Ginging Namtar, zertrümmerte den Palast des Gerichts, die Säulen
 stürzte er um, die von SAK-Steinen,
 Den Genius der Erde führte er heraus, setzte ihn auf den goldenen Thron,
 Istar besprengte er mit dem Wasser des Lebens, brachte sie fort.
 Aus dem ersten Thore ließ er heraus sie treten, stellte ihr wieder zu das
 Wams.
 Aus dem zweiten Thore ließ heraus er sie treten, stellte ihr wieder zu
 die Spangen ihrer Hände und Füße.
 Aus dem dritten Thore ließ heraus er sie treten, stellte ihr wieder zu
 den Leibgürtel, besetzt mit Edelsteinen.
 Aus dem vierten Thore ließ heraus er sie treten, stellte ihr wieder zu
 ihren Prachtmantel.
 Aus dem fünften Thore ließ heraus er sie treten, stellte ihr wieder zu
 ihr Halsgeschmeide.
 Aus dem sechsten Thore ließ heraus er sie treten, stellte ihr wieder zu
 ihre Ohrringe.
 Aus dem siebenten Thore ließ heraus er sie treten, stellte ihr wieder zu
 die große Krone ihres Hauptes.

Prüfen wir diese Dichtung auf ihre poetische Kunstform hin, so finden wir auch in ihr die unter dem Namen Parallelismus bekannte, den biblischen Schriften eigene; und was sonst von assyrisch = babylonischen Dichtungen aufgefunden worden ist, beweist, daß diese Form den Semiten durchaus charakteristisch war. Hinsichtlich ihres Inhalts, des poetischen

Charakters und des Geistes, den dieses Bruchstück großer ähnlich gearteter Dichtungen zu erkennen giebt, zeigt sich eine Abweichung von allem, was die semitische Rasse sonst an Dichtungen aufzuweisen hat, denn dieses Gedicht ist in jeder Hinsicht als episch zu bezeichnen, was der lyrischen Grundstimmung der semitischen Rasse und ihrem durch und durch subjectiven Grundcharacter ganz widerspricht. Auch der mongolische Geist hat sich kaum höher entwickelt und zeigt meist nur Ansätze, Versuche zu epischem Aufschwung. Woher also diese Eigenthümlichkeit der ostsemitischen, assyrisch-babylonischen Geistescultur?

Wenn wir Alles zusammenfassen, was die materielle und die psychische Cultur der mesopotamischen Völker aufzuweisen habt, so ergiebt sich, daß auch die psychische Grundstimmung der letzteren von der der übrigen Semiten nicht abweicht, daß der Geist aller gleichgeartet war. Die Voraussetzungen für epische Dichtung fehlten nicht, denn auch der semitische Geist hat sich in der „Sprache des Mythos“ kundgegeben, der eben die Grundlage ist, auf der sich das Epos entwickelt, die ganz entgegengesetzte Geistesrichtung, wie sie durch den Charakter des Bodens und Klimas geschaffen war, trug aber nicht nur nichts zur Ausbildung des Epos bei, sondern machte sie unmöglich und ließ nur die lyrische Dichtung und die Pflege der den praktischen Lebenszielen entsprechenden Wissenschaften zu. Nun war in den mesopotamischen Reichen das turanisch-akkadische ethnische Element das physisch schwächere, die physische Herrschaft lag somit in der Hand der Semiten, sie waren es, die die materielle Cultur schufen, den Reichen zu ihrer politischen Bedeutung und Macht verhalfen. Den Akkadern dagegen blieb als Feld ihrer Thätigkeit nur das religiös-dichterisch-wissenschaftliche, das des Geistes übrig. Die Kraft, die dadurch frei gemacht war, daß sie der

Sorge für die materielle Cultur und für ihre Existenz enthoben waren, konnte und mußte nach dem Gesetz der Ausgleichung dem Geiste zu Gute kommen, und dieser vermochte nunmehr unter so günstigen Verhältnissen sich über das Niveau der lyrischen Dichtung in das der epischen zu erheben, wozu die Auflösung der früheren mehr einheitlichen Gottesanschauung zu einem stark ausgebildeten Polytheismus nicht unwesentlich beitrug. Diese Götter mußten in verwandtschaftliche Beziehung zu einander gebracht, ihr Wesen gründlich erforscht, ihr Cultus entsprechend ausgebildet werden; diese Aufgaben hielten den Geist der Dichter-Priester in steter Spannung und führten eine objectivere Vertiefung, eine Grundbedingung der epischen Dichtung, herbei. Wir werden nach allem dem, und wenn wir die Gesamtleistungen der semitischen Rasse prüfen, nicht nur das epische Moment der chaldäischen Dichtungen, sondern selbst die Mythen der semitischen Völker, jene kosmogonischen Erzählungen von Welterschöpfung, großer Flut u. den Akkaden zuzuschreiben haben, und die Assyriologie bietet in der That dafür von Tage zu Tage mehr Beweise, da sich herausstellt, daß die religiösen Hymnen und Zaubersprüche ursprünglich in akkadischer Sprache abgefaßt waren, daß endlich die Grundlagen des gesammten, ungeheuer umfangreichen Schriftthums der Chaldäer, Babylonier und Assyrer akkadisch waren, wie die Keilschrift, in der die Literatur dieser Völker geschrieben wurde und die heute Dank den scharfsinnigen Conjecturen und unermüdblichen, mühseligen Studien der Grotefend, Hincks, Rawlinson, Oppert, Layard, G. Smit, Schrader, Deligisch und anderer Assyriologen wieder verständlich geworden ist und uns neue ungeahnte Einblicke in den Entwicklungsgang der Menschheit gewährt.

Daß auch die mesopotamischen Völker des monotheistischen Moments in ihren Religionen nicht entbehrten, dafür bieten

die aufgefundenen literarischen Erzeugnisse jener Zeiten hinlängliche Beweise. Denn wie kein Volk sich dem natürlichen Entwicklungsgang hat entziehen können, so gingen auch die Affabosemiten nicht allein von der Vorstellung eines einzigen göttlichen Urwesens aus, sondern blieben auch zur Zeit, da die Auflösung desselben in die Vielheit sich vollzogen, dabei, in dem Theil das Ganze, in dem polytheistischen Bruchstück das ganze Göttliche zu verehren, und die Hymnen der Affabosemiten bleiben daher kaum hinter denen der Israeliten zurück, ja es finden sich verwandtschaftliche Züge, die sich selbst auf den Wortlaut ausdehnen.

So lautet ein Bittgebet folgendermaßen: (Schrader).

1. Gott, du mein Schöpfer,
meine Arme ergreife,
2. meines Mundes Hauch leite,
meine Hände, sie leite,
o Herr des Lichts!

Ein anderes:

1. Herr! deinen Diener laß nicht sinken!
2. In den Wassern der tosenden Flut
3. Seine Hand ergreife!

Ein Bußpsalm:

Strophe.

1. Herr, meiner Vergehungen sind viel,
groß sind meine Sünden!
2. Der Herr in seines Herzens Grimm
häufte Schmach auf mich;
3. Der Gott in seines Herzens Strenge
überwältigte mich.

Gegenstrophe.

4. Ihn ließ sich nieder auf mich,
machte bitterm Kummer mir.

5. Zu Boden warf ich mich —
Niemand erfaßte meine Hand;
6. laut schrie ich —
Niemand hörte mich!

Lehrpsalm:

1. Der nicht fürchtet seinen Gott,
wird dem Rohr gleich abgeschnitten zc.

Hymnus:

Strophe.

1. In dem Himmel wer ist erhaben?
Du allein, du bist erhaben.
2. Auf Erden wer ist erhaben?
Du allein, du bist (erhaben).

Gegenstrophe.

3. Dein hehres Gebot wird im Himmel verkündet —
Die Götter werfen sich nieder.
4. Dein hehres Gebot wird auf Erden verkündet —
Die Genien küssen den Boden.

Hymnus:

1. Dein hehres Gebot:
„Wer will (mich) belehren?
„Wer will es (mir) gleich thun? —
2. Unter den Göttern, deinen Brüdern,
Deines Gleichen hast du nicht.

Hymnus:

1. Abar, o Herr, Sohn Bel's,
wer ist (dir) zu vergleichen?
2. Deine Macht verlierst du nicht.

Wie die Schrift assyrischen Ursprungs war, so ist wahrscheinlich auch die außerordentlich stark entwickelte Symbolik und die damit verbundene Kunstthätigkeit dem Einfluß des

turanischen Stammes zuzuschreiben. Die Keilschrift ging aus der Bilderschrift ebenso hervor wie die der Chinesen, wie die hieratische aus den Hieroglyphen; die Symbolik in der Kunst ist nun aber auch nichts weiter als eine Ideographie, bestimmt, für monumentale und plastische Zwecke Summen und Reihen von Begriffen sofort zu vergegenständlichen. Diese Ideenschrift wurde ausgebildet unter dem Einfluß des stark entwickelten Charakterzuges der Sinnlichkeit in der semitischen Rasse; zu Abstractionen sich dauernd zu erheben, war ihr Geist nicht fähig, ihr Denken war vorwiegend an Sinnenvorstellungen, an Concreta gebunden; subjective Innerlichkeit, subjectives Gefühlsleben waren der Boden, in dem ihr Geist wurzelte, aus dem er alle seine Nahrung zog. Ideen wurden daher zu Bildern und als solche dem Verständniß nahe gebracht. Gerade so blieb es in der Schrift. Der Indogermane schrieb, als er zu schreiben anfing, den Buchstaben, der Semite schrieb den Gedanken durch das Bild, und als die Masse der Ideogramme zu groß wurde, da verwandelte er den Ideenwerth seiner Bilderschriftzeichen in Silben-, nicht in Buchstabenwerth. Es ist unzweifelhaft, daß die Indogermanen, wenn sie selbständig eine Schrift erfunden hätten — sie nahmen sie nämlich von den Semiten an, und unsere heutigen Schriftarten sind griechisch-römischen, diese aber phönizischen Ursprungs — ebenfalls würden mit der Bilderschrift haben beginnen müssen. Als sie aber die semitische Schrift adoptirten, zwang ihr andersgearteter Geist sie, die Schriftzeichen als Einzelbuchstaben zu gebrauchen, mit welcher That sie ihre Schrift sogleich auf die höchste Staffel der Schriftentwicklungsleiter erhoben, eine Höhe, die die semitischen Schriften bis heute nicht erklimmen haben, denn das Arabische hat auch heute noch wie das Hebräische und die semitischen Mutterschriften keine Buchstaben für die kurzen

Vocale, so daß ihre Schriftcharaktere demnach noch Silbenwerth besitzen.

Die Ideogramme der altmesopotamischen chaldäischen Symbolik wurden die Grundlage für die Arabesken, für Muster aller Art, wie sie in der Textiltechnik (Weberei) und Keramik (Töpferei) zur Anwendung gelangten, um sich unter der Hand griechischer Künstler zu veredeln; sie wurden das unentbehrliche Beiwerk der Baukunst, der sie zahllose Ornamentalförmlichkeiten leihen mußten.

Im Uebrigen entwickelte sich die Kunst selbstverständlich nach Maßgabe der physischen Verhältnisse des Landes. In Chaldäa und Babylon gab es wenig Bauholz und keine Steine, dafür aber Lehm: Ziegelbau war somit geboten und ging mit der babylonischen Cultur auch nach Assyrien, wo man statt der an der Sonne getrockneten oder über dem Feuer gebrannten Ziegel den Stein hätte verwenden können. Die assyrisch-medisch-persischen Steinarten erlangten dafür eine andere Bedeutung. Die Webekunst war frühzeitig in Babylon ausgebildet worden und Gewebe, Teppiche mußten als Zierrath, als Wandbekleidung zc. dienen; die hölzernen Säulen, die das Gebälk trugen, mußten durch Plattirung mit Metallblechen widerstandsfähiger gemacht werden. Diese Teppiche und ihre Muster, die Plattirung der Säulen, der Wände wurden in den Gebirgsländern durch Plattirung mit Marmor und andern Steinarten ersetzt und in Folge davon die Reliefsculptur hoch entwickelt. Der Grundcharakter der mesopotamischen Baukunst ist aber bis heute bei allen orientalischen Völkern derselbe geblieben, nämlich: höchst primitive Construction und außerordentlich glänzende Ornamentation, die auf der Symbolik beruht; denn die subjective Grundstimmung der durch die Semiten stark beeinflussten islamitischen Völker macht sie zur Wiedergabe der Natur in Sculptur und Malerei

nicht geeignet. Man dürfte denn auch vielleicht nicht fehlgehen, wenn man die Ausbildung der bildenden Künste in den Euphrat-Tigrisländern nicht allein den Akkadern oder der Verbindung des akkadischen und semitischen Geistes zuschriebe, sondern vielmehr arisch-erantischen Einfluß voraussetzte. Die außerordentliche Präcision in der Ausführung der Keilschriften, in der Steinschneidekunst, in den Reliefarbeiten, Zeichnungen und Malerei ist dagegen zweifellos den Akkadern beizumessen, die diese Eigenthümlichkeit als Erbtheil ihrer Rasse von Natur besaßen. Bewunderungswürdig sind in dieser Hinsicht die Leistungen auf dem Felde der Edelsteinschneidekunst; die Gemmen der Assyrer und Babylonier übertreffen an Feinheit der Ausführung beinahe alle entsprechenden Leistungen des Alterthums. Nächstdem sind besonders beachtenswerth die „Bücher.“ Diese bestehen aus Thontäfelchen, auf denen, bevor man sie der Sonne oder dem Feuer aussetzte, die betreffenden Schriften mit dem Grabstichel oder, zur Vielfältigung in vielen Exemplaren, unter Anwendung von zu diesem Zweck hergestellten einzelnen Siegeln oder größern Matrizen ausgeführt wurden, so daß wir geradezu von Bücherdruck und Stereotypie sprechen können. Die Schrift auf diesen kleinen Täfelchen ist bei außerordentlicher Klarheit doch so klein, daß es kaum begreiflich ist, wie sie ohne Vergrößerungsgläser so sorgfältig ausgeprägt werden konnte. Genau numerirt und mit den Anfangsworten des betreffenden Werkes, Kapitels oder Abschnitts versehen, wurden die verschiedenen, eine literarische Einheit bildenden Täfelchen zusammengestellt, und die aufgefundenen Bibliothek Assurbani-pals (667—626 v. Chr.), die viele Tausende solcher Täfelchen und Cylinder aufweist, von denen leider die meisten in Bruchstücken vorhanden sind, war weder die einzige noch die älteste Bibliothek. Zur Zeit des Königs Uruf von Ur, ca. 2000

v. Chr.), bestand mindestens schon eine solche in der genannten Hauptstadt.

Unter den Werken, die bis jetzt aufgefunden und entziffert worden, sind viele, die wissenschaftliche Gegenstände behandeln. Mathematik, Astronomie, Astrologie (ein Werk über diese letztere „Wissenschaft“ umfaßte allein 70 Tafeln) und überhaupt alle Zweige praktischen Wissens überwiegen. Von höchster Wichtigkeit sind aber die von den Assyriologen mit „Syllabare“ bezeichneten Lexica, auf deren Tafeln akkadische und semitische Worte einander gegenübergestellt sind, so daß man mit ihrer Hilfe allmählig einen leichteren Einblick in das Geistesleben jener Völker gewinnen kann. Tafeln mit Verzeichnissen von Wurzel- und Kubikzahlen beweisen, daß man in der Mathematik schon weit vorgeschritten war. Viele dieser vorgefundenen Werke, besonders die Syllabare, waren auf Befehl Assurbanipals neu hergestellt oder copirt worden, wie aus den Unterschriften erhellt, die sich auf mehreren Syllabaren finden und von denen eine lautet: (Delitzsch)

„Palast Assurbanipals, des Königs der Völker, des Königs von Assur, welchem Nebo und Tasmit offene Ohren verliehen, welcher erleuchtete Augen empfing, einzuführen die Beschreibung von Tafeln. Jene, die da lebten zur Zeit der Könige vor mir, besaßen ein solches Lehrmittel nicht. Die unerforschliche Weisheit Nebos, eine lange Reihe in Spalten geordneter Wörter (?), eine Fülle von Wohlbüften schrieb ich auf Tafeln, formte und glättete (?) diese und stellte sie als Geschenk meiner Stiftung in meinem Palaste auf.“

Den Schwerpunkt der Leistungen der Chaldäer, Babylonier und Assyrer der Welt gegenüber, müssen wir auf dem Gebiete der materiellen Cultur suchen; nur insofern als auch von dort die Israeliten auswanderten, die unter dem Einfluß des ägyptischen Monotheismus die Grundlagen des semitischen

Geisteslebens zum Fundament für das Christenthum und den Islam machten, wirkten sie bedeutungsvoll auf die psychische Cultur der Welt. Ihre mittlere Stellung zwischen Aegypten, China und Indien war für die Gestaltung ihrer eigenen Cultur nicht nur höchst wichtig, sondern gewährte ihnen auch Einfluß auf diese Länder, der durch die Kriege zwischen Aegypten und den mesopotamischen Ländern wechselseitig und mächtig wurde. So spielten sie eine außerordentlich gewichtige Mittlerrolle, wurden durch die Berührung mit allen Culturvölkern und allen Culturideen des Alterthums in der Gestaltung ihrer eigenen Cultur sehr gefördert, wobei ihnen ihr praktischer, nur subjectiver Sinn große Dienste leistete, und für manche Wissenschaften haben sie den Grund gelegt, auf dem die Griechen und andere Völker weiter arbeiteten.

Die stete Nothwendigkeit der Kriegsbereitschaft, der Kampf um's Dasein, die Bodenverhältnisse, die Beziehungen zu allen übrigen Völkern entwickelten ihre Thatkraft; ihre Macht und Ueberlegenheit machte sie unduldsam andern Völkern gegenüber und weckte bei den rauheren Assyrern, den Gebirgsbewohnern, nicht nur die größte Tapferkeit, sondern auch blutdürstige Eroberungslust. Der Charakter der Semiten beförderte die Entwicklung der Selbstsucht, die sich wie immer und überall als Geiz in kleinen, als Verschwendung in großen, das individuelle Ansehen erhöhenden Dingen kundgiebt und stets mit Engherzigkeit und Kleinlichkeit verbunden ist. Die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens, um die Macht der einzelnen und der nationalen Individualitäten zu stärken, machte sie wie alle Semiten außerordentlich conservativ in Sitten und Gebräuchen, in Glaubenssachen und nationalen Vorurtheilen; nur sich selbst anerkennend, nur sich als Menschen, nur ihren Glauben für den rechten haltend, glaubten sie gegen die Fremden den Vernichtungskampf führen zu müssen,

die Menschlichkeit, das Gesetz der Verträge außer Augen lassen zu dürfen, wenn nicht ihr Vortheil ihnen anderes gebot. Ihre Sinnlichkeit aber machte sie prachtliebend und vergnügungsfüchtig. —

2. Phönizier. Israeliten.

Hatten wir es in den Ostsemiten mit Völkern zu thun, die in hohem Grade von fremden, nämlich akkadischen Elementen durchsetzt waren, so treten wir jetzt in die Sphäre des reineren Semitentums ein. Von vornherein müssen wir uns auch hier freilich immer erinnern, daß die Semiten überall den Hamiten nachfolgten; daß die materielle Cultur, besonders der binnenländischen Stämme, in vollständiger Abhängigkeit von der hamitischen war; daß die von ihnen besetzten Ländergebiete der Kampfplatz für die großen Mächte: Babylonien, Assyrien und Aegypten und deren Beute wurden, ehe der ganze Orient in dem Reiche Alexanders des Großen aufging. Durch diese Umstände wurden auch hier in späterer Zeit die verschiedenartigsten ethnischen Elemente und Culturfactoren mit einander in Berührung gebracht und vermischt. So wird unsere Aufgabe sein, zu untersuchen, welche Ideen sich bei diesen Völkern aus ihrem selbständigen Denken entwickelt haben und welche Ideen sie vermittelten, um zu bestimmen, in welcher Weise sie auf den Geist der Menschheit eingewirkt haben.

Als das älteste, d. h. als dasjenige Volk, das die längste historische Vergangenheit besitzt, tritt zuerst das der Phönizier in unsern Gesichtskreis. Freilich finden wir bei ihm fast gar

keine Ueberreste seines Geisteslebens und wir sind gezwungen, aus seiner materiellen Cultur auf den Geist zu schließen, der das Volk beherrschte.

Bis an das Mittelmeer wandernd entwickelten die Phönizier eine Cultur, welche durch die Bodenverhältnisse bedingt war. Ein schmaler Küstenstreifen bot sich ihnen als Wohnplatz. Im Rücken hatten sie hohe Gebirgszüge, die zwar die Verbindung mit den Binnenländern erschwerten, die aber durch ihren Holz- und Erzreichtum den Anwohnenden außerordentlichen Vortheil gewährten.

Der Zufall, einer der größten Lehrmeister der Menschheit, kam dazu, um die Ausbildung der Cultur zu erleichtern, und manche der Entdeckungen und Erfindungen der Phönizier, wie die Benutzung des Farbstoffs der Purpurschnecke, wie die Erfindung des Glases, werden auch ohne die fabelhaften Mythen berichtet, mit denen sonst derartige Culturereignisse von den Nachkommen umwoben wurden.

Fischerei war die erste Beschäftigung des Volkes, durch sie befriedigte es seinen Erhaltungstrieb. Der Fischreichtum jener Theile des mittelländischen Meeres gewährte den Anwohnern aber mehr als sie selbst zu ihrer Ernährung brauchten, und der Ueberfluß wurde an die Gebirgsbewohner, ja an die jenseits des Libanon wohnenden Stämme verkauft, das will heißen gegen entsprechende Landesproducte ausgetauscht. Durch das günstige Resultat wurde die Thätigkeit mehr erhöht, der Handelsgeist und jener praktische Sinn ausgebildet, die den Phöniziern stets eigen gewesen sind. Das Fischervölkchen wurde zu einem Volk von Schiffern, die erst im Dienste der Fischerei und dann um Purpurmuscheln zu suchen die Küsten befuhrten, sich darob immer weiter ins Meer hinauswagten und dasselbe zur völkerverbindenden Brücke machten, über die sie die Producte aller Nationen hin und her trugen.

Selbständige, angestrengte Thätigkeit wurde allerdings für jedes Individuum nothwendig, und unter dem Einfluß der Gefahren, die das Meer bot, wurde ein ernster nüchterner Geist entwickelt, der sich nur auf praktische Ziele richten konnte, der Alles nur zu eigenem materiellen Vortheil auszubenten bemüht war und daher für ideale Ziele, für Poesie kein Verständniß haben konnte. Die Denkkraft stand daher lediglich im Dienste der materiellen Cultur. Das Meer schuf ein milbes, gleichmäßiges Klima und verhinderte dadurch ebenfalls die Entstehung der Phantastik und Romantik. Der Handel wirkte fördernd auf die praktische Denkweise und in gewissem Sinne befreiend, insofern, als er Gelegenheit bot, den Gesichtskreis über die engen nationalen Grenzen hinaus zu erweitern, die Verhältnisse anderer Völker kennen und als fruchtbringend erkennen zu lernen und, — müßte die Schlußfolgerung sein, — sich Duldsamkeit anzueignen. Die letztere finden wir allerdings bei den Phöniziern nicht so stark entwickelt als wir erwarten dürften, weil, wie wir bereits gesehen, der Egoismus, der praktische Subjectivismus überwog und sie im Verkehr mit weniger civilisirten Völkern zu einer Selbstschätzung und Ueberhebung führte, die ihnen verbot, Concessionen zu machen, das Fremde in anderem Sinne als im praktischen anzuerkennen, nämlich nur insofern, als es ihren eigenen Zwecken dienlich sein konnte. Dieselben Gründe ergaben aber auch hinsichtlich der socialen und staatlichen Institutionen höchst eigenthümliche und widersprechende Erscheinungen. Als Nomaden waren die Phönizier an die Meeresküste gelangt, die patriarchalische Verfassung war natürlich auch dorthin übertragen worden. Unter den andern Verhältnissen aber, unter dem Einfluß des Handels, mußte der Individualismus stark ausgebildet werden. Rangunterschiede wurden nur durch den größern oder geringern kaufmännischen Erfolg geschaffen, der reale Besitz

war es, der die sociale Stellung bestimmte, es war also eine reine Plutokratie (Geldherrschaft), die sich dort entwickelte und je kräftiger dies geschah, desto stärker mußte eine große Zweitheilung Platz greifen. Die Vollbürger waren unter einander gleichberechtigt und die Resultate ihres Leistens basirten auf der Thätigkeit der großen Masse von Sklaven; auch die Landbevölkerung befand sich in einem sehr abhängigen Verhältniß der städtischen gegenüber.

Die Altbürger wollten ihre ursprünglichen Rechte und ihre Individualität gewahrt wissen, machten eifersüchtig darüber und mochten die Herrschaft daher nicht einem unumschränkten willkürlich waltenden Herrn überlassen, sondern wollten selbst regieren. Daraus ergab sich eine Staatsverfassung, in der zwar der Patriarch als König oder Suffet beibehalten war, — vielfach standen zwei Könige an der Spitze der Regierung — die im übrigen aber durchaus demokratisch oder, da das eigentliche Bürgerthum aus Patriziern bestand, aristokratisch und republikanisch war, denn des Königs Macht war durch die verschiedenen Senate und Rathsgenossenschaften, die die Interessen der Gemeinden vertraten, höchst beschränkt. Die republikanische Staatsidee sehen wir daher bei den Phöniziern selbständig und kräftig sich entwickeln und von dort über Kreta und die Colonien in Griechenland in dieses Land übergehen, wo sie im psychischen Typus der indogermanischen Rasse den vorzüglichsten Fruchtboden fand.

Aus dem patriarchalischen Verhältniß entstand ferner, indem jede Familie und jeder Stamm die ursprüngliche Selbstständigkeit zu bewahren suchte, jene Kleinstaaterie, die den staatlichen Charakter Kleinasiens und Syriens bildete. Die Eifersucht der einzelnen Städte, Stämme und Ländchen auf einander ließ keinen dieser kleinen Staaten zu höherer politischer Macht und Bedeutung gelangen und sich zum Reiche

entwickeln; die Folge davon war aber, daß sie alle die Spielbälle der großen Reiche am Nil und Euphrat-Tigris wurden. Die Geschichte der Hebräer ist somit gewissermaßen auch als Spiegelbild und als Maßstab für die der kleinen Einzelvölker zu betrachten, die Syrien bewohnten. Die Phönizier erkannten die Schwierigkeit, in die die geographische Lage ihres Landes sie brachte, waren sich bewußt, daß sie den Großmächten gegenüber zu Lande eine bedeutende Rolle nicht zu spielen vermochten, so suchten sie denn aus den Verhältnissen, wie sie einmal waren, das Beste zu machen. Auf das Meer als auf ihr eigentliches und ausschließliches Lebenselement angewiesen und im Handel ihre Lebensaufgabe erkennend, suchten sie auf der durch die Natur und die äußern Umstände vorgezeichneten Bahn fortzuschreiten, sich auf die Wahrung ihrer Interessen, ihrer nationalen Unabhängigkeit zu beschränken und für diese allein einzutreten. Die Gelüste der Eroberungspolitik auf dem Festlande Asiens klügllicherweise unterdrückend, fanden sie dafür eine außerordentliche Entschädigung, indem sie auf dem friedlichen Felde des Handels den Verkehr der Großmächte, ja überhaupt aller Völker des Alterthums in ihrer Hand concentrirten. Die Resultate, die sie dadurch erzielten, waren höchst bedeutend, denn sie wurden gerade durch diese praktische Politik und trotz ihres beschränkten Ländergebietes eine Seemacht, die später den Großmächten mit Erfolg einen unerhört zähen Widerstand und wahren Heldenmuth entgegenzusetzen konnte, um ihre Unabhängigkeit zu wahren. Sie wurden ferner das reichste Volk jener Zeiten, das an Prachtentfaltung mit den Großmächten nicht nur sich messen konnte, sondern auf das die Leßtern auch für ihren Bedarf angewiesen waren, denn Luxusgegenstände sind auch heute noch meist Producte ferner Länder; diese zu verschaffen, waren nur die Phönizier im Stande. So erlangten sie für

die Culturgeschichte eine Bedeutung, die beinahe die aller andern Völker des orientalischen Alterthums übertrifft, denn sie wurden, was die Venetianer und Genuesen im Mittelalter waren, was die Engländer heute sind, das par excellence praktische Handelsvolk, das den Austausch der Culturerzeugnisse aller Theile jener Welt vermittelte, die Verbreitung der Culturideen bewirkte und dadurch die Cultur aller Länder, der gesammten Menschheit wesentlich förderte.

Praktische Gesichtspunkte des Handels veranlaßten sie zu einer Colonisation, die ihres Gleichen nicht hat, zahllose Städte an den europäischen und afrikanischen Küsten, ja bis ins Innere dieser Erdtheile hinein, verdanken ihnen ihre Gründung. Doch trug zu dieser Seite der culturfördernden Thätigkeit auch der Umstand sehr viel bei, daß das Mutterland nicht im Stande war, die stetig und unter so günstigen materiellen Verhältnissen schnell wachsende Bevölkerung zu ernähren. Wahrscheinlich war auch der Strom von in Bewegung begriffenen Stämmen nach den reichen phönizischen Städten hin gerichtet und wurde durch die Colonisation glücklich abgelenkt. Es liegen sogar Andeutungen vor, aus denen geschlossen werden kann, die phönizischen Kaufleute hätten geradezu die Auswanderung semitischer Stämme Aegyptens und Syriens geleitet, um dadurch für ihre Handelsfactorien und Colonialstädte eine schätzenswerthe Stammbevölkerung zu gewinnen. Da der Handel ungeheure Reichtümer abwarf, so waren die Aussichten für die Auswanderer sehr günstige, und diese konnten wieder nicht anders als in ein Vasallenverhältniß zu den phönizischen Kaufleuten treten, weil eben aller Handel nur in ihren Händen lag; diejenigen, die auf diesem Felde thätig sein wollten, mußten sich also in freundschaftliches Verhältniß zu ihnen setzen, wenn sie ihre Waaren überhaupt nur verwertthen wollten.

In Folge der geographischen Lage ihres Landes und der beständig unsicheren Verhältnisse, sowie auch, um mit Erfolg zur See gegen Seeräuber ankämpfen zu können, die sie durch ihr eigenes Vorbild hervorgerufen hatten, insofern als sie in frühesten Zeiten genöthigt waren die Landung und Colonisirung mit den Waffen zu erzwingen, bildete sich die Idee des Genossenschaftswesens, gemeinsamer Unternehmungen vieler Individuen aus. Mehrere Kaufleute einer Stadt traten zu Gesellschaften zusammen, die auf gemeinsame Rechnung operirten, um große Flotten auszurüsten zu können, denn in dem Maße wie der Seehandel und Seeverkehr sich ausbildete, entwickelte sich auch die Seeräuberei, und die von den Phöniziern geschulten Anwohner der Meere suchten auf diesem bequemen Wege zu erreichen, was ihnen durch Monopolisirung des Handels in phönizischen Händen nicht möglich war. Es mußten für größere Expeditionen daher stets Flotten ausgerüstet werden, die über eine große Anzahl von Seesoldaten verfügten, um feindliche Angriffe erfolgreich abwehren, und auch um gelegentlich den fälligen Tribut einer Colonie oder abhängiger Stämme mit dem nöthigen Nachdruck eintreiben zu können. Der Handel mit gewissen, großen Gewinn abwerfenden Objecten wurde ferner zum Theil von den Regierungen monopolisirt. Es läßt sich begreifen, daß eine Jahrtausende lange Routine eine außerordentlich bedeutende Entwicklung aller auf das Seewesen und den Handelsverkehr bezüglichen Institutionen zur Folge hatte, wodurch die Phönizier allein befähigt waren mit allen Völkern zu concurriren. Bis in die Zeiten Alexanders waren sie daher die einzige seetüchtige Nation und besorgten, als sie unter die Botmäßigkeit der mesopotamischen Großmächte geriethen, allein die Stellung der nöthigen Kriegsflotten. In ihrer Schule bildeten sich die Griechen aus, die von Alexandria aus ihre

Aufgabe weiter erfüllten; durch Lossagung der Colonien vom Mutterlande erwuchsen andere Concurrenten, aber es ist natürlich, daß sie alle auf dem System, das die Phönizier ausgebildet hatten, fußten, und die Bank- und Handelsverhältnisse der Griechen und Römer sind, wie Vergleiche mit denen Karthagos lehren, in den Hauptfachen aus denen der Phönizier hervorgegangen.

Das Zusammenwirken beschränkte sich jedoch nicht nur auf die combinirte Thätigkeit mehrerer Kaufleute einer Stadt, sondern die Städte bildeten, unbeschadet ihrer staatlichen Selbständigkeit, gerade so wie im Mittelalter die italienischen Stadtrepubliken, Bündnisse zur Wahrung der gemeinsamen Interessen allen Feinden gegenüber. So bildeten Sidon, Tyrus und Arados den Drei-Städte-Bund, dessen Angelegenheiten durch einen von ihnen beschickten großen Bundesrath in Tripolis (Drei-Stadt) in Phönizien geregelt wurden. Diese Bundesstadt war gemeinsames Besizthum der Bundesglieder, denen bestimmte Quartiere zu eigen gehörten. Später traten zu diesem Bunde noch Berytos und Biblos, und natürlich sind unter den „Städten“ auch die denselben zugehörenden Landschaften und deren Ortschaften als mit einbegriffen zu verstehen. Wir sehen somit die Idee der föderativen Republik vollkommen verkörpert. Solche Städtebünde bestanden überall in Syrien. Unter den Colonien Phöniziens ist die bedeutendste Karthago geworden, die später die Hegemonie über die Colonien des Westens übernahm und eine solche Macht wurde, daß sie mit den Römern um die Weltherrschaft streiten konnte.

Staat und Kirche scheinen bei den Phöniziern getrennt gewesen zu sein. An der Spitze des Clerus stand der Oberpriester, der nächst dem König das höchste Ansehen genoß und bei großen Festen den königlichen Purpur anlegte. Zuweilen

allerdings, aber wohl nur ausnahmsweise, kam es vor, daß, wie in den meisten andern semitischen Staaten, die Würde des Oberpriesters mit der des Königs vereint wurde.

Religion und Cultus weisen viel Verwandtes mit denen der übrigen semitischen Völker auf, waren sie doch gleichen Ursprungs und nur durch locale Verhältnisse in Etwas anders ausgebildet worden.

Der Himmels-Sonnengott der Semiten: El wurde zu Baal, dem männlichen Princip der Lebens, der Fruchtbarkeit, welchem Baaltis, die chaldäische Bilit, hebräisch Aschera, als Ergänzung zur Seite stand. In Moloch war das verderbliche Princip im Allgemeinen und Sonne und Feuer als zerstörende Kräfte verkörpert; ihm entspricht Astarte, die mit Ruhhaupt und einer Mondichel darauf dargestellt wurde. Der Schutzgott der Tyrier war Melkart, der als Herakles in die Sagen-geschichte der Griechen, als Simson in die der Israeliten überging und in der mesopotamischen Götterwelt dem Adar oder Nindar verwandt erscheint. In ihm verkörpert sich die Sonne, insofern sie als sich bewegend und daher thätig zeigt und mit den phänomenalen Erscheinungen des Aethers, mit der Nacht, mit den Wolken zc. zu kämpfen hat. Auch Es-mun, von den Griechen mit Asklepios identificirt, ist dem Melkart verwandt. In Adon wurde die sterbende Sonne des Herbstes vorgestellt; er ging als Adonis ebenfalls in die griechische Sagenwelt über. Auch die Sagen von Io, von Helena, von Europa sind auf die Gestalt der Astarte zurück-zuführen, die wiederum in der weiblichen Heldengestalt der Dido oder Elissa auch in der phönizischen Sagen-geschichte menschliche Form annimmt. Dido-Elissa bezeichnet den Mond auf seinem Wege nach Westen, und andererseits ist die Ver-breitung der phönizischen Cultur nach Westen in ihr gespiegelt; jedenfalls aber sind auf sie auch bestimmte historische Erinne-

rungen übertragen worden. In den fischleibigen Göttern Dagon und Derketo ist die Fruchtbarkeit des Meeres in männlicher und weiblicher Gestalt zum Ausdruck gebracht. Osmun und seine sieben zwerghaften Rabiren sind wohl auf ägyptischen Ursprung zurückzuführen, wie überhaupt die spätere Mythologie durch die ägyptische ebenso wie durch die mesopotamische bedeutend beeinflusst wurde. Bei dem vollständigen Mangel an phönizischen Urkunden über die Religion dieses Volkes ist dieselbe schwer in ihren Details zu erforschen, denn die Berichte der Griechen gehören einer Zeit an, in der das Mutterland Phönizien schon seine Glanzperiode hinter sich hatte und seine Cultur von der griechischen und ägyptischen sehr stark durchsetzt war.

Der Cultus war in früherer Zeit dem altsemitischen entsprechend; die Handlungen wurden auf „Höhen“ vollzogen und auch die Spuren des Steindienstes sind zu erkennen. Später wurden die Götzen in Tempeln verehrt. Die Opfer und traditionellen Ritualgebräuche waren zum großen Theil blutig und abscheulich. Die Organisation des Priesterstandes war wie bei allen Westsemiten im Wesentlichen von den Aegyptern entlehnt.

Bei dem Charakter der Cultur, die sich bei den Phöniziern ausbildete, wurde alle Kraft auf praktische Zwecke verwandt. Der Sinn des Volks war auf das subjective Wohlbefinden gerichtet, da dieses nur durch besonnene Thätigkeit zu erreichen, da die Kräfte durch das schnelle Leben des regen Handelsverkehrs in Anspruch genommen waren, blieb für die Künste, für Poesie und höhere intellectuelle Thätigkeit kein Interesse übrig; die psychischen Kräfte wurden durch die praktischen Ziele ebenso in Anspruch genommen wie die physischen. Was zur Verschönerung des Lebens dienen konnte, wie Baukunst und Musik, das wurde gepflegt, die hochentwickelte Industrie

that das Ihrige dazu. Die ganze Thätigkeit der Bevölkerung und das Wesen ihrer Cultur machen es begreiflich, daß die Freude an sinnlichen Genüssen mindestens vorwiegend war, wenn sich nicht etwa beweisen lassen sollte, daß nur sie auf jener Entwicklungsstufe vorhanden sein konnte. Die Wissenschaften wurden, so weit sie den subjectiven Interessen, Handel und Schifffahrt, dienten, ebenfalls gefördert, die Dichtkunst aber konnte in dem Handelsstaat nicht weiter Boden finden, als die Religion ihrer Hülfe zur Ausschmückung bedurfte.

So müssen wir die Bedeutung dieses kleinen thatkräftigen Volkes, das seine Selbständigkeit mit dem höchsten Heldemuth den größten Feinden gegenüber vertheidigte, auf dem Gebiete der materiellen Cultur suchen. Nur insofern kommen die Phönizier auch für die Geistesentwicklung der Menschheit und zwar in hohem Grade in Betracht, als sie, eben als Handelsvolk, nicht nur den Austausch von Waaren, sondern unbewußt auch den von Ideen der Völker unter einander beförderten, und durch Uebertragung der Schrift, vieler Mythen, der Resultate orientalischer Wissenschaft durch ihre Colonisten auf griechischen Boden, auf die früheste Cultur der Griechen und dadurch mittelbar auf die der gesammten Welt großen Einfluß ausübten.

Dasjenige Volk, in dem sich das Wesen der semitischen Rasse am reinsten ausbildete, und das durch seine Schicksale in die engste Berührung mit der indogermanisch-europäischen Welt kam, indem seine Literatur als Basis des Christenthums anerkannt wurde und indem es, weil heimathlos, sich über die Länder Europas verbreitete, ist das Volk der Israeliten.

Von Ur in Chaldäa nach Haran in Mesopotamien und von dort nach Kanaan wandernd, nahm dieses Nomadenvolk

in das neue Vaterland alle die Grundideen der Chaldäischen Stammgenossen mit. Als Führer dieses Zuges, der circa 2000 v. Chr. angelegt wird, nannte die spätere Zeit den Patriarchen Abram oder Abraham, den „Vater des Volks,“ der als Verkörperung des Stammes der ersten Auswanderer angesehen werden kann. Denn die Genealogien der Stammväter sind bei allen Völkern ebenso wie die der Götter den Speculationen späterer Zeiten zuzuschreiben, in denen die Frage des nationalen Ursprungs entstand, in welcher das Bewußtsein der Volksindividualität sich Bahn brach. Dem entsprechend sind denn auch die Lebenszeiten der das Leben ganzer Stämme in sich begreifenden Patriarchen ungeheure und erst allmählig schwinden sie auf das Maß des Menschlichen herab. In diesem Sinne sind auch die Sagen von Jacob-Israël und seinen zwölf Söhnen aufzufassen, in denen die in mosaischer Zeit entstandene Eintheilung in zwölf Stämme ihren Ursprung erhielt. Zwölf und sieben aber sind natürlich nur symbolische Zahlen, die, wie bei allen Semiten, so auch bei den Israeliten eine große Rolle spielten und daher bei allen religiösen Institutionen, bei dem Cultus, bei den Einrichtungen der Schriftstücke und des Tempels zur Verwendung gelangten.

Schon zur Zeit des mythischen Abram und unter ihm soll nach der biblischen Sage seine Familie nach Aegypten gewandert, aber wieder zurückgekehrt sein. Unter Jacob-Israël und dem Ministerium Josefs, auf dessen Gestalt sich offenbar historische Thatfachen niedergeschlagen haben, erfolgte die Ueberiedelung in die gesegneten Gebiete des Nildelta.

Welcher Art die Religion dieses Volks damals war, ist aus den zeitgenössischen religiösen Anschauungen der Chaldäer und aus den bis in jene Zeit zurückreichenden Traditionen der biblischen Schriften hinlänglich bekannt; die überaus

niedrige Cultur des Nomadenstammes berechtigt auch in keiner Weise zu andern Voraussetzungen.

Mehrere Jahrhunderte hatten die Israeliten in Aegypten gelebt, als Verhältnisse eintraten, die sie veranlaßten, wieder auszuwandern. Osarhis-Moses, ein in die Mysterien der Aegypter eingeweihter Priester, übernahm die Führung des Volkes, von dem er abstammte, und zwar wurde als Ziel der Wanderung wieder Kanaan in Aussicht genommen. Da im Norden von Aegypten zu allen Zeiten viele Semiten anfällig waren, so ist es fraglich, ob die Auswanderer wirklich die Nachkommen jener Söhne Jacobs waren; ja es wird ausdrücklich in der Bibel erwähnt, daß auch „Pöbelvolk“ mitzog, — das hebräische Wort bezeichnet aber wohl mehr den Begriff: „Mischlinge“. Es ging dem Auszug, der im Jahre 1492/91 erfolgte, eine größere Völkerbewegung in Aegypten voraus, und es mögen verschiedenartige semitische Stämme gemeinsam den Weg nach Kanaan eingeschlagen haben. Jedenfalls dürfen wir den Anfang der Entwicklungsgeschichte des Volkes, das wir heute mit Israeliten und Juden bezeichnen und das die biblische Literatur schuf, erst mit diesem Datum beginnen lassen. Auch kann die Zahl der Auswanderer unmöglich so groß gewesen sein, wie die Bibel durch ihre Zahlen schließen läßt; denn für solche Massen würde die wüste Halbinsel des Sinai nicht entfernt den Unterhalt geboten haben. Die Angabe von vierzig Jahren, d. h. der für die Zeitdauer einer Generation gebräuchlichen runden Zahl, beweist, daß die Israeliten ihren Nomadencharakter bewahrt hatten und dem entsprechend die Wanderung ausführten. Die materielle Cultur, die sie in Kanaan schufen, war zunächst eine höchst primitive und durchaus mit derjenigen übereinstimmend, unter der sie in Aegypten gelebt hatten; dieselbe blieb auch stets unselbständig und wurde später durch

die der Phönizier und anderer angrenzender Völker vollkommen bestimmt. Zur Zeit der Blüte unter David und Salomo (1055—976) wurden alle Bauwerke von Phöniziern ausgeführt, wie Industrie und Gewerbe in phönizischen Händen waren. Die Thätigkeit der Israeliten beschränkte sich lediglich auf Viehzucht, Ackerbau, Wein-, Del-, Obstcultur etc., und hierin leisteten sie allerdings so Bedeutendes, daß sie im Stande waren, ganz Syrien und Phönizien mit diesen Producten, die ein ergiebiger Handelsartikel wurden, zu versehen. Zu allen Zeiten aber blieb ihre materielle Cultur in Abhängigkeit von der der Aegypter, Phönizier, Mesopotamier und später der Perfer und Griechen, war doch selbst die Bundeslade mit ihren Cherubim nach dem Muster der bei Processionen gebräuchlichen Götterschreine der Aegypter gefertigt.

Die Verfassung entwickelte sich auf der Basis des Patriarchenthums. Die einzelnen Gemeinden standen unter ihrem Aeltesten und verwalteten sich selbst, so daß von einer Einheitlichkeit des Reiches zunächst gar nicht die Rede war, bis der Priesterstand der Leviten sich die Oberherrschaft eignete und die sogenannte theokratische Verfassungsform schuf, nach der Gott als der Herrscher der gesammten zwölf Stämme angesehen wurde; doch blieb der staatliche Zusammenhang der einzelnen Theile des Volks und der Städtebünde stets ein sehr locherer.

Die beständigen Kämpfe gegen die andern Kleinstaaten machten die Ausbildung der physischen Kräfte nöthig, und an die Spitze der Heere stellten sich thatkräftige Männer, die dann unter dem Namen „Richter“ auch die einmal erlangte Herrschaft in ihren Händen behielten. Aus diesen Institutionen aber gestaltete sich wahrscheinlich allmählig nach dem Vorbilde von Nachbarvölkern das Königthum, durch das in wirksamster

Weise für die Einheit des Volks in religiöser wie in politischer Hinsicht gesorgt wurde. Unter Saul, David und Salomo entwickelte sich die Cultur denn auch unter dem Zusammenwirken aller Kräfte zur höchsten Blüte, deren sie fähig war. Die Willkürherrschaft Salomo's und viele sociale Schäden, die unter seiner Regierung um sich griffen und zersetzend zu wirken drohten, hatten eine Revolution zur Folge, durch die das Reich in zwei Theile zerfiel: in Juda, an dessen Spitze Rehabeam, der Sohn Salomo's stand, und in Israel, das Jerobeam regierte. Von diesen beiden Reichen erlag Israel zuerst, nämlich 721, dem König der Assyrer Salmanassar; Juda wurde 588 von Nebukadnezar von Babylon durch die Zerstörung Jerusalems ein Ende gemacht. Unter Cyrus (536) wurden die Juden dann wieder aus der Gefangenschaft entlassen und das jüdische Reich somit wieder hergestellt. Da jedoch nur ein kleiner Bruchtheil des Volks von der Erlaubniß Gebrauch machte, in das Heimathland zurückzukehren, so fanden in dem neuen Reiche zahllose Mischungen zwischen den Juden und den Stämmen statt, die inzwischen in den Besitz des Landes gekommen waren. Mit diesem Datum (536) beginnt die eigentlich weltgeschichtliche Bedeutung der Juden, denn nur erst wurde der Monotheismus vollständig ausgebildet, nun erst wurden die Massen mehr als je zuvor und andauernder für ihn gewonnen, nun erst wurden die Werke des Alterthums in diesem Sinne bearbeitet, um ca. 150 v. Chr. zu dem Kanon der Bibel vereint zu werden. In politischer Hinsicht dagegen war die Rolle der Juden völlig zu Ende gespielt, denn Perser, Aegypter, Griechen und Römer lösten sich in dem Besitz Palästinas ab, das, wenn es frei war, bald zu diesem, bald zu jenem Reiche halten mußte, weil es, wie die andern Kleinstaaten Syriens, in der Mitte zwischen den sich gegenseitig bekämpfenden Großmächten

allen nur denkbaren Wechselfällen ausgesetzt war und sich natürlich nicht für längere Zeiträume selbständig erhalten konnte, wenn auch das Volk wiederholentlich, wie unter den Makkabäern, seine ganze Kraft für die nationale Sache einsetzte.

Das Geistesleben der Hebräer stand beinahe mit noch größerer Ausschließlichkeit als bei allen übrigen Völkern des Orients im Dienste der religiösen Idee, und ihre religiöse Literatur ist daher das Einzige, wodurch sie sich Bedeutung errungen haben. Von Wissenschaft ist bei ihnen keine Spur vorhanden, denn was sie in dieser Hinsicht für den Ausbau ihres religiösen Systems brauchten, erhielten sie von den Mesopotamiern und Aegyptern, und zwar zum Theil durch Vermittlung der Phönizier.

Die ursprüngliche Religion der Israeliten war die aller übrigen Semiten: Himmel, Erde, Sonne, Mond waren die Objecte der Anbetung, denn der ursprüngliche Eingott war bei ihrer Auswanderung aus Chaldäa schon in die Vielheit gespalten. Freilich hat man auch hier, wie bei dem Auszug aus Aegypten, religiöse Differenzen Abrahams seinen chaldäischen Brüdern und der Israeliten den Aegyptern gegenüber als Ursache für die Loslösung dieses Stammes von den Verwandten annehmen und behaupten wollen, die Israeliten hätten sich bei größerer sittlicher Gefühlstiefe als Monotheiisten von den Polytheisten abgewandt. Abgesehen davon, daß dies, wie bei Gelegenheit einer ähnlichen Frage bereits erörtert, bei dem niedern Grad psychischer Entwicklung unmöglich ist, beweist auch die biblische Auffassung Jehovas, daß, wenn sie den Standpunkt des Urmonothems, der Verehrung des Göttlichen in der einheitlichen Natur einnahmen, die Vorstellung dieser einen Gottheit doch nur eine sehr sinnliche sein konnte, wie wir gleich sehen werden. —

Ein fetischistischer Steindienst war mit der Religion ver-

bunden und der „Höhencultus“ erhielt sich traditionell und durch die Gewohnheit geheiligt bis in die spätesten Zeiten ihres nationalen Lebens. Auf den Sinai verlegte die Dichtung die Verleihung des Gesetzes an Moses; das Ansehen, welches das Vorgebirge Karmel, der Berg Zion, Moriah zc. genossen, lassen diese noch deutlich als uralte Cultstätten erkennen. In Aegypten wurden die semitischen Gottesvorstellungen mit den dort gebräuchlichen theils verbunden, theils vertauscht, und zwar war es besonders der Apis- und Schlangencultus, denen die Israeliten anhängen. Die sociale und politische Revolution, die ihren Auszug veranlasste, wurde von Moses, einem für das Eble begeisterten, ägyptisch fein gebildeten Manne zu einer religiösen Reform benutzt, und zwar bestand dieselbe darin, daß der monotheistische Mysterienglaube der ägyptischen Priester aus dem heiligen Dunkel des Tempelinnern heraus in den Bereich des Volkslebens gezogen und zum Gemeingut der Massen gemacht werden sollte. Moses that somit, was der Scharfblick der ägyptischen Priester bisher zu vermeiden gesucht, weil sie sehr wohl wußten, daß das niedere Volk unreif für die erhabene Vorstellung des immanenten Gottes war, und Moses mußte sehr bald erkennen, daß die ägyptischen Priester nur zu recht hatten, denn auch sein Volk war nicht fähig, den Gott zu verstehen, den er ihm predigte. Dieser Gott nahm im günstigsten Falle den Charakter eines Himmels-, besonders eines Gewittergottes an und war auf das engste verbunden mit einem stark entwickelten Feuertempel. Die Spuren desselben finden wir ebenfalls deutlich in der Bibel. Gott redet zu Moses aus dem feurigen Busch; durchaus körperlich als Feuerfäule zieht er vor den Kindern Israel her, um ihnen den Weg zu weisen. Gelegentlich des Aufenthalts in der Wüste heißt es: „Und Mose führte das Volk aus dem Lager Gott entgegen und

sie traten unten an den Berg. Der Berg Sinai aber rauchte darum, daß der Herr herab auf den Berg fuhr mit Feuer; und sein Rauch ging auf wie ein Rauch vom Ofen, daß der ganze Berg sehr bebete.“

Auch der Thierdienst war nicht nur nicht zu beseitigen, sondern Moses selbst konnte von ihm nicht frei werden. So errichtete er ein ehernes Schlangenschild, das als Mittel gegen den Schlangensiß dienen sollte und im Tempel zu Jerusalem bis in späte Zeiten aufbewahrt wurde. Gewisse Anzeichen sprechen dafür, daß außer dem Stier auch der Esel eine besondere Verehrung genoß. Der Thierdienst erhielt sich bis spät in die Zeit der Propheten und zwar erhellt deutlich, daß derselbe gar nicht als etwas Exceptionelles betrachtet und demgemäß verfolgt wurde. Von Jerobeam heißt es, daß er zwei goldene Kälber machte und zum Volke sprach: „Es ist euch zu viel, hinauf gen Jerusalem zu gehen; siehe da sind deine Götter, Israel, die dich aus Aegyptenland geführt haben. Und er setzte eins zu Beth-El und das andere that er gen Dan.“ Ueberhaupt ist es ja aus der Bibel hinlänglich bekannt, daß das Volk von seinem Gotte alle Augenblicke abfiel, daß der Glaube an den Einen nur durch die Priester und Propheten aufrecht erhalten wurde, bis das Unglück des zweifachen Erils läuternd auf die Volksmassen wirkte und sie veranlaßte, sich wenigstens dieses eine Merkmal als Abzeichen ihres Stammes in Opposition gegen alle andern Völker zu bewahren. — Auch die Spuren des alten Gestirndienstes sind nicht zu verkennen.

Wie wurde nun aber dieser eine Gott aufgefaßt?

Die große That des Moses war gewesen, dem Volke das Moralgesetz der Aegypter, die zehn Gebote, zur Richtschnur für ewige Zeiten zu geben. Den Glauben an den einen immanenten Gott konnte er nicht erzwingen und wohin

wir auch in der Bibel blicken, selbst in ihren poetischen Schöpfungen und der Idee nach erhabensten Dichtungen, im Buche Hiob und in den Psalmen, erscheint Jehovah mehr oder weniger anthropomorph. Also selbst die letzten monotheistischen Bearbeiter der alten Schriften, und die Verfasser der neuen aus der Zeit nach dem babylonischen Exil vermochten noch nicht, den Geist von der Materie zu trennen. Das Buch Hiob ist eine der bedeutendsten Schöpfungen des menschlichen Geistes, aber auch hier trägt Jehovah noch den Charakter des Himmelsgottes, der durch den Donner spricht. Was ferner die Handlungsweise Jehovahs in dieser Dichtung anbetrifft, so bietet auch diese gerechte Ursache zum Zweifel an einer Vorstellung Gottes, die der geläuterten entspricht, die wir heute mit dem Begriff „Gott“ verbinden. In den hebräischen Mythen und Sagen, die theils, wie wir gesehen haben, auf chaldäischen und assyrischen Ursprung, theils auf hamitisch-ägyptischen zurückweisen, wird Gott vollends gerade so aufgefaßt, wie es bei andern Völkern geschah. Die Menschen konnten sich ihre Göttervorstellung nur nach dem eigenen Bilde schaffen und maßen Gott nur höhere übermenschliche Kraft bei; die Israeliten aber wichen darin, weil sie eben Menschen waren, ebenso wenig wie alle andern Völker ab und konnten es nach den allgemeinen Naturgesetzen auch nicht. Wir würden ja auch den Semiten Palästinas durchaus keine höhere Begabung zuschreiben, wenn wir sie nicht in Anbetracht des Christenthums bei ihnen zu finden, wenn wir nicht in ihrer Literatur Alles anders auszulegen, den Werth der Worte und Gedanken anders zu messen uns verpflichtet fühlten. Wäre das Christenthum aus der Religion der Chinesen, aus der der Indier oder eines andern Volkes hervorgegangen, so würden wir den Worten derselben Werke, die wir heute den biblischen Schriften gegenüber gering schätzen, gerade denselben Vorzug geben, sie

als unübertroffen und unübertrefflich kennzeichnen, und im Stande sein, überall die Beziehungen auf den christlichen Glauben, überall die Keime desselben zu finden. Es kommt eben nur Alles auf die Art der Interpretation an.

Die Bemerkungen, die wir über die Vorstellung Gottes im Geist der biblischen Schriftsteller geben, sind schon von Vielen gemacht worden, und Jeder, der einen Blick in die Bibel thun und selbst prüfen will, wird zugestehen, daß z. B. der Gott des Paradieses nicht nur rein körperlich, sondern auch nicht einmal allwissend gezeichnet ist. Es ist dies nach der menschlichen Natur nur natürlich; ganz abgesehen davon, daß die Idee des Schöpfers stets die körperliche Vorstellung bedingt, denn ein Wesen, das irgend etwas Concretes schafft und gestaltet, setzt für sich selbst Concretion voraus. Ein Gedanke kann keinen Stein, ein absoluter Geist keinen Menschen schaffen. Ein Volk ferner, das an Wunder glaubt, steht ebenfalls noch auf einem so tiefen Niveau der geistigen Entwicklung, daß es einen so erhabenen Begriff wie den Gott des wahren Christenthums — wie durch Psychologie und Physiologie zu erweisen — nicht zu fassen vermag. Eine solche Vorstellung setzt eine Reihe logischer Schlüsse, setzt metaphysische Begriffsbestimmungen voraus, die einen hochentwickelten Geist als nothwendige Vorbedingung erfordern. Untersuchen wir die Moral des alten Testaments, so finden wir, daß auch diese noch auf concreter Basis steht; Lohn und Strafe sind nur materiell aufgefaßt und auf das irdische Leben bezogen, und zwar das letztere einfach aus dem Grunde, weil die Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele dem hebräischen Alterthum unbekannt war, und erst seit dem babylonischen Exil von den Zoroastriern angenommen wurde. Die praktischen Resultate des Lebens waren der Maßstab für die Grundsätze der Moral.

Die Opfer, die Jehova dargebracht wurden, bestätigen ebenfalls deutlich die körperliche Vorstellung von Gott. Da er hauptsächlich als strafender und rächender Gott verehrt wurde, so finden wir sowohl hierin, wie im Charakter der Opfer das Moment der Abwehr, der Sühne des erzürnten Gottes, vor. Die Unglücksfälle des Individuums und des Volks wurden seinem Zorn zugeschrieben, und es bestätigt dies, wie überhaupt die ganze Entwicklung des Jehovismus, daß das Unglück hauptsächlich vertiefend auf die Göttervorstellung wirkt, das Glück aber übermüthig und von den Göttern abfällig macht. Ging es den Juden sehr schlecht, so wandten sie sich dem strengen, ernstesten Jehova zu, dessen Cult die Griechen als finster bezeichneten; ging es ihnen besser, so waren sie nur zu geneigt, sich glänzenden und heitern Culten zuzuwenden.

Bei Gelegenheit der Aegypter, Cranier und Mesopotamier haben wir schon alles erwähnt, was die Hebräer von den betreffenden Völkern an religiösen Ideen annahmen. Wir wollen nur flüchtig noch das Wesentlichste recapituliren: Die Urtraditionen hatten sie mit den Mesopotamiern gemein und theilweise von den Aegyptern angenommen; die zehn Gebote, den monotheistischen Grundzug, erhielten sie durch Moses von den Aegyptern; die Lehre vom Scheol, der Unterwelt, vom Paradiese, von den Engeln und vom Teufel, die Messiasidee, die Unsterblichkeitslehre nahmen sie in Babylon an, wo sie theils durch die Akkader gegeben und theils von den Craniern übernommen worden waren. Die Cultusformen, Opfer, Fasten, Gebete, Reinigungen waren meist ägyptischen Ursprungs; die Stiftshütte war dem ägyptischen Tempel nachgebildet. Die Zahl der Schaubrote, der siebenarmige Leuchter wurzelten in der den Aegyptern, Syrern und Mesopotamiern gemeinsamen Zahlensymbolik; die sieben Planeten, die zwölf

Monate, die zehn Finger, die vier Himmelsrichtungen, die drei Zeitmomente: Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft und andere Zahlen wurden viel für Cultzwecke verwerthet. Der Siegelring war den Mesopotamiern und Aegyptern gemeinsam. Die Abzeichen Urim und Tummin, womit der Oberpriester geziert war, deuten auf den Saphir zurück, den der Obergericht des Gerichtshofs der Dreißig in Aegypten als Zeichen seiner Würde trug. Das Gerichtsverfahren entwickelte sich nach Maßgabe der lokalen Verhältnisse ihres Landes, basirte in der Hauptsache aber auf den bei den Aegyptern gebräuchlichen Institutionen. Die Priesterkaste des Stammes Levi trat an die Stelle, die ursprünglich die Hausväter versehen hatten; ihre Organisation war nach dem Muster der ägyptischen mit geringen Differenzirungen geschaffen. Die Zeitrechnung war allen Semiten gemein, die Monatsnamen, die sieben tägige Woche, die Sabbatfeier waren von den Mesopotamiern übernommen worden.

Auf Einzelheiten des Charakters der biblischen Schriften einzugehen, würde zu weit führen. Die Grausamkeit der Israeliten den Feinden gegenüber; die blutdürstige Gesinnung, die man dem nationalen Gotte zuschrieb, und andere Details sind ja genügend bekannt, so bleibt nur übrig, auf das Wesen Jehovas, die Entwicklung seiner Vorstellung, und auf die Frage einzugehen, wie es kam, daß sich der Monothismus gerade bei den Israeliten erhielt, während die übrigen semitischen Völker in Polytheismus verfielen.

Die Grundvorstellung von Gott war die den Semiten eigene unter dem Bilde des Himmels- und Sonnengottes El, der ebenso wie Baal auch zur Namengebung benutzt wurde, wie Isra-El. Diesem Gotte wurde auf Höhen geopfert, und er wurde durch das Feuer symbolisirt. Das Wesen des El, Il, Ilu, Bel, Baal berührte sich mit dem der ägyptischen

Sonnengötter und als die Israeliten nun in das „gelobte Land“ auswanderten, stellten sie El als selbständigen Gott neben den Baal der Kanaaniter; er wurde indeß nur als der oberste und Stammgott betrachtet, und die Götter der andern Völker als existenzberechtigt und mächtig anerkannt. Die nahen Beziehungen zu den Kanaanitern und andern kleinen semitischen Stämmen wurden Veranlassung, das Wesen des israelitischen El mit dem Baals mehr auszugleichen und somit der Fähigkeit der Vorstellung Gottes im Volke zu genügen. Viele Stellen in der Bibel nennen nun Moloch und Baal neben Jehova als selbständige Götter, ja identificiren sogar diesen mit jenen, und geben zu erkennen, daß in frühester Zeit von einer einheitlichen religiösen Vorstellung keine Rede war; Baalstempel waren in vielen Städten vorhanden, die Bundeskaffe des Stammes Ephraim wurde z. B. im Baalstempel zu Sichem aufbewahrt. Salomo gestattete, daß in Jerusalem selbst andern Göttern Tempel gebaut wurden, was beweist, daß der Dienst anderer Götter durchaus nichts Ungewöhnliches und Sträfliches war. Zahlreich sind die Stellen, in denen es heißt, daß Jehova größer als alle übrigen Götter sei; weit verbreitet war besonders der Astartedienst.

Neben dem Namen El finden wir Jah, Jahve, Jehova, doch wurde dieser Name erst sehr spät allgemein gültig und zwar wahrscheinlich, weil er zu sehr an Aegypten und an den dortigen Mondgott Jah erinnerte, von dem er entlehnt war. Gott nennt sich zuerst immer nur der Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs, und wenn wir den Namen Jehovah in der Genesis finden, so ist er später dort eingesetzt, wie ja erwiesenermaßen die Redaction der Bücher Moses nicht vor dem babylonischen Exil abgeschlossen wurde. In den notorisch älteren Werken angehörenden Stücken, die mit einander zum

Pentateuch verarbeitet wurden, heißt Gott El Schaddai, der Allmächtige; Eljon; ferner Elohim, das als Plural von Eloah eigentlich Götter bedeutet, und mit dem Singular und Plural des Verbs verbunden wurde. Dieses Wort diente auch als Bezeichnung für fremde Götter, für Engel 2c., und faßte somit, auf Jehovah bezogen, collectiv die verschiedenen Vorstellungen und Offenbarungsformen des Göttlichen zusammen, es wurde auch an Stelle des geschriebenen Jehovah ausgesprochen, als man aus Ehrfurcht diesen Namen zu nennen vermied. Die Verbindung Jehovah Elohim kommt ebenfalls vor und wurde von den jüdischen Theologen als der volle Name Jehova's bezeichnet. Statt Jahve, Jehovah wurde ferner Gott Adon (Herr) und Adonai (Herren) angewandt, welchen Namen ein phönizischer Gott trug, aus dem sich der Adonis der Griechen gestaltete. Das phönizische Sabaoth, das bedeutet: der Siebenstrahlige, der Herr der sieben Planeten, ging in Zebaoth über.

Außerdem besaßen die Hebräer Götzenbilder, Terafim, die aus Figuren bestanden, die in Holz oder Stein ausgeführt, mit Gold oder Silber plattirt und mit Gewändern bekleidet waren, die denen der Hohenpriester nachgebildet waren.

Unter dem Königthum wurden die Bedürfnisse des Lebens, der Luxus immer größer, und da phönizische Handwerker, Arbeiter und Kaufleute in Massen nach Judäa kamen, da durch die Beziehungen des Hofes zu dem der Phönizier der phönizische Cultus allmählig den hebräischen ganz zu überwuchern begann, so traten die Propheten mit aller Energie gegen das Umsichgreifen des fremden Götzendienstes, wie gegen die Verderbniß des Hofes ein, und waren auf das Eifrigste bemüht, nicht allein den Glauben zu reinigen, sondern auch die Nation zu kräftigen, den nationalen Sinn zu heben,

das mosaische Gesetz wieder zu Ehren zu bringen, den einen Gott Jahve zum alleinigen Nationalgott zu machen. Die Propheten sind mit Demagogen verglichen worden, die die Interessen des Volkes und der Nation gegen alles Fremde und alle Schäden im Innern zu vertreten suchten, und dieser Vergleich paßt auf sie durchaus, sie verkörperten in sich, in ihren zum Theil erhabenen Dichtungen und Lehren das Denken des israelitischen Volkes, wie aus den Psalmisten die ganze Glut des Empfindungslebens sprach. Der unermüdblichen Thätigkeit der Propheten ist die Ausbildung des eigentlichen einheitlichen Jehovismus zu danken, wozu allerdings die äußeren Umstände sehr viel beitrugen. Jehova aber war auch zu ihrer Zeit, wie zu allen andern nur der Nationalgott, der Volksgott, der die Israeliten gewissermaßen in sich andern Völkerindividuen gegenüber vertrat und verkörperte, und wurde nie der Menschheitsgott des paulinischen Christenthums. Die Götter anderer Völker wurden von den Israeliten nicht als Fiktionen eines verirrten Geistes, sondern als ebensolche Mächte wie Jehova angesehen und körperlich aufgefaßt, nur maß man diesem den höchsten Rang bei. Die Idee des universalistischen Gottes entstand überhaupt erst unter dem Einfluß griechischer und römischer Cultur; die religiöse Unbulbsamkeit, die sich in der Verbannung ausbildete, und nur Jehova als Gott anerkannt wissen wollte, erstreckte sich nur auf die Israeliten und auf ihre Ländergebiete. War doch der Hochmuth, der die Juden seit der Wiederherstellung ihres Reiches beherrschte, ein so großer, daß sie, sich als „das“ Volk Gottes betrachtend, die übrige Welt ihrer Beachtung nicht werth hielten und demgemäß ihren Gott nur für sich behalten, andere Völker seiner Liebe nicht theilhaftig werden lassen wollten. Die Art und Weise, wie sie die geschichtlichen Ereignisse anderer Länder in ihren historischen Schriften

behandelten, ist bezeichnend für die im höchsten Grade particularistische, engherzige und beschränkte Weltanschauung dieses Volkes. Das große Ganze der Welt kommt nur in Betracht, insofern es in Beziehung zu ihm, zum Volke Gottes, steht, Alles wird nur an seinen Verhältnissen gemessen, im Willen seines Gottes gespiegelt, und diese erhabene Ruhe und Gelassenheit — wie man zu sagen pflegt — mit der die Juden in ihren Schriften über die größten welterschütternden Ereignisse hinwegsehen, ist nach den Anschauungen des wahren Humanismus wohl nicht als ein Kennzeichen eines der höchsten Offenbarung theilhaftig gewordenen, sondern eines im grenzenloosesten Egoismus aufgehenden Volkes zu betrachten, das über Alles mit Gleichgültigkeit und Verachtung hinweggeht, was nicht auf seine eigne Existenz direkten Einfluß ausgeübt hat. Dasselbe also, was wir bei andern Völkern, z. B. den Franzosen und Engländern, als das Merkmal großsprecherischer Anmaßung, unerträglichen Eigendünkels zu bezeichnen uns berechtigt glauben, suchen wir bei einem andern Volke — das wir gelegentlich als verderbenbringend verfolgen, verachten und womöglich vernichten wollen — vom christlichen Gesichtspunkt aus als ein Charactersticum der vollendetsten Gotteserkenntniß, der Offenbarung im höchsten Sinne dieses Begriffs, das würde heißen auch der erhabensten sittlichen Weltanschauung darzustellen! Wo bleibt da die objective Forschung, die unbekümmert um alle Rücksichten irgend welcher Art, unbestochen von subjectiven Gefühlen über die Leistungen des Menschengeschlechts ein sicheres Urtheil zu erlangen bestrebt sein soll?

Der Umstand, daß das babylonische Exil läuternd selbst auf den Geist der niedern Massen des jüdischen Volkes einwirkte und vollendete, was die Propheten begonnen hatten, giebt die Antwort auf die Frage, weshalb gerade nur die

Israeliten sich vor dem gänzlichen Abfall zum Polytheismus bewahrten. Zunächst dürfen wir uns darüber keinen Täuschungen hingeben, daß der monotheistische Glaube in seiner ganzen Reinheit nicht vom Volke, sondern immer nur von einzelnen Individuen getragen wurde, gerade so wie heute die Zahl derer sehr gering ist, die den Begriff Gott in seiner ganzen Größe und frei von allen Schladen sinnlicher Vorstellung zu erfassen vermögen.

Solche erlauchte und nur von den höchsten Interessen erfüllte Geister waren vor Allen Moses, die Propheten, die Psalmlisten, der Verfasser des Buches Hiob und die letzten Bearbeiter der alten Schriften im Sinne des gereinigten Jehovismus. Aber auch sie waren keineswegs etwa Welt-humanisten, sondern durchaus nur subjective Menschen, die das Interesse der Nation über Alles schätzten, eifrige Patrioten, fromme Jehovisten, die in ihrer Begeisterung für ihren höhern Glauben die stumpfe Masse zu ihm zu erheben bemüht waren, statt, wie dies bei andern Völkern geschah, ihn in die Grenzen eines Mysteriums zu bannen. Das Gefühlsleben überwog bei den Israeliten unter allen Umständen, und wie im Charakter ihrer Sprache, so tritt in jedem Worte ihrer Dichtungen die warme Empfindung zu Tage. Schmerz und Freude werden unmittelbar in Worte umgesetzt, daher sind auch die lyrischen Dichtungen, die Psalmen und Oden, das vorzüglichste, was der eben nur lyrisch gestimmte Geist zu leisten vermochte. Wie bei allen Gefühlsmenschen trat auch bei den Israeliten zu allen Zeiten der Verstand in den Hintergrund, er vermochte nicht auf längere Dauer die Herrschaft zu übernehmen, daher blieb auch die philosophische Speculation auf dem Stadium der Gnomik, der Spruchdichtung stehen, und vermochte nie ein selbständiges System zu bilden. Daß die psychische Grund-

disposition eine subjective werden mußte, haben wir bereits als Consequenz der Lebensumstände erkannt, daß sie nur als lyrische Dichtung, als Egoismus, als Nützlichkeitsmoral im socialen Leben zum Ausdruck kommen konnte, ist wieder nur die nothwendige Folge. Wir dürfen uns daher auch nicht wundern, keine andern Töne in der ganzen Literatur der Juden zu finden. Die Bestimmungen des Talmud und aller andern rabbinischen Schriften, die für die Juden Gesetz waren und auf dem Gesetz Moses fußten, seine und der Propheten Weltanschauung beibehielten, beweisen hinlänglich, daß Alles nur im Hinblick auf die praktischen Ziele der irdischen, höchstens noch der himmlischen Glückseligkeit, des individuellen materiellen Erfolgs bestimmt worden war. — Es ist nothwendig, hier gleich einzuschalten, daß der Talmud durchaus nicht den Charakter hat, den man ihm in neuester Zeit auf Grund einzelner herausgerissener, abschreckender Bruchstücke beizumessen pflegt, sondern auch viele humane Anschauungen enthält. —

Auf so disponirte Menschen, wie die Juden waren, mußte jedes Glück und Unglück tiefen Eindruck machen, wie auf alle gefühlstiefen Naturen, und erinnern wir uns der Ursachen für die Entstehung der Religionen, so ist es gewissermaßen nur eine einfache Consequenz: je größer das Unglück, desto größer die Religiosität. Die Noth lehrte die Juden beten, veranlaßte sie bei ihrem Gotte Trost zu suchen, stärkte das religiöse Gefühl und bewirkte bei ihnen, die in der Schule des Leidens eine ungeheure Zähigkeit erlangt hatten, wie bei jedem kraftvollen Individuum: die äußerste Anspannung aller Körper- und Geisteskräfte, während sie den Schwächling kleinmüthig, furchtsam, feig macht. Der kräftige Mensch wird durch die Noth, durch den Kampf veredelt, zum kühnen Streit gegen das Mißgeschick angepornt

— der schwächliche sinkt unter solchen Umständen moralisch, giebt der thierischen Natur in sich nach oder demüthigt sich, kriecht und sucht durch alle nur denkbaren Mittel aus dem Schiffbruch seines Glücks zu retten, was zu retten ist. Der kräftige Geist erhebt sich unter diesem Einfluß, wird sich ethisch vertiefen, der schwache wird unter denselben Verhältnissen sich zu sinnlichen Wahrnehmungen wenden, am Concreten festen Halt suchen; ihm wird das Göttliche unter sichtbarem Bilde trostreicher, als wirklich belohnend und strafend viel verständlicher sein, und er wird sich daher zum Götzendienste wenden.

Alles dies finden wir bei den Juden bestätigt. Im Elend wandten sie sich Jehova zu; erkennend, daß auch die andern Götter sie nicht vor Leid bewahren konnten, hielten sie in der babylonischen Gefangenschaft gerade in Opposition zu ihren siegreichen Feinden zu dem Gott, den ihnen ihre Führer, die Männer, die sie als die erleuchtetsten ihres Volks anerkannten, mit begeisterter Beredsamkeit predigten. Die kleine Schaar von ca. 43 000 Juden, die nach Palästina zurückkehrte, bestand daher wohl hauptsächlich aus reinen Jehovisten, und es war natürlich, daß dieses letzte Band, das die Zusammengehörigkeit der Juden herstellte, heilig gehalten wurde. Nun nahm in ihrer Resignation ihr Gefühlsleben auch eine mehr reflectirende Richtung, der das Buch Hiob entsprang; sie söhnten sich mit dem strengen Gott aus, stellten ihn sich unter freundlicherem Bilde als Vater vor, der auch durch Züchtigung nur das Beste seiner Kinder will — hatten sie doch ihre innere nationale Selbstständigkeit, wenn auch nicht äußere Unabhängigkeit wiedererlangt.

Von dieser Zeit an datiren auch viele jener Charaktereigenschaften, durch die die Juden sich nicht gerade immer

zu ihrem Vortheil auszeichneten: grenzenlose Exklusivität, religiöse Unbuddsamkeit, Eigendünkel kamen zu dem Subjectivismus und dem Egoismus, die den Grundzug ihres Wesens bildeten. Die schlaue Berechnung, der Opportunismus dagegen und viele andere Einzelheiten im Charakter der Hebräer sind auf den Umstand als Ursache zurückzuführen, daß das Volk vielfach geknechtet und bei seiner Lage zwischen lauter Großmächten gezwungen war, eine Maske anzulegen und den Mantel nach dem Winde zu tragen, der gerade wehte. Das ist es auch, zusammen mit der unwürdigen Behandlung, die die Juden oft erfuhren, was sie gegen Andersgläubige ererbitterte, was sie veranlaßte, den Fremden mit entsprechender Münze heimzuzahlen, was sie von jenen zu erdulden hatten. Der Talmud lehrt uns z. B., wie außerordentlich sorgfältig das Gerichtsverfahren war, wie man sich der äußersten Gerechtigkeit besaß, wie streng die Zeugenverhöre waren, wenn es sich um ein Menschenleben handelte — derselbe Talmud lehrt allerdings auch, daß man gegen Andersgläubige nicht verpflichtet war, das Gesetz zu beobachten. Man findet kaum irgendwo ein innigeres Familienleben, Familien- und Stammesliebe als bei den Juden, und kaum irgendwo eine größere Rachsucht gegenüber dem Feinde. Für jeden Zug finden wir die Erklärung in den Lebensverhältnissen des Volkes und in der geographischen Lage des Landes, das es bewohnte.

Aus den Schriften der Israeliten Citate zu ihrer Charakteristik heranzuziehen, dürfte überflüssig sein, da das Schöne, was sie enthalten, Jedem bekannt ist. Die Form, die in den biblischen Schriften angewandt worden, ist die des Parallelismus, dessen Wesen darin besteht, daß der ausgesprochene Gedanke in andern Worten wiedergegeben, oder daß ihm der gegensätzliche gegenübergestellt wird. Diese poetische Kunst-

form ist daher weniger eine auf das Aeußerliche, auf den lautlichen Rhythmus abzielende, sondern gliedert vielmehr den Inhalt rhythmisch und spiegelt auch in sich den auf die Innerlichkeit gewendeten Geist. Auch die Sprache trägt denselben Charakter deutlich zur Schau und ist auf einer frühen Entwicklungsstufe stehen geblieben, indem sie den bildlichen Ausdruck noch überall bewahrt hat, sich dem Geist der Juden entsprechend nur in Concretionen bewegt, abstracte Begriffsworte nur in geringer Zahl aufweist. Die unbestimmte Bildersprache erforderte zu ihrer Präcisirung oftmals der Erklärungen, woraus sich vielleicht die eigenthümliche Form des Parallelismus gebildet hat.

Der starre Monotheismus, die Religion beherrschen diese Literatur so ganz, daß ein freier dichterischer Aufschwung in die Sphären der Phantasie, eine Ausbildung der psychischen Kräfte nach dieser Seite hin nicht wahrzunehmen ist. Ueber die Lyrik kamen die Israeliten daher auch nicht in ihren Gefühlsäußerungen und literarischen Productionen hinaus und erhoben sich niemals zum Drama, selbst nicht zum Epos, das nur in seinen Keimen hier und da zu erkennen ist. Der Druck des Jehovismus, der die Thätigkeit der Geisteskräfte in ihrem Ausdruck so beeinträchtigte, ihrer Fortentwicklung dauernd ein Hemmniß wurde, verhinderte auch, daß die Israeliten auf dem Felde der bildenden Künste irgend etwas leisteten, und machte sie unfähig auf dem Gebiete der materiellen Cultur und der Wissenschaft die Entwicklung der Menschheit zu fördern. An und für sich ist jede Religion, sobald sie ihren Abschluß erreicht, ihre Entwicklungsphasen durchgemacht hat, ein Factor, der nur zu leicht hemmend auf die Cultur der Völker einwirken kann. Denn sobald sie auf die eigene Weiterentwicklung verzichtet, wird sie eifrig auf die des nationalen Lebens; dies aber darf nicht

erstarren, wenn nicht die Völker untergehen sollen, — Leben ist überhaupt Fortentwicklung und Bewegung — daher tritt denn der Glaube sehr bald in Widerstreit zu der Summe der Fortschritte auf allen Gebieten der Cultur, zu dem Wissen. Die Religion der Juden, wie sie in den letzten Jahrhunderten vor Christus war, wirkte in diesem Sinne auf das Volk ein, und steckte die Grenzen, innerhalb deren der Jude sich nur bewegen durfte, so eng, daß den strenggläubigen der culturelle Fortschritt unmöglich gemacht war. Die Beschäftigung mit den wissenschaftlichen Werken des Auslandes wird von der Mischna entschieden verboten; nur durch Uebertretung der durch ihren Glauben gegebenen Gebote konnten hochbegabte Juden, wie Spinoza, Bedeutendes leisten. So hatte der vollendete Jehovismus ebenso die culturelle Erstarrung im Gefolge, wie der Isalam die der Völker, die ihm anhängen: sie blieben stehen, das Leben aber ist der Fortschritt; indem sie das letztere durch den Glaubenszwang in Banden schlugen, erstickten sie es.

Es dürfte wohl kein Werk geben, über das so viel geschrieben und gesprochen worden ist, als über die Bibel, keines, mit dem ein so überschwenglicher Cult getrieben worden ist, und es ist unbegreiflich, daß auch heute noch kein endgültiges Urtheil über dasselbe gefällt worden ist, denn auch jetzt noch wird es ebenso über- wie unterschätzt. Während es noch immer Menschen giebt, die glauben, die Bibel sei Wort für Wort von Gott diktiert, gehen andere wieder zu weit, indem sie in gerechtem Unwillen über einen der Wissenschaftlichkeit unserer Zeit so hohnsprechenden Cult das Schöne nicht anerkennen wollen, das einzelne Dichtungen ohne Frage enthalten. Wollte man mit dieser Hingebung, Liebe und Intenfität, die man aus Tradition den israelitischen Schriften zu Theil werden läßt, die anderer Völker studiren, so

würde man zu der Ueberzeugung gelangen, daß der innere Gehalt und absolute Werth der israelitischen Poesien keine höheren sind, als die der lyrischen und historischen Dichtungen anderer Völker.

Das christliche Mittelalter, dem die Culturentwicklung der Welt fremd war, dessen psychischer Schwerpunkt im Glauben ruhte, war berechtigt, den Schriften und dem in ihnen ausgesprochenen Monotheismus des Judenthums so exceptionelle Bedeutung zuzuschreiben und von Offenbarung zu sprechen. Jetzt wissen wir, daß die Religion überhaupt bei allen Völkern zuerst als Monotheismus aufgetreten ist, und daß diese ursprüngliche Einheit sich erst allmählig zur Vielheit entwickelt hat; wodurch sich die Israeliten von den übrigen Völkern des Alterthums unterscheiden, ist, daß sie in Folge der Lebensverhältnisse später mit Zähigkeit an dem einheitlichen Gottesbegriff festhielten. Es bedurfte aber erst der Befruchtung des Mosaismus durch den indogermanischen Geist der Griechen, ehe er im Stande war, dem religiösen Geist der Menschheit zur höchsten Stufe der Entwicklung zu verhelfen, den derselbe bis jetzt aufzuweisen hat: zum reinen Christenthum.

Die göttliche Offenbarung war also nicht das Privilegium eines Volkes, sondern in jedem Volke gelangte die dem Individuum eingeborene Gottesidee in gleicher Weise und mit gleicher Lebensfähigkeit zum Bewußtsein und zum Ausdruck. Göttliche Offenbarung ist überall da zu finden, wo der Mensch sich aus Intuition, aus dem Zustande des Unbewußtseins zur Erkenntniß erhabener, nicht mit dem Verstande allein zu erlangender Wahrheiten erhebt, und wo dieser göttliche Funke zur Flamme des Glaubens angefaßt wird. Jedes Volk hielt sich, und mit gleichem Recht wie die Israeliten, für das auserwählte Volk Gottes; wodurch

sich die letztern unterscheiden, das ist die Unbulsamkeit, der Eifergeist, die maßlose Selbstüberschätzung und Anmaßung, die sie im Verkehr mit andern Völkern zur Aufstellung von Grundsätzen trieb, welche man bei einem Volke des höchsten Gottes nicht erwarten würde.

Worauf es ankommt, das ist, den immanenten Gott in uns zu erkennen, die ewigen Gesetze des Göttlichen, das sich uns offenbart hat, wirklich praktisch anzuwenden, danach zu leben; es genügt nicht, sie nur in der Theorie zu besitzen, sie auf den Lippen und sonst zur Schau zu tragen und damit zu prahlen.

Die Auffindung unfehlbarer Naturgesetze, die Entdeckung einer neuen Naturkraft, die geniale Schöpfung eines erhabenen Kunstwerks sind ebenso gut wie die Aufstellung der ewigen Sittengesetze, die allein die unerschütterliche Grundlage aller Religion bilden, Offenbarungsthaten Gottes, des Lebensprinzips im Organismus des Weltalls, des über das Erkenntnißvermögen des Menschen hinausgehenden Urgrunds, von dem sich die sinnlich wahrnehmbaren Objecte abheben. Der kindlich naive Schöpfungsmythus der Bibel ist sicher nicht eine höhere Offenbarung zu nennen, als die durch Jahrtausende langes Mühen des Menschengewisses erlangte Erkenntniß des großartigen Haushalts der Natur; ja, manche kosmogonische Mythen anderer Völker sind vom Standpunkt der vergleichenden Mythologie aus für viel erhabener zu erklären, als die biblische, viel mehr berechtigt, als Offenbarung Gottes betrachtet zu werden.

Wer die ewigen wahren Sittengesetze, wer das Göttliche in sich erkannt hat, der ist der Offenbarung Gottes theilhaftig, und wer sich bemüht, nach diesen Gesetzen zu leben, das Göttliche in sich zu läutern von allen Schlacken, dem Bilde Gottes ähnlich zu werden und dadurch sich zum Kinde Gottes

zu erheben, der ist religiös. Das Göttliche in den Kindern, in den Nebenmenschen zum Durchbruch zu bringen, das Bemühtsein für das Sittliche, Gute, d. h. Göttliche in den Seelen zu wecken, das ist nicht mehr durch starre mittelalterliche Dogmen, nicht durch phantastische Mythen, nicht durch abstracte Lehrsätze, die über das Verständniß der Durchschnitsgeister hinausgehen, nicht durch theologische und philosophische Phrasen, sondern durch einfache leicht verständliche Morallehren zu erreichen, die der Denkweise der betreffenden Zeit angemessen sind. —

Der Grundcharakter der semitischen Rasse tritt somit in den Hebräern in ausgebildetster Weise zu Tage: subjectiv und sinnlich, ihre Interessen auf das Wohlbefinden der eigenen Person, der Familie, des Stammes beschränkend, blieb ihr Gesichtskreis stets ein engbegrenzter. Ihre Denkweise wurde in Folge dessen kleinlich und erhob sich nie zu kosmopolitischen Speculationen. Die Schärfe ihres Geistes, die instinctive schnelle Auffassung sprachen sich aus in einer scharfen Kritik, in haarspaltenden Lüfteleien, in epigrammatisch zugespitzten Denkprüchen, gewährte ihnen aber nicht die Fähigkeit, große Gesichtspunkte ins Auge zu fassen, tiefgehende Untersuchungen anzustellen, das logische abstracte Denken zu befördern, sondern gestattete nur eine sprunghafte Thätigkeit, wie es bei Individuen von großer sinnlicher Erregbarkeit immer zu beobachten ist. Ihr Idealismus war realistisch, die Geistesrichtung durch den Zwang des Glaubens gegeben, und der Geist dadurch zur Einseitigkeit verurtheilt. Ihre Stammes- und Verwandtenliebe zeugte glühenden Patriotismus, einen particularistischen Geist und eine Selbstschätzung, die sich in Unfehlbarkeit des Urtheils, Rücksichtslosigkeit in den Beziehungen der eignen Erkenntniß und Willenssphäre denen anderer gegenüber aussprach.

Die Bedeutung der semitischen Rasse endlich für die Entwicklung des Menschengeschlechts liegt in der Vermittlerrolle, die sie zu allen Zeiten gespielt haben. Phönizier, Israeliten und Araber haben sich in dieser Hinsicht besonders ausgezeichnet: die Phönizier vermittelten den Austausch auf dem Gebiete der materiellen Cultur; die Israeliten wirkten so auf dem Felde des Glaubens; die Araber auf dem der Wissenschaft.

8.

Die Griechen.

Wie der Adler des Zeus sich hoch über alle Lande erhebt, um des Gottes Blitze in die Ferne zu tragen, so schwingt sich der Geist der Griechen unermesslich weit über die Leistungen der andern Völker des Alterthums, über den Boden empor, von dem er seine erste Nahrung erhielt, in dem die Keime seines Lebens geborgen waren. Frei und fessellos schwebt er bald in den Regionen der Phantasie und der Dichtung, bald in denen der reinen Ideen, blickt der Gottheit kühn in das Antlitz und macht sich zu eigen, was die gütige Natur dem Menschengeschlecht zu erlangen gewährt hat. Die Harmonie der Sphären selbst muß seinem mächtigen Streben nachgeben und sich unter seiner Herrschaft mit den höchsten Idealen der Menschheit verbinden, um die herrlichen Bilder geläuterten Menschenthums zu durchdringen, die, auf sein Schöpferwort entstehend, als ewige Muster vollendetster Vergeistigung der Materie zu dienen berufen waren. So, mit dem Kostbarsten geschmückt, was dem Geist der Menschheit erreichbar ist, senkt sich der Geist der Griechen dann von seinem hohen Fluge ausruhend auf die Welt nieder, um, wie der stolze König der Lüfte des Olympiers zündende Blitze herabträgt, die Menschen der Funken theilhaftig werden zu lassen, deren Träger er ist; und wo er nur Nahrung findet, da verweilt

er, um durch seine Kraft fremde Kräfte zu beleben, neue Flammen zu entfachen, der Menschheit in ihrem Streben nach den höchsten Idealen der unabsehbaren Zukunft eine unverlöschliche Leuchte zu sein.

Die Zeiten sind freilich vorüber, in denen man annahm, daß die Griechen was sie schufen, ganz aus sich entwickelten, durchaus unabhängig in ihren Leistungen von denen anderer Völker waren; die Zeiten sind vorüber, in denen man, aus Unkenntniß der Entwicklungsgeschichte des Orients in überschwenglicher Weise ihre relativen Leistungen überschätzend, zu glauben berechtigt war, nur die Griechen hätten Bedeutendes geleistet. Es vergeht kaum ein Tag, ohne neue Beweise zu liefern, daß die materielle und auch die Geistescultur der Griechen in ihren Fundamenten nicht nur abhängig von denen anderer Völker war, sondern sogar kaum eigene Grundlagen besaß. Nehmen wir aber, den neuesten Ergebnissen der Culturgeschichte zufolge, selbst dies letzte an und reduciren wir, was sie leisteten, auf das Maß des historisch Erweislichen, Nichtigen und absolut Wahren, so wird doch stets anerkannt werden müssen, daß die Griechen das, was sie von andern Völkern entlehnten, in einer Weise verarbeiteten, daß es spezifisch griechisch wurde und daß sie, selbstthätig fortarbeitend, Allem, was sie weiter schufen, den nationalen Stempel ausdrückten und daher berechtigten Anspruch darauf machen können, unter die ersten Culturvölker gerechnet, ja vielleicht als das erste bezeichnet zu werden. Kein Einzelindividuum und kein Volksindividuum hat nur aus sich geschöpft, was es als seine Leistungen aufweisen darf; was den Werth derselben bedingt, ist der Grad der eigenartigen charakteristischen Verarbeitung gegebener Materien. An und für sich wird das Verdienst der Gesamtleistung* eines Menschen dadurch in keiner Weise geschmälert, daß der Boden, auf dem er fußte, die Ideen, von denen er aus-

ging, die Ideale, die er erstrebte, von außen her gegeben waren.

Es ist wohl wahr, daß selbst das ganze Denken, daß die Religion der Griechen durch Aegypten, Phönizien und das von mesopotamischer Cultur im höchsten Grade durchsetzte Vorderasien bestimmt wurde, nur die Unkenntniß der Culturgeschichte kann veranlassen, dies leugnen zu wollen; aber ebenso wahr ist es auch, daß kein anderes Volk fremde Ideen, so vollendet durchgearbeitet, so harmonisch geformt, in so herrliche Gestalten umgesetzt hat, wie dieses von der Natur so verschwenderisch begabte Volk.

Mit ihm beginnt eine neue Phase der Entwicklung des menschlichen Geistes, eine neue Epoche in der Geschichte der Welt; ein anderer Geist weht uns entgegen, indem wir, den orientalischen Boden verlassend, den Griechenlands betreten. Da die Griechen jedoch, im Verein mit den Römern, die letzten Consequenzen aus den Culturen des Orients ziehen und insofern das Alterthum abschließen, dürfen wir sie zu diesem rechnen. In der That bilden sie ein Mittelglied zwischen dem orientalischen Alterthum und der Neuzeit, denn die Zeit des Mittelalters war eine Periode des Unbewußtseins, des traumhaften Zustands, in der die Stoffe gährten, die durch den Zusammensturz der alten Welt unter einander geworfen waren, und den Arabern ist es, wie wir sehen werden, zu verdanken, daß die Menschheit die Entwicklung ihres Lebens nicht von neuem durchmachen mußte.

Was die Griechen befähigte, so Außerordentliches zu leisten, war vor Allem die schöne Natur und die günstige Lage des Landes, ferner der Charakter der indogermanischen Rasse; der in ihnen seiner ganzen weltgeschichtlichen Bedeutung nach zu vollendetem Ausdruck gelangte.

Ein kleines, zum Theil gebirgiges Land, mit den gün-

stigten klimatischen Verhältnissen ausgestattet, durch das Meer, das bis in sein Innerstes eindringt, in den Stand gesetzt, mit allen Völkern der umliegenden Länder in directen Verkehr zu treten, wurde es im eigentlichen Sinne des Wortes das Land der Mitte, berufen, die europäische Welt mit der orientalischen und afrikanischen in Verbindung zu setzen. Weithin in das Meer sich erstreckend, durch viele Inseln wie durch eine Brücke mit Kleinasien verbunden, durch seine gemäßigte gleichmäßige Temperatur überaus vortheilhaft auf die harmonische Ausbildung von Körper und Geist seiner Bevölkerung wirkend, bei guter Bebauung fruchtbar, mußte Griechenland frühzeitig das Auge der praktischen scharfblickenden Phönizier auf sich lenken. Die Sagen Geschichte der Griechen gesteht den Zusammenhang mit Phönizien auch ein, das dort viele Colonien angelegt hatte; manche Stammheroen ließ die spätere Dichtung von dorthier nach Griechenland kommen, und es unterliegt heute keinem Zweifel mehr, daß die Vorkultur, die von den Phöniziern dort geschaffen wurde, ebenso wie in Italien, nicht unbedeutend war. Vorderasien war theils von semitischen, theils von kaukasischen und indogermanischen Stämmen bewohnt. Vermöge der dadurch erzeugten Mischung wurden die Völker Kleasiens mit den Culturen der betreffenden großen Stammvölker bekannt und von ihnen beherrscht, und es übertrugen in Folge dessen die Jonier, deren Hauptstzge zunächst an den westlichen Küsten Kleasiens und auf den Inseln gelegen waren, zahllose Elemente der mesopotamischen und phönizischen Cultur nach Griechenland.

Die Bevölkerungsverhältnisse Griechenlands sind keineswegs klar. Die Pelasger, mit welchem Namen man bisher den ältesten Stamm der Hellenen bezeichnete, der den Boden des Landes besetzte, haben heute nicht mehr den Werth eines Volks, sondern verkörpern vielmehr eine und zwar die

älteste Periode der Bevölkerungsgeschichte Griechenlands. Ob die Stämme, die vor der Einwanderung der indogermanischen Hellenen, in Griechenland lebten, den Indogermanen oder Semiten angehörten, ob sie Kaukasier oder vielleicht Mongoloiden waren, ist bis jetzt nicht entschieden worden; ob die Pelasger mit thrazischen und illyrischen Stämmen zu identificiren sind, ist ebenfalls fraglich, die eigentlich hellenischen Völker waren jedenfalls sehr nahe verwandt mit den italischen, was aus den Sprachen hinlänglich erhellt. Aus letztern können wir ermitteln, bis zu welchem Grade der materiellen und der Geistescultur der griechisch-italische Zweig der westarischen Familie sich entwickelt hatte, ehe die ihm angehörenden Stämme sich trennten, um in Griechenland und Italien staatenbildend aufzutreten. Die Frage, ob diese Völker den reinen indogermanischen Stamm repräsentiren, dürfte ebenfalls kaum mit Sicherheit zu beantworten sein; es liegen aber Gründe genug vor, um dieselbe zu verneinen. Die Stämme Griechenlands, obgleich im Ganzen eine ethnische Einheit bildend, zeigen trotz ihrer nahen Verwandtschaft doch sehr tiefgreifende Unterschiede, die für eine vielfältige Mischung mit andern ethnischen Elementen sprechen. Die vergleichende Physiologie läßt für den physischen Typus der Hellenen ebenfalls die Mischung zu; die vergleichende Psychologie zwingt geradezu zur Annahme einer Mischung, denn die hohe Begabung der Jonier besonders ist nicht allein durch die günstigen klimatischen und geographischen Verhältnisse zu erklären, sondern ist als ein Product der Verbindung verschiedenartiger Rassenelemente anzusehen. Die vergleichende Culturgeschichte lehrt, daß die bedeutendsten Leistungen nicht aus der gleichmäßigen Entwicklung der Fähigkeiten innerhalb der Rasse oder der nationalen Volksindividualität hervorgegangen, sondern eine Folge des Zusammenwirkens ver-

schiedener Elemente sind, wobei nun allerdings Klima und Boden einerseits und der Kampf um's Dasein, der Kampf überhaupt andererseits eine große Rolle spielen. Wenn aber auch die Annahme einer Völkermischung unabweislich ist, so genügt doch wieder nur ein Blick auf die Grundtypen der verschiedenen Rassen, um zu erkennen, daß bei der psychischen Ausbildung der Griechen das indogermanische Element sich als das stärkere, überwiegende erwies. Was die physische anbetrifft, so ergiebt das Gesetz der Ausgleichung der Kräfte schon naturgemäß einen geringeren Grad von Leistungsfähigkeit, die Geschichte beweist aber auch dasselbe in allen ihren Theilen, wenn wir den vergleichenden Maßstab anlegen. In den Kriegen der Griechen unter einander waren sie sich mehr oder weniger an Körperkraft gleich; im Kriege gegen die Perser siegte die k l u g e Führung, siegte der Patriotismus über den im Despotismus abgestumpften und geschwächten Slavensinn; in der physischen Großthat, die den Griechen zugeschrieben wird, in dem Eroberungszuge Alexanders des Großen, waren es nicht die Griechen, sondern die ungleich kräftigeren, physisch überlegenen Macedonier, die den Sieg davon trugen; die griechischen Söldnerheere der orientalischen Völker, die allein an Zahl dem Heere Alexanders gleich waren, erlagen den Macedoniern im Kampfe. Wer die Einzelheiten der Geschichte und der Culturgeschichte der Griechen kennt und sein Wissen nicht aus den durch Voreingenommenheit gefärbten wenigen Mittheilungen der kleinen Geschichtshandbücher schöpft, wird für das Gesagte nicht allein einzelne Bestätigungen, sondern im Allgemeinen schlagende Beweise finden.

Die Griechen zerfielen in vier große Völkerstämme: Aeolier, Dorer, Achäer, Jonier, für die die Sagenbildung dann entsprechende Stammheroen schuf, indem sie von Deukalion und Pyrrha, dem letzten Menschenpaar der vorfint-

fluthlichen Zeit, Hellen abstammen ließen, der drei Söhne hatte: Aeolus, Dorus und Xuthus, welchem letztern wieder Jon und Achäus als Kinder angebildet wurden. Fassen wir summarisch — denn von einem Eingehen in Details muß dem Plan dieses Werkes entsprechend abgesehen werden — Alles zusammen, was über diese Stämme von den Griechen selbst mitgetheilt ist, so zeigen die Aeolier die größte Annäherung an den indogermanischen Rassenotypus. Die Dorier, von Norden her einwandernd, vermischten sich mit thrazischen und illyrischen Stämmen, rauhen, kriegerischen Völkern, und nahmen von ihnen noch manches an, wodurch der Schwerpunkt ihrer Leistungsfähigkeit auf das physische Gebiet übertragen wurde. Bei ihnen wurden die Körperkräfte auf Kosten derer des Geistes ausgebildet, sie waren daher für die psychische Cultur verloren. Die wahren Träger der letztern waren nur die Jonier, im Besondern die Athener, die durch Geistesreichthum und Beweglichkeit ersetzten, was ihnen bei dieser Begabung an Körperkraft nothwendigerweise abgehen mußte. Die Jonier kamen von Kleinasien und waren durch Völkermischung mit den Semiten verwandt. Die Achäer spielen als Volkselement eine untergeordnete Rolle und wurden mehr oder weniger durch die Dorier einer-, die Jonier andererseits in ihrer Cultur bedingt; auch sie waren von Kleinasien gekommen und repräsentiren den Joniern gegenüber die reinere indogermanische Rasse. Das dorische Sparta und das ionische Athen waren zu allen Zeiten die beiden Pole des gesammten griechischen Staats- und Culturlebens, Athen aber war vor Allem der Heerd der Geistescultur, und wir dürfen nicht vergessen, daß diese Griechenland zu seiner welthistorischen Bedeutung verholfen hat.

Die Hellenen waren auf dem Boden, den sie für sich eroberten, von der Natur in einer Weise begünstigt, wie

kaum ein anderes Volk der Erde. Der vorwiegend wolkenfreie, blaue Himmel, die laue Seeluft wirkten erheiternd auf das Gemüth; das gleichmäßige, nicht hochgradige und nicht zwischen scharfen Extremen wechselnde Klima regte weder die Nerven des Volkes zu sehr auf, noch ließ es sie erschlaffen. Die ewig wechselnden Landschaftsbilder ließen eine Einförmigkeit des Denkens nicht zu, keine endlosen Ebenen wirkten ermüdend auf dasselbe ein, die Phänomene der Natur traten nicht mit jener Ungeheuerlichkeit auf, die erdrückend auf den Menschen wirken und ihm die Wichtigkeit seiner Individualität zum Bewußtsein bringen muß. Heitere, farbenreiche, lichtvolle Bilder wechselten mit einander ab und boten dem denkenden Beobachter jeden Augenblick neue Gelegenheit, seine intellectuelle Kraft zu üben. Die Grundstimmung des Volks wurde denn auch eine zu Scherz und Frohsinn, zur Lebenslust geneigte. Die Thäler und Hügel waren zur Bebauung geeignet und Ackerbau konnte sich folgerecht leicht entwickeln; durch ihn wurde ein gleichmäßiger Besitzstand, genügsame und sittige Lebensweise geschaffen. Die Hochgebirge gewährten Unterhalt durch Ausbildung der Viehzucht. Das Meer forderte zu Fischfang, Schifffahrt, Seeraub und Handel auf — so waren durch die Natur diesem kleinen Lande zahllose Lebensquellen erschlossen, die nur benutzt zu werden brauchten, um jede für sich einen mäßigen Wohlstand zu schaffen, im Verein wirkend waren sie vollends im Stande, den Bewohnern mit Leichtigkeit Alles zu gewähren, was sie zum Leben gebrauchten.

Erinnern wir uns nun des Charakters der indogermanischen Rasse, um die Grundlage zu gewinnen, auf der das psychische Culturleben der Griechen fußte. Jugendfrisch, lebensfroh, thatenlustig betraten sie die Weltbühne und wie wir es bei den Craniern gesehen haben, mußte diese Disposition den Individualismus, den Freiheitsdrang, wenn nicht

erzeugen, so doch bedeutend kräftigen; bei den Griechen nun trat dieser freiheitliche Charakterzug in solcher Stärke auf, daß er die Gestaltung der Gesamtcultur sehr wesentlich beeinflusste; eines der leitenden Ideale war das der Freiheit, und die geographische Lage und physische Beschaffenheit des neuen Vaterlandes, hauptsächlich das Meer und das Gebirge trugen viel dazu bei, den Geist der Freiheit zu entwickeln, der sich überall naturgemäß regte.

Die objective Grundstimmung des Charakters der Indogermanen fand im griechischen Klima ebenfalls unerschöpfliche Nahrung; der Kampf um's Dasein war dort kein so schwerer, daß er vermocht hätte, den objectiven Sinn durch den Subjectivismus zu ersetzen. Unter steter Wahrung des Individualismus das Auge auf alle Objecte richtend, die sich ihm darboten, konnte sich der instinctive Kunstsinne frei entfalten, und wie der Grieche großen Werth darauf legte, daß er als Mensch den Barbaren an Schönheit des Körpers übertraf, so entfaltete sich dieser Naturtrieb zur höchsten Vollkommenheit und wurde die Basis für das Ideal der Schönheit, das bei keinem Volke in herrlicheren Formen feste Gestalt erhalten hat. Objective Naturanschauung muß im Verein mit dem Forschungstrieb einen speculativen Geist erzeugen und wirklich sind die Griechen das einzige Volk des Alterthums, das im wahren Sinne des Worts „philosophirt“ hat.

Die drei Ideale, die man den Griechen im Allgemeinen zuschreibt und die aus ihren culturellen Leistungen überall deutlich zu Tage treten: das der Freiheit, das der Schönheit und das der Weisheit sehen wir somit aus den psychischen Anlagen der Rasse sich ganz direct entwickeln. Indem sie zusammenwirkten, schufen sie das Wesen des Classischen. Die Merkmale des Classischen finden wir daher auch nicht allein in der Literatur, Architectur und Sculptur, sondern selbst an

den kleinsten Geräthschaften, die den Bedürfnissen des gewöhnlichen Lebens genügen sollten. In der Blütheperiode der griechischen Cultur weist Alles, selbst die unbedeutendsten Einzelheiten der Technik, den gleichen Charakter auf — nicht daß die Objecte schablonenmäßig, einförmig wären, nein, überall zeigt sich das Streben, die Individualität zur Geltung zu bringen: die Grundlagen aber, auf denen das Griechenthum fußte, waren eben die gleichen. Ueberall ist in jener Zeit die Materie von dem bewußt schaffenden, von seinen Idealen getragenen denkenden Geist durchdrungen und überwunden. Es ist Alles harmonisch gegliedert, vollendet schön, natürlich einfach, ungekünstelt, plastisch und edel. So ist es, ob der Dichter in Worten, ob der Künstler durch die Werke seines Meißels, ob der Baumeister aus den Ruinen jener großen Zeit, ob der Historiker, der Philosoph zu uns spricht. Das Maß aber, das der Grieche an alle seine Leistungen legte, war das Ideal des vollkommenen Menschen und ferner die reine Natur.

Fassen wir das Ganze der Leistungen des griechischen Volkes zusammen, so müssen wir zugestehen, daß die Ideale und charakteristischen Merkmale des griechischen Culturlebens im Princip während der ganzen Zeit desselben sich gleich blieben und sich nur nach Maßgabe der wechselnden äußern Verhältnisse umgestalteten. Ferner aber giebt es in Folge der praktischen Durchführung dieser Ideale, die eben nur auf das Wesen des echten Menschenthums gegründet waren, kein Volk, das uns ein so vollkommenes und klares Bild des Entwicklungsganges der Menschheit, der Phasen des Völkerlebens, böte als das griechische, und zwar auch nicht etwa in einzelnen Zweigen seiner Cultur, sondern in allen, weil nämlich innerhalb des Bereichs des griechischen Volks als Gesamtheit die einzelnen Glieder desselben nach ihrer besondern Anlage

auf gewissen Entwicklungsstadien stehen blieben, die Spartaner und Athener aber, sich gegenseitig ergänzend, sie alle durchmachten und bis an die Grenzen der Entwicklungsfähigkeit gelangten.

Als Nomaden und Ackerbauer den Boden Griechenlands in Stamm- und Gaugenoossenschaften betretend, übertrugen die Hellenen dahin auch die von Alters her ererbte echt indogermanische Clanverfassung; von den Semiten im Häuser- und Mauerbau unterrichtet und die Bauformen sich zum Muster nehmend, bildeten sie unter eifersüchtiger Wahrung ihrer Individualitäten eine große Masse von kleinen Staaten, die sich gegenseitig im Schach hielten. Dadurch erhielt Griechenland von vornherein seine innere politische Gestalt, die nie aufgegeben wurde, bis es im römischen Reiche aufging: Es bildete ebenso wie Deutschland nie ein staatliches Ganze, sondern war stets zersplittert; ja selbst in den Zeiten der höchsten Gefahr, als die Perser die Freiheit der griechischen Stämme bedrohten, wurde der ewige particularistische Streit derselben unter einander nicht beigelegt.

Wir sehen nun den Associationstrieb — die Grundlage des Staats — alle Entwicklungsphasen durchmachen, deren er überhaupt fähig ist. Es giebt keine Verfassungs- und Regierungsform, die nicht auf griechischem Boden zur Herrschaft gelangt wäre; denn da fast jede größere Stadt mit ihrem Stadtgebiet eine gesonderte Staatsgemeinschaft bildete, so war es natürlich, daß bei dem unendlich stark entwickelten Selbständigkeits- und Freiheitsgefühl Aller jeder Bürger durch sein Staatsideal vollauf in Anspruch genommen war, was bewirkte, daß nacheinander alle nur möglichen Staatsformen, die die Menschheitsgeschichte aufzuweisen hat, bei der intensiven Beschäftigung mit diesen Fragen zur Herrschaft gelangten. Die politischen Interessen überwogen bald in dem

Maße, die Staatsgeschäfte nahmen den Bürger so in Anspruch, daß seine Kraft dadurch ganz absorbiert wurde, was zur nothwendigen Folge die Entstehung des Sclaventhums hatte. Ackerbau, Handel und Gewerbe wurden in der Hauptsache von den Sclaven betrieben, die im Dienste der Bürger standen. Dadurch aber wurde der Mann seiner Familie, seinem Hause entfremdet, denn das öffentliche Leben, der Staat verlangte den ganzen Mann, ihm mußte sich Alles unterordnen, neben ihm gab es zunächst nichts Höheres für den Bürger. Ueberhaupt entstanden aus diesen Verhältnissen sociale Zustände, die nach modernen Begriffen als Uebel bezeichnet werden müssen. So schwand in dem Maße, wie der Staat sich entwickelte, das Familienleben mehr und mehr; man widmete den Frauen und Kindern fast gar keine Zeit, und die Stellung der Frau wurde darüber eine sehr untergeordnete, wenngleich entschieden hervorgehoben werden muß, daß die schlimmen Ansichten, die darüber verbreitet sind, nicht zutreffen. Die Frau hatte nur die Aufgabe, ihre weiblichen Pflichten zu erfüllen, im Hause zu walten, die Sclaven zu bewachen, auf Ordnung zu sehen, die Kinder gut zu erziehen und in diesem Sinne das Wohl des Staats zu befördern. Der Staat verlangte auch von den Frauen volle Hingabe, und war z. B. in Sparta auch für ihre Erziehung und Ausbildung besorgt. Die Mädchen wurden dort in die Staatschulen aufgenommen und ebenso wie die Knaben erzogen, damit ihre Kräfte so entwickelt würden, wie der Staat es wünschte. In Sparta war auch nicht davon die Rede, daß die Frauen sich den Männern unterordneten. Im Gegentheil, ihrer staatlichen Bedeutung sich wohl bewußt, führten sie im Hause ein sehr strenges Regiment und oft lesen wir von den Spartanern, daß sie unter dem Pantoffel ihrer Frauen standen.

Das Aussetzen der Kinder, die nicht normal entwickelt

oder verkrüppelt waren, entsprach vollkommen der griechischen Staatsidee, die nur kräftige Menschen duldet.

In der frühesten Periode des Volkslebens finden wir dem Charakter der Zeit entsprechend überall die Monokratie (Ein Herrschaft) vor; Wahl- oder Erbkönigthum geht aus dem Gausfürstenthum hervor. Uebergriffe des Königs veranlassen die gleichberechtigten andern Häuptlinge des Stammes, den Adel, den Monarchen zu stürzen und selbst die Herrschaft zu übernehmen; daraus entsteht die Form der Aristokratie (die Herrschaft der Besten) oder der Oligarchie (die Herrschaft Weniger); und insofern als der reale Besitz entscheidet, wird sie Plutokratie (die Herrschaft des Reichthums) genannt — womit natürlich die Masse der Schattirungen nicht erschöpft ist.

Die Folge davon ist der allmählig sich ausbildende schroffe Gegensatz zwischen Adel und Volk. Wird das letztere zu sehr bedrückt, so scharft es sich um seine Führer, die den Kampf gegen den Adel aufnehmen; sind sie darin glücklich, gelingt es ihnen, die herrschende Klasse zu überwinden, so werfen sie sich selbst als „Tyrannen“ zu Herrschern auf, und da diese Männer meist überlegene Geister sind, die in Erwägung aller Interessen politischen Scharfblick erlangt haben, die als Männer des Volks die Bedürfnisse der niedern Masse zu würdigen wissen, über die Mittel zur Hebung des Staats nachgedacht haben, so wird ihre Regierung oft außerordentlich culturfördernd und bringt die Staaten zur Höhe ihrer Entwicklungsfähigkeit. Meist dauert diese glückliche Lage indessen nicht lange, denn der Besitz, die Herrschaft blenden, und der Tyrann oder seine Söhne und Nachfolger untergraben durch ihre Gewaltherrschaft ihre Macht und bringen die Tyrannis dadurch zu Falle. Adel und Volk treten in Beziehung zu einander, es entsteht eine Art Constitutionalismus, der dann entweder wieder die Aristokratie oder die Demokratie (die Volksherr-

schaft) nach sich zieht. In letztem Falle ist die Gleichheit der Rechte und Pflichten das entscheidende Moment; jeder Bürger kann die höchsten Staatsstellen erreichen, die Regierung liegt in der Hand der großen Senate und Rathsversammlungen, die das Volk selbst aus seiner Mitte erwählt. Setzen im Allgemeinen alle republikanischen Verfassungsformen eine hochgradige politische und moralische Bildung des Volks voraus, so ist doch die demokratische für die Dauer nur unter dieser Bedingung möglich, weil sie dem Individuum höhere und gewichtigere Pflichten auferlegt, größere Hingabe an das Staatsganze fordert, neben stark entwickeltem Selbstständigkeitsgefühl auch eine ebenso große Fähigkeit verlangt, das einzelne dem Gesammturtheil zu unterwerfen — kurz, möglichst vollkommene Menschen zu ihrem Bestehen bedingt, und in diesem Falle freilich auch, wie die griechischen Demokratien beweisen, sehr segensreich wirkt.

Gelangt dagegen die blöde, zügellose Masse zur Herrschaft, entwickelt sich die Ochlokratie (die Pöbelherrschaft), so ist der Staat damit meist an den Rand des Abgrunds gelangt, denn sie entartet in Anarchie oder Communismus, Zustände, die, obgleich sie nur von geringer Dauer sein können, doch die Fundamente der Cultur erschüttern und den Ruin herbeiführen. Die Idee des Communismus war den Griechen auch nicht fremd, und manche Verfassungen, hauptsächlich die oligarchische der Spartaner, war von ihr durchdrungen.

Auch die Idee der föderativen Republik finden wir zu verschiedenen Zeiten kräftig entwickelt, so bildeten z. B. die achäischen Städte einen Bund nach Art der phönizischen. Zum Schutz der religiösen Heiligthümer bestanden freilich auch zu allen Zeiten Städtebündnisse, und bei den beständigen Kämpfen der Großstädte gegen einander um die Hegemonie (die Führer-

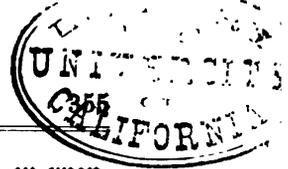
schaft), suchten diese sich durch Bündnisse mit kleinen Staaten und Städten zu kräftigen; diese Verbindungen waren jedoch weit entfernt, politische einheitliche Organismen zu bilden. Im Allgemeinen führten Sparta, das Haupt der Oligarchie, und Athen, das Haupt der Demokratie, die Hegemonie.

Nehmen wir dazu noch, daß es Griechenland auch nicht an einem Terrorismus gebrach, der an Furchtbarkeit relativ nicht hinter den Ereignissen der französischen Schreckensherrschaft zurückblieb, so sehen wir, daß auf dem räumlich so engbegrenzten Boden dieses Landes im Laufe seines geschichtlichen Lebens die Prototypen aller Staatsformen, Verfassungen und Zustände vertreten waren, die die politische Geschichte der Welt aufzuweisen hat. Despotie ist in der Republik wie in der Monarchie denkbar und dagewesen; in dem Sinne, den wir oft mit dem Begriffe derselben verbinden, nämlich als Staatsform ist sie in Griechenland allerdings nicht zu finden, dazu war das Freiheitsgefühl zu stark entwickelt. Die Centralisation der Macht des ganzen Landes in einer Hand, war dort ebenfalls nie möglich, Griechenland ist daher auch nie ein Reich gewesen.

Die republikanische Staatsform ist aber nach Allem diejenige, die Griechenland zur Bedeutung führte, das Königthum gehört fast ganz der vorhistorischen Zeit an, die sich in den Heldensagen und Mythen spiegelt.

Auf die materielle Cultur einzugehen ist hier nicht der Ort; die Kunstideale zu behandeln würde ebenfalls zu weit führen. Das Streben nach Harmonie, vollendetem Ebenmaß, die Vermeidung alles Unnatürlichen waren die Grundlagen für das künstlerische Schaffen, das echt Menschliche war das Maß und Vorbild. Besondere Beachtung beansprucht hauptsächlich nur die Musik, die den Griechen nicht allein als Mittel zur angenehmen Zerstreuung der Zeit, sondern als ein

sehr gewichtiger Erziehungsfactor galt; theoretisch war sie daher auch sehr bedeutend entwickelt, in der Praxis dagegen ist wohl nicht entsprechend viel geleistet worden. Auch im socialen und religiösen Leben spielte sie eine sehr gewichtige Rolle. Der ursprüngliche Zweck, dem alle Künste dienen, war ja natürlich die Religion, und in dem Maße, wie die rohen Vorstellungen des im Sinnenleben noch befangenen Volkes sich allmählig veredelten, um endlich die höchste Vollendung zu erreichen, deren der Pantheismus und Polytheismus überhaupt fähig sind, entwickelten sich auch die Künste, die nur berufen waren, die religiösen Vorstellungen in den herrlichsten Formen zu verkörpern, ihnen zum Auspuß zu dienen und sie den niedern Massen in schöner und verständlicher Weise zum Bewußtsein zu bringen. So wirkten sie endlich nicht nur veredelnd auf den Geist, sondern auch bildend auf den Geschmack, weckten bis in die niedersten Schichten den Sinn für das Schöne und dadurch für das Sittliche und Gute. Auge und Ohr wurden unaufhörlich geschult, durch sie gingen unbewußt die Kunstideale in die Seele der Sehenden und Hörenden über; und in Athen war die Masse der Sculpturen, die zur Bildung des Volksgeschmacks, zur Vertiefung des religiösen Bewußtseins in den Straßen, auf den Plätzen, in den Tempeln aufgestellt waren, so groß, daß sie nach vielen Tausenden zählte, und daß die Schriftsteller von einer marmornen Bevölkerung neben der lebenden sprechen konnten. Die Entwicklung der Künste war natürlich auch in Griechenland keine andere als in jedem andern Lande. Aus den primitivsten Anfängen, und zwar meist im Anschluß an die mesopotamisch-vorderasiatisch-phönizisch-ägyptischen Vorbilder, sehen wir die einzelnen Künste sich entfalten, indem zuerst das instinctive Bedürfniß die nachahmende Ausübung bedingt. Dadurch werden die latenten Fähigkeiten ausgebildet und die



Künstler fangen an, sich von den fremden Mustern zu emancipiren, sie mit den eigenen traumhaften, unbewußten Schönheitsidealen zu verbinden, bis diese endlich den Sieg davontragen und die Grundlage für ein System werden, dessen Wesen sie wie mit Gesetzeskraft bestimmen. So machten auch die Künste, die Kunsttechnik und alle ihnen untergeordneten Gewerbe alle Entwicklungsphasen durch, die nur denkbar und möglich sind, um endlich im Laufe von etwa fünf Jahrhunderten die höchste Staffel der Vollendung zu erreichen. Die Nachwelt mußte dann in die Kunstschule Griechenlands gehen, um dort auf wissenschaftlichem Wege die Regeln und Gesetze zu ermitteln, die der Kunstsinne des Alterthums unbewußt in natürlicher Entwicklungsfolge aus sich heraus geschaffen, nach denen er sich in Formen ausgesprochen hatte, und die somit den Werth von Naturgesetzen erhalten, welche sich aber nur dem harmonisch durchgebildeten Geiste offenbarten. Harmonische Ausbildung aller Kräfte war indessen das bewußte Streben des Griechen, einer der Fundamentalsteine seines Staatsgebäudes, wie seines ganzen Lebens.

Die Offenbarungsformen, unter denen das Göttliche dem Geiste der Griechen zum Bewußtsein gelangte, waren die der indogermanischen Rasse gemeinsamen. Die Naturkräfte und Elemente, in der Folge Himmel und Erde, Sonne und Mond, waren die Theile, in die das Wesen des Göttlichen aufgelöst wurde. In der Religion der Griechen finden wir nun wieder eine höchst complicirte Mischung von verschiedenartigen Elementen; die Grundideen sind durchaus indogermanisch, auf der langen Wanderung waren aber unter den fremden Einflüssen manche derselben verwischt, und statt der arischen Mythen semitische, durch Vermittelung der Phönizier auch viele ägyptische angenommen worden. Die Erinnerung an die alt-arischen Göttersagen

hatte sich aber bei manchen griechischen Stämmen, die das arische Wesen reiner bewahrt hatten, erhalten, diese gingen mit den fremden eine Verbindung ein, und die Folge davon war, daß die Mythen vielen Schwankungen unterworfen waren, die bald das arische, bald das semitische deutlicher hervortreten lassen. Die Gestalten ferner, unter denen die göttlichen Offenbarungsformen symbolisirt und verkörpert wurden, und die Heroen und Heroinen tragen zum größten Theil die Merkmale der ägyptisch-phönizischen an sich, abgesehen davon, daß eine Reihe von ihnen sammt ihren Sagentreisen direkt von den Phöniziern entlehnt ist, wie Herakles, Bacchus-Dionysos, Aphrodite. Die Gesamtzahl aller Götter, Halbgötter und Heroen ist ungeheuer groß, im Großen und Ganzen wurden jedoch sechs Götterpaare als die großen Götter betrachtet, nämlich Zeus und Hera, Poseidon und Demeter, Hephästos und Hestia, Ares und Aphrodite, Apollo und Athene, Hermes und Artemis. Unter ihnen überwiegt Zeus so sehr, daß er als Eingott betrachtet werden kann, und in seinem Cultus erhebt sich der religiöse Geist auch wiederholentlich zum Monotheismus. Er, der Vater Zeus, der leuchtende Taghimmel, war wohl auch der Führer der hellenischen Stämme nach Griechenland; ihm gehörte das älteste Heiligthum, die heilige Eiche zu Dodona an, worin der echt arische Baumcultus sich deutlich zu erkennen giebt. Dieser spielt überhaupt in der ganzen Mythologie der Griechen eine sehr gewichtige Rolle; die ganze Pflanzenwelt schien ihnen belebt und zwar vorwiegend mit weiblichen Wesen. Auch die Musen, anfänglich drei, dem Tanz, Gesang und Spiel entsprechend, sind ursprünglich Wald- und Quellnympfen; die Bewegung des Waldbachwassers, sein Rauschen und das der Bäume, der Gesang der Vögel, sind in ihnen zu concreten Formen verkörpert.

Hinter Zeus aber, der das Weltganze in sich zusammenfaßt, tritt noch eine Gestalt hervor, der er selbst unterworfen ist: das Geschick. Diese geheimnißvolle, niemals körperlich dargestellte Gottheit ist wohl der Ausdruck des die Abhängigkeit des Weltorganismus von einem ihm innewohnenden Lebensprincip ahnenden Geistes, und es ist fraglich, ob nicht in den Mysterien auch ihr Wesen zum Gegenstand theologischer Speculationen gemacht worden ist. Im Ganzen dürfen wir freilich nicht annehmen, daß in den Mysterien, unter denen die eleusinischen die bedeutendsten waren, Culte zu sehen sind, die sich an Erhabenheit der Auffassung mit den ägyptischen messen dürfen; sie entarteten vielmehr frühzeitig, leisteten dem Aberglauben und andern Schmarozern wahrer Religion Vorschub, und dienten auch subjectiven Interessen der ihnen anhängenden Individuen, dem Protectorenthum und Nepotismus. Andererseits unterliegt es aber wiederum keinem Zweifel, daß durch die Mysterien die Grundlagen geschaffen wurden, auf denen das Christenthum fußte, daß der Geist der Griechen durch Vertiefung in die religiösen Ideen befähigt wurde, den zum Monotheismus sich erhebenden philosophirenden Geist, die Idee des Logos und die Lehre des Paulus zu verstehen. Daß die Philosophen sich von den Mysterien fernhielten und sich sogar nichtachtend über sie aussprachen, beweist entweder, daß zur Zeit der höchsten Entwicklung der Philosophie der Mysteriendienst schon vollkommen in einem geistlosen geheimnißkrämmerischen Formalismus aufgegangen war, oder, daß die Ideen der Mysterien sich nicht bis zur Höhe des Monotheismus aufschwangen, den die Philosophie erreichte. Das Ceremoniell des Mysteriendienstes, beispielsweise das Verabreichen von Wein und Brod und viele Einzelheiten gingen zum großen Theil wenig verändert in die christliche Kirche über. Wenn der Grieche sich seine Götter unter dem Bilde

veredelter Menschlichkeit vorstellte, während der Indier sich fragenhafte Götzenbilder schuf, der Germane sie als furchtbare Riesen sich dachte, so brauchen wir uns nur wieder die Natur Griechenlands in Erinnerung zu rufen. Die Erscheinungen derselben waren nicht schreckenerregend, der Mensch fühlte sich deshalb seinem Gotte näher und ähnlicher, weil dieser in seinen Thaten nicht gar zu weit über das Maß des Menschlichen hinauszugehen schien. Pindar spricht den Gedanken ähnlich aus:

Eins ist der Menschen, eins der Götter Geschlecht:
 Von einer Mutter athmen wir beiderseits,
 Aber gänzlich geschieden trennt uns der Kräfte Maß,
 So daß das Eine ein Nichts, dort der eberne Himmel
 Bleibt ein ewig sicherer Sitz.
 Dennoch gleichen in etwas,
 Sei es an hohem Verstand oder an Körperkraft, wir den Unsterblichen;
 Wissen wir gleich nicht, welchem Ziel,
 Weber bei Tage, noch bei Nacht,
 Das Schicksal uns entgegenzulaufen gebeut.

Der theogonischen Entwicklungsstufen sind drei: die erste umfaßt die chthonischen Götter, die zweite die Naturkräfte in ihrer Zügellosigkeit, die dritte die Elemente in ihrem Verhältniß zum Menschen, und diese Götter sind zugleich die Träger der sittlichen Vorstellungen. Auch in der Theogonie und Göttergenealogie begegnen wir bei den verschiedenen Schriftstellern sehr abweichenden Vorstellungen. Am allgemeinsten anerkannt ist die folgende Entwicklung.

Im Anfang war das Chaos, von dem Erebus (Finsterniß) und Nyx (Nacht) abstammten; dann entstand Gaia, die Erde, Tartaros, der Abgrund unter der Erde, und nach einigen Schriftstellern Eros, die Liebe, welcher Gott nach andern als Sohn der dem dritten Geschlecht angehörenden Aphrodite bezeichnet wird. Von Gaia stammen Uranos

(Himmel), die Gebirge und Pontos (das Meer). Himmel und Erde, Uranos und Gaia verbinden sich, und es entsteht das zweite Geschlecht, bestehend aus den Titanen, Cyclopen und Hekatoncheiren (Hunderthänder), den Naturkräften. Uranos haßt aber seine Kinder, verbirgt sie, so daß sie nicht an das Tageslicht kommen; Gaia, darüber erzürnt, veranlaßt einen der Titanen, Kronos, den Vater zu stürzen. Das geschieht und Kronos, wohl der nächtige oder winterliche Himmels-gott, verbindet sich mit der Titanin Rheia (die Erde), deren Kinder das dritte Geschlecht bilden. Kronos verschlingt seine Kinder, damit es ihm nicht ergehe wie seinem Vater Uranos. Rheia aber giebt ihm statt des jüngsten: Zeus — einen Stein und verbirgt das Kind in Kreta, wo es schnell heranwächst, dann Kronos stürzt und ihn zwingt, die verschlungenen Kinder wieder zu geben. Mit ihnen, den Cyclopen, die ihm Donner und Blitz geben, und den Hekatoncheiren beginnt er nun vom Olymp aus den Kampf gegen die Geschwister des Kronos, die Titanen, die sich auf dem Othrys befinden, besiegt nach einem Kampf, der zehn große Jahre dauert, die Gegner und bringt sich und seine Geschwister Hestia (das Herdfeuer), Hera (die Erde), Hades (die Unterwelt), Poseidon (das Meer), Demeter, ebenfalls eine Erdgottheit, dauernd zur Herrschaft, in der er durch seine Kinder, Hephästos, Ares, Pallas Athene, Apollo, Artemis, Hermes, Aphrodite unterstützt wird.

Den Entwicklungsgang der ethischen Vorstellungen können wir ebenfalls bei den Griechen mühelos studiren. Der allgemeine Rechtsbegriff regelt sich nach der Summe der Individualbegriffe, und schließt sich somit an die realen Verhältnisse des nationalen Lebens an: die Sitte wird Gesetz; das Ideal des Menschenthums wird das Maß des Sittlichen, das im Ganzen mit dem Schönen und Guten, mit dem wirklich Seienden übereinstimmt. Die Uebertretung dessen, was das

Gesamttgewissen als Sittengesetz erkannt und eingesezt hat, involvirt die Schuld; diese wird verursacht durch eine Verunkelung der Erkenntniß dessen, was die herrschende Sitte ausmacht, und sie wird gesühnt durch den Tod. Die Vorstellungen vom Leben der Seele nach dem Tode sind innerhalb des Rahmens der homerischen Dichtungen sehr verschieden. Ursprünglich wurden die Seelen unkörperlich gedacht; der kindliche Geist vermochte aber diesen Gedanken nicht festzuhalten: die Schatten erhalten daher Stimmen, trinken Blut, empfangen allmählig die Kraft des Gedächtnisses an die Ereignisse des Lebens; so zürnt Ajax dem in der Unterwelt erscheinenden Odysseus. In späteren Theilen der homerischen Dichtung wird der Hades zu einem vollständigen Todtenreich mit verschiedenen Abtheilungen für die Verstorbenen; Todtenrichter herrschen über diesen nächtigen Gefilden; die Idee der Vergeltung bricht sich Bahn, die Todten bleiben im vollen Besiz ihrer Geisteskräfte und setzen somit das irdische Leben nach dem Tode im Hades fort. Daneben entwickelt sich unter orientalischem Einfluß die Vorstellung von der Seelenwanderung, die ungefähr um 600 v. Chr. auftaucht.

Der Individualismus hatte, wie wir gesehen, freie Staatsverfassungen im Gefolge gehabt, und wenn auch die republikanische Staatsidee in der Hingabe des Individuums an den Staat, in seinem Aufgehen im letzteren wurzelt, — welche Idee von Plato bis zum höchsten Grade sublimirt wurde, — so wurde das Freiheitsgefühl des Einzelnen durch seine organische Gebundenheit an das Ganze doch nicht verletzt. Gesah dies, so trat der Individualismus wieder in seiner ganzen Kraftentfaltung für das Ideal der Freiheit ein, und so kam es, daß die Staatsidee alle Entwicklungsphasen durchmachte, daß eine Regierungsform die andere ablöste. Das griechische Volk wurde darüber zu einem Volk

von Politikern, dem die politische Freiheit über Alles ging, und diese mußte wieder ungemein bildend auf den Geist wirken. Jedes Individuum wurde durch die active Theilnehmung am öffentlichen Leben, durch den Gedankenaustausch über brennende Tagesfragen, im Denken geschult, und die höher beanlagten wurden dadurch in den Stand gesetzt, nicht nur die politischen und Gerichtsreden zu verstehen, sondern auch den Vorträgen der Philosophen über abstracte Themata zu folgen. So wurde durch die politische Freiheit der Fruchtboden für den philosophirenden Geist geschaffen. Durch die Thätigkeit seiner Sklaven, durch die Verwaltung seines Hauses und die Erziehung seiner Kinder durch die Frau oder den Staat, war der Bürger ferner der häuslichen und materiellen Sorgen enthoben und dadurch befähigt, seinen Neigungen vollständig zu leben. Diese Sorgenlosigkeit aber beeinflusste in außerordentlichem Maße die Leistungsfähigkeit des griechischen Geistes auf dem Felde der Dichtung, und bewirkte auch die Freude an schönen poetischen Schöpfungen, der wir bis in die niederen Schichten der griechischen Gesellschaft begegnen. Das Verständniß und die Empfänglichkeit dafür wurden allerdings durch viele andere Umstände noch erhöht oder geschaffen. Frohsinn war der Grundton des griechischen Volkslebens; Gesang, Spiel und Tanz, lyrische Dichtungen waren daher überall gepflegt; die glänzenden heitern Götterculte mit ihren Proceffionen und ihrem auf sinnliche Eindrücke berechneten Ceremoniell beförderten die lyrische Stimmung. Die Theater, die poetischen Wettkämpfe, die großen nationalen, jährlich oder in Zwischenräumen von einigen Jahren wiederkehrenden Feste wirkten belebend, belehrend, anspornend und erheiternd zugleich, machten den Geist auch für höhere Interessen empfänglich, und brachten einen Ideenaustausch aller griechisch sprechenden Stämme mit sich. Durch alle diese zusammenwirkenden Ur-

sachen wurden bei den Einen die geistigen Fähigkeiten zur Thätigkeit geweckt, bei den Andern aber der geistigen Erschlaffung entgegengewirkt, die Kraft der Reception wach erhalten.

So bleibt uns denn nunmehr übrig, einen Blick auf die Entwicklung des griechischen Geistes zu werfen, wie er sich in der schönen Literatur und in der Philosophie, dem Quell der Wissenschaften, spiegelt.

Nachdem sich in den frühesten Zeiten die Gottesidee in feste Formen verkörpert hatte und in den Mythen niedergelegt worden war, gingen die Lieblingsgötter des Volkes im Munde und Geiste desselben in Helbengestalten über, auf die Alles niedergeschlagen wurde, was aus der Zeit des Vorigens der Kraft, aus der Zeit der Wanderung an kühnen Thaten in der Erinnerung geblieben war. Dies wurde verbunden mit den in den Götterschicksalen gespiegelten Entwicklungsphasen des Naturlebens, mit dunklen Traditionen über andere Völker, und über Handels- und Colonialfahrten, um dann in der concreten Heldenrede des Kindeszeitalters sich zur Helbendage zu gestalten, und in rhythmischer Form und unter Musikbegleitung vorgetragen zu werden. Solche Einzeldichtungen, Rhapsodien, wurden dann später von einem Dichter zu einem Epos zusammenschmolzen, und so entstand die homerische Dichtung, die ihre endgültige Gestalt wohl unter Pisistratus oder den Pisistratiden, also ca. 550—500 erhielt, und in die Ilias und Odyssee zerfällt.

Die Thaten der Vorzeit sind in diesen beiden Dichtungen in volksthümlicher Weise erzählt und geben den kindlich naiven Geist der Entstehungszeit ihrer einzelnen Rhapsodien noch deutlich zu erkennen. Die Iliade enthält die Schilderung der Belagerung und der Einnahme von Troja, und beginnt mit dem für die Griechen so verhängnißvollen Jörn

des Achilles und dem Streit der Griechenfürsten, während die Odyssee die Irrfahrten des von Troja zurückkehrenden Odysseus erzählt. Diese letztere ist es auch besonders, die wegen ihrer einfachen und treuen Natur- und Charakter-schilderungen und wegen vieler anderer Schönheiten so hoch geschätzt wird, während die Iliade sich mehr in blutigen Kampfszenen ergeht. Scharfe Beobachtung, der auch die kleinsten Einzelheiten nicht entgehen, harmonische Verarbeitung des reichen Stoffes, einfache und schöne Natürlichkeit sind die Vorzüge dieser Dichtung, die, weil sie das Produkt eines Jahrhunderte lang dichtenden und sichtenden Volksgeistes war, so viele Schönheiten aufzuweisen hat, daß man ihr den ersten Platz unter den epischen Dichtungen nicht versagen kann. Die Natur ist in ihr in Verse gebracht und tritt in dieser Gewandung vor unsere Augen, darum welken diese ersten Blüthen der europäischen Literatur auch nicht, die Bedingungen des ewigen Lebens sind ihnen eingeprägt.

Die folgenden Jahrhunderte zeigen vor Allem eine Nachahmung der homerischen Werke, denn eng an Homer, den die Literaturgeschichte um 950 v. Chr. ansetzt, schließen sich die Homeriden oder Kykliker, die die Sagen einzelner Helden in kleineren Gedichten behandelten, und ihre Stoffe zum Theil aus ihrem großen Vorbild entlehnten, wie es so viele Andere hinsichtlich der Form, des Geistes, der Disposition der Dichtung bis in die neuesten Zeiten gethan. Die epische Dichtungsform erlitt bald eine Erweiterung durch Hesiod, der etwa hundert Jahre nach Homer lebte und in seinem Hauptwerke: „Werke und Tage“ das alltägliche Leben, die bäuerlichen Sitten und Verhältnisse, untermischt mit Lehren, Lebensregeln und Mythen, episch behandelte. In einem anderen Werke, der Theogonie, versuchte er die ganze Mythologie seines Vaterlandes darzustellen.

Mit den Werken dieser beiden Dichter ist die Blüthe der epischen Dichtkunst vorüber, denn alle ferneren Versuche bis in die alexandrinische Zeit blieben entweder Nachahmungen Homers, wobei beschränkte Stoffe in die Breite gezogen wurden, damit eine ansehnliche Zahl von Gesängen herauskam, oder sie waren gelehrte Produkte, denen es an Natur und wahrer Poesie fehlte, Mängel, die die jugendliche Literatur der Völker, die die Naturpoesie und die Producte wirklicher dichterischer Talente nie zeigen, die aber bei der Kunstpoesie sich fast jedesmal da einstellen, wo die Kunst und der Verstand das Talent und die Natur ersetzen sollen.

Der zum Selbstbewußtsein erwachende Geist konnte auch nicht mehr an Sagen und Märchen Gefallen finden, er verlangte eine andere Nahrung. Gefühl und Empfindung, Lebensfreude, Hoffnung, die Begleiter der frohen Jugendzeit, die alles im rosigsten Lichte erblickt, durchbrechen die Schranken des kindlich naiven Geistes und treten unter den heitern Tönen der Lyra in lyrischem Gewande auf: es erblüht die Lyrik, die sich bald in die verschiedensten Dichtungsarten spaltete. Politische und Siegeslieder, die die Sieger bei den olympischen, nemäischen und isthmischen Spielen behandelten, erotische und elegische, Trink- und Tafellieder entstehen in dieser glücklichen Zeit. Sappho, Myrtis, Korinna und ihr großes Gefolge von Dichterinnen; Arion, der Töne Meister, Solon, der große Gesetzgeber, den wir hier als elegischen Dichter kennen lernen, Ibycus, der Götterfreund, Anacreon, der lebensfrohe Sänger der Liebe und des Weins, Pindar, der erhabene Sänger der Sieger in den nationalen Spielen, sind Namen, die in eines Jeden Ohr bekannt anklingen, und die als die ersten in jener Epoche vor allen andern hervorragen. Die lyrische Strömung ergriff selbst den speculativen Geist, und zwang ihn, sich in dichterischen Formen kundzu-

geben: didaktische Sprüche und Epigramme, die ihrem innern Wesen nach einer andern Lebenszeit der Völker angehören, entstehen in der lyrischen Periode, die etwa von 700—500 dauerte und um 530 ihre schönsten Blüthen trieb.

Nach dieser Seite hin hatte sich der griechische Geist nunmehr ebenfalls erschöpft, denn die Leistungen der Alexandriner auf diesem Felde der Dichtung frankten an denselben Fehlern wie die epischen.

Es konnte auch nicht anders sein, denn es nahte die Zeit des Kampfes, da die lyrischen Gefühlsäußerungen nicht mehr angemessen waren, und der griechische Geist schwingt sich auf zum höchsten Fluge, den der Geist der Menschheit wagen durfte, verkörpert den irdischen Kampf in der poetischen Form des Dramas, das in sich Religion, Epos und Lyrik durch das Medium der Handlung zu harmonischem Ganzen verbindet. Denn der Ursprung des Dramas ist ein religiöser, seine Verwicklungen werden durch die Grundsätze der Ethik bedingt; seine Chöre sind lyrisch, die Behandlung seiner Stoffe ist episch. Erwiesenermaßen ist der Cultus des Bacchus-Dionysos und die damit verbundenen Aufzüge als Ursprung des Dramas anzusehen, das sich nun hauptsächlich in Attica und in Sicilien ausbildete und an beiden Orten zum Theil verschiedene Gestalten annahm. Es lag wohl nahe, ähnliche Aufzüge nicht nur für Dionysos, sondern auch für andere Götter zu veranstalten und ihren Mythos scenisch anschaulich zu machen, dasselbe später auch auf den ganzen Sagenkreis der Griechen, auf die Halbgötter, Heroen und Königsgeschlechter auszudehnen.

Diese Darstellungen beschränkten sich zunächst auf Aufzüge und Chorgesänge, wobei der religiöse Ernst gewahrt und so die ernste Tragödie vorbereitet wurde. Unter Betonung der heiteren Seite dieser Processionen und aus der-

selben Quelle floß die Komödie und das Satyrdrama, welches letzteren Bestimmung nicht deutlich erhellt, um so mehr, als nur ein solches vollständig erhalten ist. Zur Belustigung des Volks zogen ferner im Lande Leute herum, die komische Scenen des gewöhnlichen Lebens — hauptsächlich mimisch — darstellten oder durch Witz und Späße ihre Zuhörer zu ergötzen suchten.

Die Tragödie bestand also zuerst aus Chorgesängen, bis ihnen allmählig ein einzelner Sprecher, der Held der dramatischen Handlung, beigelegt und so der Dialog zwischen dem Chor und dem Schauspieler hergestellt wurde. So weit hatte sich das Drama entwickelt, als Aeschylus auftrat, der eigentliche Begründer des regelmäßigen Zwiegesprächs durch Einführung des zweiten Schauspielers. Er wurde 525 geboren und zeichnete sich in den Kämpfen gegen die Perser durch seine Tapferkeit aus, besonders in der Schlacht bei Salamis (580), die für uns das Interessante hat, daß Aeschylus an diesem Tage mitkämpfte, Sophokles als Jüngling in dem feierlichen Tanze um die erbeuteten Kriegstrophäen mitwirkte und daß Euripides an demselben Tage geboren wurde.

Rauh und unvollkommen in den Formen seiner Dichtung ist Aeschylus gewaltig in seiner dramatischen Composition: der Kampf des Menschen mit dem unabwendbaren Schicksal zeigt sich uns in seinen Werken in seiner ganzen Unerbittlichkeit. Bei ihm sind die Stoffe, die Gestalten heroischer als bei Sophokles; die tragische Kraft erreicht unter seiner Hand ihre höchste Steigerung. Bei Sophokles hingegen ist Alles menschlicher und natürlicher; seine Formen sind abgerundeter, harmonischer, ohne daß seine Dramen dadurch in ihrer Wirkung verlieren, und in den drei zusammenhängenden Dramen: König Oedipus, Oedipus in Kolonos und vor Allem in

Antigone, seinen Meisterwerken, weiß er die Stoffe so sicher zu ordnen und die Macht des Geschicks, den Conflict zwischen äußerer und innerer Pflicht in Antigone so ergreifend und natürlich zu malen, wie es in solcher Einfachheit keiner seiner Nachahmer vermocht hat.

Um Euripides zu verstehen, muß man wieder die Zeitverhältnisse sehr scharf ins Auge fassen, denn in seinen Werken zeigen sich schon die Spuren des geistigen Verfalls. Euripides war trotzdem oder vielmehr gerade deshalb der Liebling des Volks seiner Zeit, weil, wenn auch das Hochtragische bei ihm mehr und mehr schwand, er es doch verstand, das Rührende hervorzuheben und durch complicirteren Bau, durch Einflechtung der Intrigue, durch klingende Worte, rhetorische Formen, durch die Sprache des gewöhnlichen Lebens das Interesse der Zuhörer zu gewinnen. Zugleich vertrat er die Richtung der Sophistenschule, die damals auf die Geschmacksrichtung einen sehr bedeutenden Einfluß ausübte. Während er einerseits vergöttert wurde, fand er wegen all dieser Eigenschaften seiner Dramen auch zahlreiche Gegner, besonders in den Komödiendichtern und vornehmlich in Aristophanes, der in seinen Dichtungen die ganzen Zustände und Alles, was zum Verfall Athens während des unheilvollen peloponnesischen Krieges beitrug, mit seinem unerschöpflichen Spott und Humor geißelte, ja selbst hervorragende Staatsmänner, besonders den Demagogen Kleon, in empfindlichster Weise mitnahm. Mit dem Ende des peloponnesischen Krieges (404) war auch die „alte“ politische Komödie zu Grabe getragen, denn Athens Macht war gebrochen, Sparta triumphirte, und die dreißig Tyrannen, die über Athen eingesetzt waren, konnten diese Gattung von Komödien in ihrem eigenen Interesse nicht länger dulden. Es begann die sogenannte „mittlere Komödie“, die ihre Stoffe aus dem bürgerlichen Leben wählte und allmählig in der

„neuen“ attischen Komödie, deren hervorragendster Dichter Menander (342—290) war, unterging.

Die freie republikanische Staatsform hatte indeß schon vor Perikles dazu beigetragen, andere Zweige geistigen Schaffens auszubilden, und in dem Grade, wie die Poesie im engeren Sinne des Worts schwand, erhob sich, mit sagenhaften Erzählungen beginnend, die Geschichtschreibung, die in Herodot ihren ersten bedeutenden Bearbeiter, ihren „Vater“ fand, und die nach ihren verschiedenen Richtungen hin noch in der perikleischen Epoche durch manche andere große Schriftsteller wie Thukydides und Xenophon weiter ausgebildet wurde. Vor Allem war aber eine Frucht des öffentlichen Lebens in Athen die Rhetorik, die Redekunst, die durch zehn berühmte Redner entwickelt wurde, ehe das öffentliche republikanische Leben überhaupt in der macedonischen Herrschaft unterging. Sokrates, Isäus, Hyperides, vor Allen aber Demosthenes, der Todfeind des Königs Philipp von Maceдонien und seiner für Griechenland verderblichen Politik, und Aeschines, der feile Vertheidiger dieser Politik, sind die hervorragendsten Rednernamen aus der Zeit von Perikles bis etwa zum Tode Alexanders des Großen (323).

Der Naturtrieb, der die Menschen veranlaßte, nach dem Ursprung der Dinge zu forschen und sie auf diesem Wege zur Erkenntniß Gottes gelangen ließ, der Wissenstrieb, entwickelte sich nach einer andern Seite hin zur Philosophie, die sonach mit der Religion und allen Wissenschaften aus einem Boden erwachsen ist. Sie entstand aber erst, nachdem sich das verstandesmäßige Denken von den Fesseln des Glaubens losgesagt hatte, denn ihr Wesen besteht nicht in den Phantasmagorien eines gläubigen Gemüths, nicht in der Erkenntniß durch bloße Anschauung, sondern sie gelangt erst zur Herrschaft, wenn der Verstand mit Selbstbewußtsein den

Gesetzen der Natur, den letzten Gründen aller physischen und metaphysischen Erscheinungen nachspürt, die sinnlich und seelisch wahrnehmbaren Objecte einer denkenden Untersuchung unterwirft und unbeirrt durch irgend welche Rücksichten nur der Erkenntniß der absoluten Wahrheit entgegenstrebt.

Der menschliche Geist ist zunächst den Sinnen unterworfen, wird dann durch das Gefühl beherrscht, und erst, wenn er sich von beiden befreit, kommt er als Verstand zur Geltung, um endlich als Vernunft die höchste Staffel seiner Entwicklung zu erreichen. Nur diese beiden letzten Stadien also kommen für die Philosophie in Betracht und damit sind denn auch die Grenzen dieser Wissenschaft gesteckt.

Sehen wir nun den Geist der Völker des Orients sich zu bedeutender Höhe der Entwicklung aufschwingen, so bleibt er doch meist im Bann der Religionen und des Subjectivismus, die Geschichte der eigentlichen Philosophie, die sich selbst Zweck ist, beginnt daher erst mit den Griechen. Auch bei ihnen stand sie im Anfang noch unter der Oberherrschaft der Sinnenwahrnehmung und der religiösen Vorstellungen; bald aber befreit sich der philosophirende Geist von allen Fesseln, die seine Entwicklung hemmen, um sich dann in ebenso gleichmäßiger, natürlicher und harmonischer Weise zu entfalten wie alle übrigen Zweige der psychischen Cultur der Griechen. Ja noch mehr, die Geschichte der griechischen Philosophie zeigt uns das Bild der Entwicklungsphasen des philosophirenden Geistes der Menschheit in treuer Spiegelung; nur eine, die letzte Phase, blieb der Zukunft vorbehalten, und diese trat erst unter Kant ein.

Als die Vorläufer der Philosophie können die unter dem Namen der sieben Weisen bekannten Männer gelten, die eine praktische Moralphilosophie lehrten, welche in den gnomischen Sprüchen gipfelte:

Solon: Nimmer zu viel!

Thales: Immer nur eines zu ergründen, nur nach einem Ruhme zu streben!

Pittakus von Mitylene: Wohl erwäge die Zeit! Die Herrschaft zeigt, was an einem Manne ist!

Kleobulos von Lindos: Maß zu halten ist gut!

Periander, Tyrann von Korinth: Jegliches vorbedacht!

Chilon von Sparta: Erkenne dich selbst!

Bias von Priene: Mehrere machen es schlimm! (Viele Köche verderben den Brei.)

Wie die älteste Cultur Griechenlands überhaupt, so kam auch die Philosophie von Kleinasien und den ionischen Inseln nach Griechenland herüber. Die ersten Philosophen waren Jonier, d. h. Kleinasiaten und überhaupt muß bei dieser Gelegenheit in Erinnerung gebracht werden, daß auch die Philosophie der Griechen im Allgemeinen nicht außer Zusammenhang mit den philosophirenden Speculationen der Orientalen stand. Als erster Philosoph und Begründer der ionischen Schule gilt Thales, der ca. 640 in Milet geboren wurde. An ihn schlossen sich Hippi, Anaximander, Pherekydes, Anaximenes und andere an, die zusammen auch Hyliker genannt werden, weil sie die Hyle, die Materie, als Grundlage alles Bestehenden annahmen; sie suchten das Wesen des Seienden in den concretesten, materiellsten Begriffen des Wassers, der Luft u.

Zeitlich am nächsten steht ihnen Pythagoras, dessen Philosophie nicht allein im Alterthum außerordentlichen Einfluß auf die gesammte Cultur ausübte, sondern bis tief in das Mittelalter eine gewichtige Rolle spielte, weil ihr mystischer Charakter jener Zeit entsprach. Der Schwerpunkt der pythagoräischen Philosophie liegt jedoch auf dem Gebiete der Mathematik und Naturforschung, denen auch die Ethik und Metaphysik untergeordnet waren.

Die Eleaten gingen einen wesentlichen Schritt vorwärts, indem sie das „absolute Sein“ als Urprincip aufstellten und sich somit von der concreten Materie befreiten. Ihnen stellte der „dunkle,“ schwerverständliche Heraklit das „absolute Werden“ entgegen, indem er nachwies, daß Alles einer ewigen Wandlung unterworfen ist.

Den Ausgleich dieser beiden entgegengesetzten Schulen versuchte die atomistische, die die Atome, die untheilbaren kleinsten Stoffpartikelchen als Grundlage alles Seienden annahm; zu den Atomisten gehörte der „lächelnde“ Philosoph Demokrit von Abdera; ferner Empedokles, ca. 440 geboren.

Weit über alle diese erhob sich Anaxagoras von Klazomene, der Freund des Perikles; er war es auch, der die Philosophie nach Athen verpflanzte, wo sie von nun an dauernd ihren Sitz aufschlug. Anaxagoras kann für den Begründer des Theismus gelten, indem er einen immateriellen, ordnenden Weltgeist annahm und sich dadurch zu einer geläuterten Gottesvorstellung erhob, was ihn allerdings mit der Orthodorie in Conflict brachte und ihm eine Anklage wegen Atheismus zuzog, der er sich auf den dringenden Wunsch des Perikles durch die Flucht entzog, weil er sonst dem Tode verfallen gewesen wäre.

Zum Verständniß der Sophistik, die nun zur Herrschaft gelangte, müssen wir einen Blick auf die Zeitverhältnisse werfen, denn die Vorstellung, die wir heute im Allgemeinen mit dem Begriff Sophist verbinden, entspricht keineswegs der, die das Perikleische Zeitalter demselben beilegte. Das Wort bezeichnete ursprünglich nichts anderes, als was Philosoph ausdrückt und spricht durchaus keinen Tadel aus, vermittelt nicht den Gedanken des Schädigenden und Verwerflichen. Diese Nebenbedeutung erhielt das Wort erst zur Zeit der Entartung der Sophistik, als sie wirklich schädigend auf die

Moral einwirkte; betrachten wir sie dagegen vom cultur- und literarhistorischen Standpunkt, so müssen wir sie als das Spiegelbild und Kind ihrer Zeit, als den Factor der Aufklärung und Vermittlung betrachten.

Griechenland war unter der Führung Athens siegreich aus den Perserkriegen hervorgegangen und die Siegesfreude wirkte belebend auf den Geist der Nation, vorzüglich auf den der Athener, ohne doch zunächst in hochmüthige Sorglosigkeit auszuarten. Kräftige Männer traten an die Spitze der Regierung und legten der überschäumenden Volkskraft Zügel an, und als endlich Perikles die Leitung des Staats übernahm, entwickelte sich die gesammte Cultur unter seiner weisen Regierung zu einer Blüthe, die kaum je ihres Gleichen gehabt hat. In der absoluten Freiheit die Bedingung zum höchsten Staatsglück, zur vollen Entfaltung des Geistes, zur Förderung von Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe erkennend, verwandte er die ungeheuren Reichthümer, die durch die Kriegsbeute plötzlich in das Land gekommen waren, in besonnenster Weise zum Wohl des Staats. Auf der Basis der Solonischen Gesetzgebung stehend, vervollkommnete er die Verfassung den Zeitverhältnissen und den Interessen seines Volks, d. h. seiner Mitbürger entsprechend, die ihn als ihren ersten Bürger anerkannten und verehrten. Das Volk bis zum gemeinsten Mann hinunter hatte an der Staatsrettung mitgearbeitet, so sollte auch Jedem das ihm von Natur gebührende Recht und der Mitgenuß an der Beute zu Theil werden. Er führte Neuerungen ein, die unter der Leitung jedes Andern das Volk verderben mußten, unter der seinigen aber dem Volke zur Erreichung des höchsten Grades seiner Entwicklungsfähigkeit verhalfen.

Jeder sollte für die Dienste, die er dem Staat geleistet, im Stande sein, sowohl an der Verwaltung nach seinen

Fähigkeiten Theil zu nehmen, als auch die Vorzüge zu genießen, die zur Vervollkommnung des Geistes dienen; der Staat zahlte z. B. für das Volk das Theatergeld, damit es sich an den erhabenen Schöpfungen der großen Tragiker bildete. Der Handel blühte auf und führte Reichthümer und Producte herbei, von denen man früher keine Ahnung gehabt hatte. Diese hohe culturelle Entwicklung Griechenlands oder vielmehr Athens gab dem Lande und der Stadt einen neuen Charakter. Allmählig aber stellten sich auch Schäden ein, wie sie die goldenen Zeitalter meist im Gefolge haben, denn, ist einmal der Culminationspunkt erreicht, so ist eine Steigerung nicht mehr möglich, vielmehr beginnt die Zeit des — gewöhnlich sehr raschen — Verfalls.

Das Selbstbewußtsein, das Gefühl der Kraft, steigerte sich schnell, die Subjectivität kam zur Herrschaft, der Egoismus erfüllte jedes Individuum mit der Idee der Berechtigung zum Besitze aller Güter; der alte fromme Glaube war erschüttert durch die erweiterte Weltanschauung, durch das veränderte Leben, durch die Philosophie und die Skepsis (den Zweifel), die sie in ihrem Gefolge hatte; denn alle Versuche waren angestellt worden, die Räthsel der Natur zu lösen und sie alle hatten nur zur Bildung von Schulen und Systemen geführt, die sich gegenseitig bis aufs Blut bekämpften. Wie die großen Massen aber des Genußes aller Kunstzeugnisse, aller Producte der schönen Literatur theilhaftig wurden, so wollten sie auch alle Zweige nationalen Wissens und die Philosophie, bisher das Privilegium einiger Privatpersonen, in ihren Bereich ziehen. Diesem zeitgemäßen Streben kamen die Sophisten entgegen, indem sie, die Philosopheme aller Zeiten studirend, im Hinblick auf den herrschenden Zeitgeist eine praktische, Jedermann verständliche und für Geld zugängliche Popularphilosophie vortrugen. Ihre zeitgenössische

moderne Weltanschauung brachte sie aber mit der Theologie, und ihre Skepsis mit der Philosophie in Conflict, aus der sie durch eine glänzende und scharfsinnige Dialektik als Sieger hervorzugehen bemüht waren. Dieses subjective Streben, die Oberflächlichkeit ihres Wissens, die Nothwendigkeit des infolge des vertheuerten Lebens gesteigerten Erwerbs brachten sie dahin, nur ihre eigennützigen Ziele zu verfolgen, ihre blendende Rhetorik so weit als möglich auszubilden, den Inhalt darüber ganz zu vernachlässigen, Parteiinteressen durch die Kunst ihrer Rede zu dienen. Dadurch aber wurde die Sophistik verderblich und im höchsten Grade gefährlich für das Leben der Nation, und hiergegen wie überhaupt gegen die Hohlheit und Oberflächlichkeit der allgemeinen Bildung seiner Zeit anzukämpfen war die Aufgabe, der Sokrates (470 bis 399 v. Chr.) sich widmete und der er sein Leben opferte. Denn es war ein wunderbares Spiel des Schicksals, daß er durch die Intriguen derer, die er in ihrer Selbstschätzung gekränkt hatte, gerade dessen angeklagt wurde, was er sein Leben lang bekämpfte: des Atheismus und der Verderbung der Sitten.

Durch Sokrates wurde die Philosophie erst, was sie sein soll, durch ihn wurde der philosophirende Geist der Menschheit erst auf die rechte Bahn gebracht, die er verfolgen muß; er bildet daher den Grundstein der zweiten Periode der Philosophie, indem er mit dem Concreten, mit der absoluten Empirie brach und die Ethik, die Abstraction, die Vernunft zu den Fundamenten des Gebäudes der Philosophie machte. Seine Herrschaft dauerte somit im Grunde genommen bis Kant.

Die unbestimmte Fassung seiner Lehren, der Mangel eines klaren Systems waren die Ursachen, daß sich auf der Basis der sokratischen Philosophie fünf Schulen — über-

haupt die ganze Philosophie der Folgezeit — gründeten. Besonders war es die Tugendlehre, von der man ausging, die man als Centrum annahm und die man in einseitiger Weise nach jeder nur möglichen Richtung hin ausbildete; so stellte die cynische Schule als Mittel zur Erreichung der Tugend die freiwillige Entsagung und die Entbehrung aller Außerlichkeiten auf; die cyrenaische Schule sah den Weg zur Tugend im sinnlichen Genußleben.

Derjenige unter den Schülern des Sokrates, in dem sein Wesen und seine Lehre sich verkörperte, war Plato (429 bis 347), eine durchaus ideal und dichterisch angelegte Natur. Er stiftete die Schule der Akademie; der Schwerpunkt seines Systems lag in der durchaus idealen Ideenlehre. Seinem ausgebildeten Idealismus mußte gewissermaßen mit Naturnothwendigkeit ein Gegengewicht in einem realistischen System erstehen; ein solches wurde denn auch wirklich geschaffen von Plato's Schüler Aristoteles (384—321), dem Lehrer Alexanders des Großen, dem eigentlichen Begründer griechischer Wissenschaftlichkeit, dessen Wissen sich über alle Gebiete damaliger Wissenschaft erstreckte. Eine nüchterne, empirische Weltanschauung bedingt sein Philosophiren, dessen Schwerpunkt auf dem Gebiete der Logik liegt; er wurde der Begründer der peripatetischen Schule und beherrschte durch Vermittlung der Araber, die sein System annahmen, den philosophirenden Geist beinahe siebenzehn Jahrhunderte.

Die Folgezeit zeigt fast durchweg das Bestreben, Combinationen zwischen den entstandenen Systemen herzustellen und eine praktische Lebensphilosophie zu schaffen, durch welche der um sich greifenden Entartung ein Damm entgegengefetzt werden könnte. Dies war die Aufgabe, die sich die stoische, die epikuräische und die skeptische Schule stellten, ohne doch zu bedeutenden Resultaten zu gelangen.

Damit sind wir in die alexandrinische Periode des griechischen Geisteslebens eingetreten; der herrliche Bau des Perikles war zusammengestürzt und eine neue weltgeschichtliche Periode war dadurch angebahnt. Alexander der Große machte zwar die griechische Sprache, griechisches Wissen und griechische Literatur zur Weltsprache, zum Weltwissen, zur Weltliteratur, aber die Todesstunde der staatlichen Freiheit Griechenlands war auch die des griechischen Geistes. Im Lichte der Freiheit hatte er die herrlichsten Blüthen getrieben, nun war unter der Herrschaft des Macedoniers der Lebensquell für immer versiegt, aus dem die Dichtung so lange ihre Nahrung geschöpft hatte, und es begann das Zeitalter der Wissenschaftlichkeit, für die Alexandria auf Jahrhunderte hinaus die Metropole wurde. Doch dort am Hofe der Ptolemäer war es nicht mehr der reine griechische Geist, der zu welthistorischer Bedeutung gelangte, sondern dort strömte aus allen Theilen der damaligen Welt alles Wissen zusammen, dort verbanden sich die verschiedenartigsten Elemente zu neuen Combinationen, die gestaltend auf die folgenden Zeitalter und den Geist derselben einwirkten. Neue Wissenschaften wurden geschaffen, aber die echte Dichtung fand dort keinen Boden. Man construirte Heldengebichte, Romane, Poesien aller Art nach den Gesetzen einer minutiös durchgearbeiteten Poetik — aber diesen Dichtungen fehlte die höhere Weihe der Musen. Wodurch sich die Alexandriner auszeichneten, das war das Silbenwägen, der Buchstabencultus, das Commentiren der literarischen Schätze des Alterthums; Literaturgeschichte, Grammatik, Poetik, Geschichte, Geographie, Mathematik, Astronomie wurden eifrig gepflegt und zwar als Zweck an sich, nicht im Dienste praktischer, subjectiver, augenscheinlicher Lebensinteressen. Die einzige Dichtungsgattung, die dem trocknen wissenschaftlichen, alles poetischen Aufschwungs unfähigen Geist entsprach, war

die didaktische; selbst die Regeln der Kochkunst, Fischzucht u. verschmähte man nicht, in saubere Verse zu bringen.

So hatte sich denn der griechische Geist vollständig ausgelebt und seine Kräfte erschöpft, noch im Sterben, unter der Herrschaft Alexanders, die Idee des Kosmopolitismus zeugend.

Obgleich in ihrem Charakter nicht frei von Fehlern — denn sie waren Menschen — wurden die Griechen mit ihren Leistungen auf allen Gebieten ihrer Cultur doch die Muster der spätern Zeit, denn das Ebenmaß, die Harmonie, der vollendete Kunstsin, der sie befähigte, die Kunst mit der Natur wetteifern zu lassen, das idealisirte echte Menschenthum sind es, die alle ihre Productionen auszeichnen. Die Harmonie, die Vermittlerin der Gegensätze, ist aber im Besondern auch das Moment, welches den Werth des griechischen Volks in der Menschheitsgeschichte bestimmt: sein Geist bildet, in sich selbst harmonisch, das Mittelglied zwischen dem Alterthum und der Neuzeit.

Die Römer.

Fernab von den großen Centren des Völkerverkehrs liegen an den Gestaden des Tyrhenermeers die Ruinen einer griechischen Stadt, die einst blühend und der Sammelplatz vieler Tausende war: Pästum. Heute ist sie verödet, das Leben flieht aus diesen Gegenden, die das Fieber entvölkert, nur der Tourist wagt, in steter Furcht vor Krankheit und Räubern, diese Stätte vergangener Größe aufzusuchen, um als Andenken das Symbol der Jugend und Lebenslust, eine Rose mitzubringen, die dort an das heitere Hellas mahnt. Denn dichtes Gestrüpp verwehrt an vielen Stellen den Zugang zu den Trümmern, zwischen denen Schlangen und Eidechsen sich sonnen, die nahen Sümpfe lassen keine höheren Organismen sich des Lebens erfreuen, als die nur ihnen eigenen, und hier, aus dieser Umgebung erheben sich majestätisch die colossalen Ueberreste dreier Tempel, deren edle griechische Formen auch in ihrem jetzigen Zustande noch das Auge des Beschauers zu fesseln vermögen, spiegeln sie doch auch so noch den Geist des Griechenthums und symbolisiren seine Kundgebungen, die Literatur, die er zeugte. Was wir davon besitzen, sind ja auch nur Bruchstücke, wie jene Ruinen; sie lassen uns aber noch hinlänglich erkennen, was sie einst als Ganzes waren, tragen wie jene in ihren kleinsten Einzelheiten

die Kennzeichen des Griechenthums: Anmuth und Harmonie, und vermögen durch den Geist, der ihnen das Leben gab, noch auf den Geist der Menschheit einzuwirken, ihm zu idealem Aufschwung zu verhelfen, immer noch Blüthen, die Rosen der Dichtung wie zu allen Zeiten hervorzurufen.

Nun aber führt uns unser Weg an den gewaltigen Wasserleitungen vorbei, welche die „ewige“ Stadt Rom mit dem Quellwasser der fernen Gebirge versorgten, und die mit ihren mächtigen Strebepfeilern und kühn darüber sich wölbenden Bogen auch ein Stück Ewigkeit darstellen, zugleich eine Idee von dem gebend, was römische Kraft und römischer Wille zu vollbringen vermochten; wir treten vor eine Ruine aus der römischen Kaiserzeit, das Colosseum, jenes mächtige Amphitheater, in dessen Räumen 90 000 Menschen Platz fanden, um sich an den Thierhezen, an den Gladiatorenkämpfen und Seegefechten zu ergötzen, für welche letzteren die große Arena unter Wasser zu setzen war. Der Gedanke an das Blut, das auf diesem Boden zur Belustigung geflossen, verbunden mit dem Anblick der ungeheuren Größe und des Zustandes der Zerstörung, in dem das Gebäude sich befindet, hat nichts Erhebendes, stimmt nicht poetisch, sondern erweckt nur Trauer und Abscheu. Das Bauwerk freilich, dieses architektonische Kunstwerk, erregt unsere Bewunderung für die Leistungen früherer Zeiten, aber es spricht nicht zu unserm Herzen. Vier Stockwerke thürmen sich da aufeinander, harmonisch gegliedert und verbunden: das untere zeigt Arkaden mit Säulen von dorischer, das zweite solche mit Säulen von ionischer, das dritte mit Säulen korinthischer Ordnung. So ist da griechische Kunst mit römischer, griechische Grazie mit römischer Kraft gepaart; und während die Wasserleitungen in ihrer einfachen Construction das Bild des einfachen, strengen, kräftigen Römergeistes, des Geistes der Stadt repräsentiren,

der dem Eindringen fremder Cultur feindlich entgegenstand und, auf sich selbst bauend, die Grundlage für die Idee des Weltreichs bildete, ist das Colosseum mit dem Geist des zum Staat sich entwickelnden Rom und mit dem direkten Ausdruck desselben: der römischen Literatur, zu vergleichen. Wie das Colosseum ist auch diese verstümmelt, nur zum kleinsten Theil auf uns gekommen; wie jenes Bauwerk zeigt sie wol römische Kraft und nationalen Sinn, aber auch sie trägt den Stempel des Griechenthums. Ihre Form und ihre Schönheit verdankt sie diesem, sie ist weiter nichts als ein oftmals schönes, aber immer nur ein — Spiegelbild der Literatur Griechenlands.

In die Vorgeschichte Italiens und Roms einzubringen ist eine mühsame Aufgabe und trotz aller Forschungen ist es bisher nicht gelungen, ein klares Bild der frühesten ethnischen Verhältnisse der apenninischen Halbinsel zu gewinnen. Die verschiedensten Völkerelemente zeigen sich da vereint; Spuren fremder Einflüsse in weitentlegener vorhistorischer Zeit treten zu Tage. Was wir über jene ferne Zeit wissen, beruht in der Hauptsache auf den Resultaten der Sprachforschung und vor allem auf denen Niebuhrs, der mit fester Hand die veralteten Anschauungen niedergerissen und Licht in das Dunkel römischer Vorzeit gebracht, die Sage von der Geschichte getrennt hat.

Ausgrabungen auf italischem Boden haben zwar den Beweis geliefert, daß der Mensch dort schon gelebt hat, als die Vulcane Latiums noch in Thätigkeit waren, aber sie sind nicht im Stande gewesen, genaueren Aufschluß über die Rassen und Völker zu geben, die dort vertreten waren. Wahrscheinlich bestand die älteste Bevölkerung aus den Mongoloïden, ob dazu aber auch noch die Ligurer gehörten, und wie sich die Iberer dazu verhielten, ist nicht zu ermitteln. Dann ergoß sich der Strom der indogermanischen, celtischen

Völker über Europa, die, bis an den Ocean wandernd, den Westen besetzten, und die Verwandtschaft der ältesten italischen Sprachdenkmäler mit denen der Celten, die England, Frankreich und Spanien einnahmen, spricht dafür, daß einzelne Stämme auch nach Italien kamen. Während nun von Afrika her phönizische Colonisten einwanderten, denen nach einigen Jahrhunderten Griechen folgten, drangen von Norden her andere indogermanische Völker ein, die zu den Gräco-Italern gehörten und auf der Wanderung nach Italien thrazische und illyrische Elemente aufgenommen hatten. Die vielen verwandtschaftlichen Züge in Sprache und Charakter der Italier und Griechen, besonders der Dorer und Aeolier, lassen sie zusammen als eine ethnische Einheit erscheinen, von der die hellenischen Stämme sich ablösten, um auf der Balkanhalbinsel Wohnsitze zu suchen. Doch dürfen wir auf diese ursprüngliche Stammverwandtschaft nicht etwa alle die griechischen Elemente zurückführen, die das Culturleben der Italier beeinflussten; diese drangen vielmehr zum großen Theil erst ein, als griechische Colonisten sich auf der ganzen Halbinsel — und nicht etwa allein in Großgriechenland, Sicilien und Süditalien — niederließen. Durch Mischung dieser verschiedenartigen ethnischen Elemente entstanden die Staatsgemeinschaften und Sprachen, die zur Zeit der sagenhaften Gründung Roms, 21. April 753, in Italien vorhanden waren, indem bald das eine, bald das andere Element übermog.

Doch damit sind wir immer noch nicht zu klarer Erkenntniß gelangt, denn von allen italischen Völkerstämmen zeigen die Etrusker die höchste Entwicklungsfähigkeit und spielen die Hauptrolle im frühesten Culturleben Italiens und Roms, und gerade sie sind bis jetzt ein ethnographisches Räthsel geblieben, dessen Lösung der Zukunft überlassen werden muß. Sie zeigen eigentlich mit allen Cultur-Rassen Verwandtschaft:

in ihrer psychischen Cultur, so weit dieselbe sich in der Religion und im Aberglauben kundgiebt, sind sie die Erben der Chalbäer und weisen mit ihrem Geisterglauben, Manencultus auf die mongolische Rasse hin; in ihren Staatseinrichtungen erinnern sie an die der Phönizier und syrischen Völker; in ihrer materiellen Cultur weisen sie ägyptische Einflüsse auf neben phönizischen und griechischen; in ihrer Kunst zeigen sie Anschluß an Griechenland und an Mesopotamien; ihre Schrift ist der westgriechischen ähnlich, also phönizisch, geht aber von rechts nach links; ihre Münzen sind den punisch-karthagischen nachgebildet; in der Grundstimmung ihres Geistes zeigen sie Verwandtschaft mit den Germanen, mit den Nordhotten, mit den Craniern und Thessalern: dieselbe ist ernst bis ans Düstere grenzend, zum Mysticismus neigend.

Die ägyptischen Einflüsse bei ihnen ließen sich durch direkte Handelsbeziehungen erklären, denn die Etrusker entwickelten frühzeitig in Nachahmung der Phönizier eine große Handels- und Gewerthätigkeit, durch die sie selbst mit jenen wetteifern konnten. Hauptsächlich versorgten sie den ganzen Norden und Mitteleuropa mit den in ihren zahllosen Fabriken geschaffenen Thon- und Bronzegeräthschaften, deren jene Völker bedurften und tauschten dafür unter Andern Bernstein in solchen Massen ein, daß sie die gewöhnlichsten Dinge damit verzierern konnten. Nun sagt aber Herodot, sie stammten von den Lydern ab, dafür mußte er wohl Gründe gehabt und entsprechende Traditionen gekannt haben; die Römer dagegen nahmen an, sie seien von Norden her gekommen; erweislich ist, daß sie nicht zu den indogermanischen Stämmen Italiens gehörten. Auf Grund der plastischen Darstellungen ihrer Stammangehörigen und aus andern Gründen leugnen moderne Forscher ihren semitischen Ursprung — doch ist das erste Argument nicht maßgebend, da die Plastik erst unter dem Ein-

fluß der Griechen entstanden scheint, sich im Ganzen imitierend verhält und verhältnißmäßig jungen Datums sein muß, da sie nach griechischem Vorbild mit Vorliebe Scenen aus der griechischen Mythologie verwandte, die in Griechenland erst zu einer Zeit dargestellt wurden, in der die Blüte der etruskischen Cultur längst vorüber war; denn diese ist, zugleich mit der Ausbreitung der etruskischen Herrschaft über einen großen Theil von Italien, etwa um 1000 v. Chr. anzusetzen: ihre Plastik gehört somit einer viel jüngeren Zeit an, in der der ursprüngliche ethnische Typus bereits durch Völkermischung vollständig verwischt war.

Die vielen Argumente, die für den semitischen Ursprung sprechen, wiegen schwer genug, um mindestens die Annahme zu rechtfertigen, daß die Etrusker ein Mischvolk gewesen sind, in dem das semitische Element überwog, und das vermöge dieser Natur so außerordentlich culturfähig war, das von Africa direct herüberkam, oder von Frankreich einwanderte, wohin es zur Colonisation geschickt war. Sonst dürfte es schwer sein, auch den Umstand zu erklären, daß die Magie bei ihnen bis in die kleinsten Einzelheiten mit der der Chaldäer übereinstimmte. „Die Conformität beider Lehren,“ sagt Lenormant, „erstreckt sich in der That nicht allein auf die Gesamtheit der Mantik beider Völker überhaupt, sondern speziell auch auf solche Nebenzweige der Divination, die von den älteren Schriftstellern als vorzugsweise etruskische bezeichnet werden. Wir finden auf beiden Seiten eine entsprechende Beobachtung und Auslegung aller abnormen Erscheinungen, eine übereinstimmende Fulgurallehre und Opferschau, eine gleiche Deutung des Vogelfluges und der Vogelstimmen“ u. Nun waren die Etrusker für die Römer, was die Chaldäer für Babylon und Assyrien: sie waren die Lehrer im religiösen Ceremoniell nicht allein, sondern auch in den religiösen Vor-

stellungen, ferner auch in der Zauberei und allen nur erdenklichen Zweigen des Aberglaubens; sie waren durch ihre Frömmigkeit, durch ihre Naturkenntniß, durch ihre Geheimkunde und Lehre ausgezeichnet; zu ihnen gingen die jungen vornehmen Römer, um die Vogelschau und anderes Wissen zu lernen, von ihnen ging der Glaube an Gespenster und böse Dämonen, an die Striegen, Empusen und Lamien, an Hexen und aller nur denkbare Aberglauben ebenso in die römische, wie von Thessalien in die griechische, wie von den Chaldäern in die semitische Welt über, und selbst die aufgeklärtesten Geister der spätrömischen Zeit, wie Cato, Cäsar, konnten sich, obgleich sie im Allgemeinen den Glauben an Zauberei und Vorbedeutungen, Ahnungen und Träume verachteten, doch nicht von ihm befreien.

Wenn wir also nicht annehmen wollen, daß „das Wissen“ der Etrusker — wovon sich übrigens keine deutlichen Spuren zeigen — das Privilegium einer Priesterkaste gewesen ist, die aus dem Osten eingewandert war und die Lehren der Chaldäer mitgebracht hatte, so wird ein nahes verwandtschaftliches Verhältniß der Etrusker zu den Semiten kaum abzusehen sein; denn allein durch Uebertragung von magischen Büchern dorthin konnte sich der Chaldäische Zauberglaube nicht so einbürgern, es möchte denn sein, daß noch zahlreiche Ueberreste der mongoloidischen Urbevölkerung den Fruchtboden für diese Keime hergaben. Der hochgradige Geisterglaube bei den Römern und viele andere Einzelheiten ihrer Religion, die mit solchen der zoroastriischen genau übereinstimmen, sind ebenfalls schwer zu erklären und beweisen, daß unsere Kenntniß der ethnischen Verhältnisse des Alterthums und der Beziehungen der Völker unter einander noch sehr unzureichend ist. Die Religion der Römer basirte aber auf der der Etrusker, wie sie in ihrer gesammten anfänglichen Cultur die Schüler

dieses sonderbaren Volkes waren, und auch jene zoroastrischen Elemente müssen wir als von den Etruskern auf die Römer übertragen ansehen.

Bezüglich ihrer Verfassung ist die Aehnlichkeit mit der phönizischen auffällig; die etruskischen Städte bildeten kleine Staaten, von denen je 12 unter einander zu einem Bund vereint waren.

Wenn die Etrusker in der Kunst den nächsten Anschluß an die Griechen zeigen, so ist dies für die früheste Periode noch nicht mit Sicherheit zu erweisen. Die tuskanische Säule ist allerdings der dorischen fast gleich; bekanntlich hatte die letztere aber ihren Prototyp im Orient und dieser konnte sich bei den Griechen und Etruskern gleichmäßig entwickeln. Die Cyclopbauten ferner sind auf europäischem Boden fast überall älter als die muthmaßliche Einwanderung der Indogermanen, wodurch nicht ausgeschlossen ist, daß die letzteren sie nachahmten. Die charakteristische Bauform der Etrusker, die sich dann in Rom voll entwickelte, war der Bogen- und Gewölbebau, durch den sie sich von den Griechen sehr wesentlich unterschieden. Das Kunstgewerbe, die Relieffulptur, überhaupt die späteren Kunstperioden wurden allerdings durch die Griechen außerordentlich beeinflusst.

Wie der Stern des Tochterstaates Rom stieg, so sank der der etruskischen Cultur; unter dem Druck des Römerthums konnte sich auch die Kunst der Etrusker nicht weiter selbstständig entfalten und wich endlich der griechischen fast ganz. Ein wunderbares Spiel des Schicksals ist es nun, daß gerade von Etrurien die neue Kunst im Mittelalter ausging, die sich dort zunächst im Anblick und an der Hand der griechischen Vorbilder erhob, bis sie auf eignen Füßen stehen und sich dem Zeitgeist entsprechend ausbilden konnte. Die Städte des alten Cultur- und Handelsstaates Etrurien waren es ferner,

die, in Erinnerung an die uralte Unabhängigkeit, der emancipatorischen Bewegung und dem republikanischen Geist Vorschub leisteten, die im frühen Mittelalter von den italienischen Städterepubliken ausgehend, dem Geist der Reformation und Neuzeit Fundamente schufen.

Unter den indogermanischen Völkern Italiens waren die Latiner und Samniten diejenigen, die sich am meisten auszeichneten und, insofern als die Römer wol zum größern Theil von den ersteren abstammten, berufen waren, die Geschichte der Menschheit zu leiten.

Rom selbst war wahrscheinlich wie viele andere Städte durch die Institution des *ver sacrum* (heiliger Frühling) geschaffen worden, wonach in Erinnerung an die alten Erstlingsopfer zu gewissen Zeiten die 20jährigen Jünglinge die Heimathstädte verließen, um sich neue Wohnstätten zu gründen. Die eigentliche Grundlegung ferner erfolgte wol lange vor der von der Gründungssage angegebenen Zeit (753 v. Chr.) und zwar unter dem Zusammenwirken verschiedener Völkerstämme, wie aus den Angaben der Sage auch erhellt. Die wirkliche historisch verbürgte Geschichte beginnt überhaupt erst mit dem Geburtsjahr der Republik 510 v. Chr. Die Geschichte von Romulus und den Königen ist durch Mommsen endgültig als Sage, als eine Art epischer Dichtung in Prosa erwiesen, die vielleicht um 300 geschaffen wurde mit der Absicht, die aus grauer Urzeit von den Etruskern überkommenen Staatseinrichtungen in national-römischem Sinne zu erklären und einen einheitlichen Ausgangspunkt für die Geschichte Roms zu schaffen. Später, um 250 etwa, entstand dann erst die Aeneassage, die zum Theil politische Intentionen verfolgte und das Anrecht der Römer auf den Besitz der griechischen Länder rechtfertigen sollte.

In der That waren die Römer ein Mischvolk, dessen

Charakter und Cultur in hohem Grade durch die Etrusker bedingt wurden. Der indogermanische Geist zeigt sich besonders in der starken Entwicklung des Kampffinnes, in dem Individualismus, und dem ursprünglichen Naturcultus, der jedoch bald mit dem Geisterglauben der Etrusker eine Verbindung einging, und dann durch Vermittlung der letztern mit der griechischen Religion zu einer Einheit verschmolzen wurde. Der ernste, gemessene, strenge Charakter der Römer, die Betonung des Ceremoniells in allen Dingen, der überaus nüchterne, praktische Geist, der jedes poetischen Aufschwungs durchaus unfähig war, und sich nur als Rechtsinn zu festen Formen verkörperte und dem dorischen Geist sehr ähnlich war, konnte jedoch keinen Gefallen an dem Anthropomorphismus der Griechen finden und suchte die Ausgleichung zwischen den verschiedenen Systemen die er angenommen hatte, im Geister- und Dämonenglauben der Etrusker, woraus sich eine Eigenthümlichkeit ergab, die die römische Religion der parthischen auch darin ähnlich machte, daß die Zahl der Geister unendlich war, daß jeder Römer und jede Römerin ebenso an ihren Schutzgeist glaubten, wie der Zoroastrier an seine Fravashi. Eine weitere Eigenthümlichkeit des römischen Glaubens, die ebenfalls mit dem parthischen übereinstimmte, war die Neigung zur Schöpfung von Göttern und Geistern, die abstracte Begriffe personificirten, sowie die, den Schwerpunkt des Glaubens auf das Gebiet der Ethik zu legen. Die Folge dieser vielen Combinationen war die Verschwommenheit der Vorstellungen, die den verschiedenen Göttern anhafteten, und diese zeigt sich auch in vielen Formeln, die den Charakter und das Geschlecht des angerufenen Gottes nicht genauer bezeichnen und sich zuweilen an die auch sonst nachzuweisende und mit „numen“ bezeichnete einheitliche Gottheit zu wenden scheinen. Im Uebrigen wurde das göttliche Urprincip, der collective eine

Die Verfassung, die localen und religiösen Einrichtungen, die großen Bauten, kurz: die Zeugen des regen Culturlebens der Vorzeit mußten doch auch zu irgend einer Zeit entstanden sein und wollten daher auch ihre Urheber haben. An die Gründung der Stadt schloß man also eine weitere Dichtung, machte zu den Helden derselben 7 Könige, und auf sie vertheilte man, was sich aus der alten Zeit erhalten hatte. Dem Romulus schrieb man die Verfassung, dem zweiten Könige die Regelung der Kulte zu; unter den zwei folgenden erscheinen zum ersten Mal die Plebejer und es schimmert hier etwas Geschichte durch. Während nämlich bisher der Nationalitätenkampf die Bevölkerung beschäftigt hatte, ging dieser Streit nun in einen inneren politischen über. Es schied sich das römische Volk in Patrizier und Plebejer, welche letzteren, aus besiegten Nachbarn bestehend, die nach Rom geführt worden waren, sich den Patriziern gegenüber im Zustande der Unterwürfigkeit befanden. Daraus entwickelten sich die Parteikämpfe in der Stadt, die Jahrhunderte lang geführt wurden und nicht eher endeten, als bis die Plebejer die gleichen Rechte erlangt hatten. Diese Kämpfe im Verein mit den auswärtigen Kriegen waren es, die die römische Staatsmaschine beständig im Gange hielten, denn die beiden Kräfte, die gegeneinander wirkten, ließen sich gegenseitig nicht übermächtig werden, sondern hielten die Staatswage im Gleichgewicht — bis sie beide dem Kaiserthum zum Opfer fielen.

Für die großen uralten Pracht- und Staatsbauten Roms nahm man ein neues Königsgeschlecht, das der Tarquinier in Anspruch, dessen Ursprung man, in richtiger Erkenntniß und Würdigung der culturellen Leistungen Etruriens von dort herleitete; man hat sie zuweilen auch für Griechen gehalten. Ihre Herrschaft scheint — nach den Ergebnissen

der Sprachforschung — den allmähigen Uebergang des Königthums in die Republik andeuten zu sollen und würde somit der Tyrannis Griechenlands entsprechen.

Den Tarquiniern schrieb man unter Anderm die große Leitung zur Entwässerung der Niederung, den Circus Maximus, den Unterbau zum Capitolinischen Tempel und das Forum zu.

In dieser letzten Periode des Königthums läßt die Sage auch bereits die ersten deutlichen directen Einflüsse griechischer Cultur auf die römische durchblicken: es bringt nämlich einmal der Cult des griechischen Apollo in Rom ein, ferner schicken die Römer Gesandte nach Delphi, um das dortige Orakel zu befragen; auch die Erwerbung der sibyllinischen Bücher zeugt von dem regen Verkehr mit den Griechen. Hiemit sind wir zu der Zeit gekommen, in die die Geschichte den Sturz des Königthums durch die Aristokratie und die Begründung der Republik setzt, wofür als Datum 510 v. Chr. angegeben wird.

Bei den vielen verschiedenen nationalen Elementen, die in Rom Boden faßten und dorthin gezogen wurden, bei den vielen Reibungen, die durch diesen Zusammenfluß entstehen mußten, war es vor Allem nöthig, ja, die Sicherheit des Staats hing davon ab, Gesetze zu schaffen, die in bestimmtester Weise abgefaßt waren, um Streitigkeiten schnell zu schlichten, die Begriffe des Mein und Dein scharf und deutlich zu begrenzen, und die Gesetzes tafeln waren denn auch die ältesten schriftlichen Denkmäler, die ersten Erzeugnisse des römischen Geistes. Rom bildete sich so von den frühesten Zeiten an zum Rechtsstaat aus, und während der Pflug und Ackerstier die Grundlage seines Reichthums, sein Schwert die Grundlage seiner Macht wurden, war das Recht seine moralische Stütze, um welche die glühendste

Vaterlandsliebe sich als festes Band schloß. Diese im Verein bewirkten die große Leistungsfähigkeit Roms.

Nächst den Ueberresten von Gesetz- und Staatsbüchern sind auf die Nachwelt nur einige Spuren religiöser Gesänge gekommen, die aber keine poetische Bedeutung haben, sondern nur beweisen, daß, wenn die Römer in den ältesten Zeiten auch keine Bilder ihrer Götter hatten, sie doch die Cultushandlungen unter Gesängen vollzogen. Von Dichtung im eigentlichen Sinne des Worts ist sonst nichts zu finden, denn für sie wie für die Künste war weder der Sinn noch das Verständniß, noch das Bedürfniß vorhanden; auch später dienten sie den Römern nur als Mittel zur Zerstreuung, und Cato erwähnt der Tafellieder, die wohl schon in ältester Zeit zu solchem Zwecke geschaffen worden sind. Außer Klageliedern, die von Frauen an den Gräbern der Verstorbenen gesungen wurden, bleiben als Anfänge römischer Literatur nur die Saturä, die Fescenninischen Verse und die Atellanen übrig. Die beiden ersteren waren ihrem Charakter nach Schöpfungen für das niedere Volk, denn die Saturä stellten komische Scenen dar, waren Kinder, des Augenblicks, Improvisationen; und die Fescenninischen Verse können mit Possen verglichen werden. Die Atellanen endlich, die nach der Eroberung Unteritaliens von dort nach Rom kamen, waren etwas Aehnliches, nur zeichneten sie sich durch größere Vollendung und Feinheit vor den Fescenninischen Versen aus; sie sind die Vorläufer des Dramas.

In diesen ersten Rundgebungen des römischen Geistes treten schon die beiden charakteristischen Merkmale der Literatur hervor, die derselbe im Laufe der Zeiten schuf.

„Das poetische Ideal“, sagt Rosenkranz, „geht den Römern ab, sie haben nur ein prosaisches Ideal: das ist die Moralität. Die einzige Form, in welcher diese poetisch

werden kann, ist die Kritik der Gesellschaft, um dieselbe durch Schilderung ihrer Zustände vom Laster abzuschrecken und zur Tugend anzuspornen. Die Satire wird folglich die Seele dieser prosaischen Poesie“, mithin auch der römischen Literatur. Die Satire war auch die einzige Dichtungsgattung, die sich nicht unter fremden Einflüssen, sondern originell entwickelte, denn von der Zeit an, mit der die römische Literatur beginnt, also von ca. 250 v. Chr., fand sie auch immer Stoff genug, an dem sie sich schärfen und zuspitzen konnte. Ihre höchste Vollendung erlangte sie natürlich in den Zeiten, in welchen die Verwilderung und Corruption so um sich griffen, daß alle rechtlich gefinnten Römer sich dagegen empören mußten und mit schneidigen Worten und epigrammatischer Schärfe dagegen zu arbeiten suchten. So finden wir die Satire in der römischen Literatur bis zu den letzten Producten, aber wir finden Spuren von ihr auch in den frühesten vorhin genannten Volksdichtungen.

Das zweite viel schärfer ausgeprägte Kennzeichen, das sich wie ein rother Faden durch alle römischen Werke hindurchzieht, ein Band, welches das erste mit dem letzten und alle untereinander verbindet, ist mit den Worten Fr. v. Schlegels die „Idee von Rom“, von der als Centrum alles ausgeht und die dem römischen Schriftsteller stets der leitende Gedanke war, von dem er ausging. Wie in Staatsleben dem Römer sein Vaterland das höchste Gut war, wofür er sich und Alles opferte, so machte auch der Dichter, der Historiker, der Redner, der Naturforscher das Vaterland zum Grundstein seiner geistigen Schöpfungen.

Die Eroberung von Tarent 272, und der Seesieg bei den ägatischen Inseln 241, der den ersten punischen Krieg beendete und Sicilien zur römischen Provinz machte, waren für die ganze römische Cultur von den gewichtigsten Folgen.

Während auf der einen Seite die Macht der Römer befestigt war, wozu einfacher Sinn, Genügsamkeit, ihr strenger, ernster Charakter ihnen verholfen, gelangten sie durch eben diese Macht in den Besitz ergiebiger Provinzen. Damit drang der Reichthum mit Allem, was er im Gefolge hat, in Rom ein, die Begüterten machten sich zu großen Grundbesitzern, indem sie mit ihren Mitteln so viel Land aufkauften, als möglich, den Mittelstand dadurch vernichteten, ihre Ländereien durch Sklaven bearbeiten ließen, die Handwerker durch Sklaven ersetzen. Gewerbefleiß und Ackerbau, die Fundamente römischer Kraft, schwanden, das Volk fand Befriedigung in den beständigen Kriegen und gefiel sich im Nichtsthun, denn die Provinzen lieferten allen Lebensunterhalt; so schwand allmählig die alte römische Sitte, so sehr auch einzelne Männer, wie Cato, bemüht waren, sie aufrecht zu erhalten.

Unzählige Sklaven, darunter viele griechische, kamen nun nach Rom, und unter den letzteren waren auch manche Jünglinge, die in Alexandria und Athen griechische Bildung genossen hatten. Die veränderten Verhältnisse Roms erzeugten auch andere Bedürfnisse, das Volk wollte sich mehr belustigen und fand mehr Freude an theatralischen Vorstellungen, wenn ihm die seinem kriegerischen Charakter mehr entsprechenden Gladiatoren- und Thierkämpfe auch stets am meisten zusagten.

Aus jenem Wunsch und Bedürfnis machten nun einige höher Gebildete eine Erwerbsquelle, indem sie zugleich bestrebt waren, den Römern eine edlere Geschmacksrichtung zu geben, sie durch hohe Poesie zu belustigen, aber auch zu belehren und zu heben. So war nun unter Andern ein Tarentiner: Andronicus als Gefangener nach Rom, und als Sklave, d. h. als Erzieher in das Haus eines vornehmen Römers gekommen, der ihn dann später allerdings, wie es mit Lieblingsknechten oft geschah, freiließ. Für seine Zöglinge fehlte es ihm jedoch

an Bildungstoffen, und da er vergebens nach solchen suchte, so griff er selbst zur Feder, sobald er der römischen Sprache mächtig geworden. Was für Stoffe sollte er aber wählen als solche, die ihm, dem Griechen nahe lagen. Er nahm den Homer, übersetzte ihn und schuf so ein römisches Schulbuch. Nun versuchte er sich aber auch weiter, um auf das ganze Volk zu wirken, in der demselben entsprechenden Form der Atellanen und des Dramas. Auch da nahm er natürlich griechische Muster, waren doch auch schon die Atellanen unteritalischen, also griechischen Ursprungs. Die ersten Erzeugnisse römischer Literatur kamen also aus der Hand eines griechisch gebildeten Griechen, der griechische Stoffe verarbeitete und ihnen nur das römische Gewand umwarf. Livius Andronicus hatte auf diese Weise Bahn gebrochen und den Weg, den die Literatur nehmen mußte, vorgezeichnet, da der römische Geist aus sich selbst nichts Originelles auf dem Gebiet der Poesie zu schaffen vermochte. Die folgenden Schriftsteller, die wie er das griechische Drama einführten, hatten wie er griechische Bildung genossen, und stammten aus Unteritalien, und wenn Nævius und Ennius sich auch Verdienste um die Ausbildung der römischen Sprache erworben, der letztere den Hexameter eingeführt hatte, so waren sie doch nicht geborene Römer, und wir haben hier das vereinzelt dastehende Beispiel, daß ein weit entwickeltes Culturvolk die Anfänge seiner Literatur Fremden verdankt. Ennius freilich war im Umgang mit Cato so weit Römer geworden, daß er als erster die Sagen- geschichte Roms in seinen Annalen poetisch in Hexametern behandelte; im Uebrigen waren diese ersten Dichter Dramatiker, besonders Tragiker. Da jedoch die Tragödie dem niederen Volke nicht lange zusagte, sondern mehr zum Lesen und für die feiner Gebildeten bestimmt war — wie überhaupt die ganze römische Literatur sich auch dadurch von der

griechischen unterscheidet, daß sie zum Lesen, die griechische aber von den frühesten Zeiten an zum Vortrag bestimmt war, — da das Volk, wie Horaz sich beklagte, viel lieber in die Seiltänzerbuden, als in das Schauspiel lief, so trat die Komödie bald ganz an die Stelle der Tragödie, um in der Kaiserzeit dem Ballet zu weichen. Unter den Bearbeitern der Komödie waren besonders zwei, die für die ganze Weltliteratur von Bedeutung wurden: Maccius Plautus aus Umbrien, und Terentius Afer aus Karthago. Der erste hatte sich durch Geldspeculationen in eine so traurige Lage gebracht, daß er genöthigt war, sich für einige Zeit durch Mahlen in der Stampfmühle sein Brod zu erwerben, ohne jedoch dabei seinen poetischen Sinn einzubüßen; erzählt man doch, daß manche seiner Komödien in der Mühle entstanden. Terenz dagegen war schon im Knabenalter als Sklave nach Rom verkauft worden. Als Freigelassener zeichnete er sich dann durch hohe Bildung aus, wurde der vertraute Freund der Scipionen, und hatte Gelegenheit, im Umgang mit den ersten Männern jener Zeit sich seine Lebensart anzueignen, und wenn ihn auch ein früher Tod in seinem 27. Jahre dahinraffte, so sind die wenigen Stücke, die von ihm auf die Nachwelt gekommen, doch Zeugen eines bedeutenden Geistes und reicher poetischer Begabung. Plautus aber, wie Terenz, waren wie ihre Vorgänger, nur Nachahmer der Griechen, und übersehten oder bearbeiteten die Stücke des Menander, Diphilos und anderer griechischer Komödiendichter, deren Stoffe meist nur dem römischen Charakter angepaßt wurden; oder wählte man römische Stoffe, so wurden sie doch in die Formen gebracht, die durch die griechische Literatur gegeben waren.

Wie Plautus in der Mühle gemahlen hatte und mit dem gemeinen Volke in nahe Berührung gekommen war, so weisen auch

seine Komödien einerseits eine derbe ungekünstelte Sprache, nämlich die des Volkes auf, andererseits zeigen sie seinen unerschöpflichen originellen Humor, und es ist begreiflich, daß seine Stücke Jahrhunderte lang beliebt waren, haben doch Mittelalter und Neuzeit selbst viel aus ihm geschöpft. Molière verdankt ihm z. B. seinen *Avare*, Shakespeare seine Komödie der *Jrrungen*, Lessing seinen *Schaz*, derer nicht zu gedenken, die ihn theils nachgeahmt, theils direct aus ihm entlehnt und sich an ihm gebildet haben. War er so recht eigentlich Volksdichter, so war Terenz mehr der Dichter der feinen Welt, und durch ihn wurde der Geschmack an den Erzeugnissen der Literatur dort erst geweckt, so weit er überhaupt geweckt werden konnte, denn man darf nie vergessen, daß die Römer die Poesie nur als Sklavin, als Zeitvertreib, als Luxus betrachteten, bis es bei den Vornehmen später Mode wurde, sich nebenbei damit zu beschäftigen.

So weit hatte sich das Interesse für Literatur Bahn gebrochen, daß man sie als ein Bedürfniß ansah, und so weit hatte das Griechische seit 168, wo Macedonien römische Provinz wurde, in Rom Boden gefaßt, daß man die Sprache der Besiegten zu lernen begann, und daß die Söhne der vornehmen Familien nach Athen reisen mußten, um dort zu studiren, weil man erkannte, wie sehr das gesunkene Griechenland dem stolzen weltbeherrschenden Sieger geistig überlegen war. Man lernte jedoch damals die griechische Sprache wohl nicht nur um der Literatur willen, sondern noch aus einem andern Grunde, weil sie nämlich seit Alexander dem Großen die Weltsprache des Alterthums war, durch die man sich von den westlichen Grenzen Afrikas bis nach Indien hin verständigen konnte. Das Römische wurde freilich bald Staats- und Gerichtssprache der Welt, aber das Griechische war doch der Dolmetscher zwischen den Herrschern und den fremd-

ländischen Unterthanen. Griechische Bildung und Kunst drangen nun in mächtigen Strömen in Rom ein, und mit Bangen sahen die Patrioten, wohin das Umsichgreifen dieser das römische Wesen zeretzenden Elemente führen mußte. Mit jedem Augenblick wurde die Gefahr für Rom größer; wie war es möglich der Corruption einen festen Damm entgegenzusetzen? Cato, der strenge Censor, der erbitterte Feind des Griechenthums und der Zeitrichtung, war es vor Allen, der darauf sann, und er fand das richtige, das einzige Mittel, das helfen konnte: man mußte versuchen, der römischen Literatur einen echt nationalen Charakter zu verleihen, das griechische Element aus ihr zu verbannen; und dieser Erkenntniß entsprangen unter Andern jene Gründungs- und Königsagen. Aber selbst Cato war gezwungen, um sein Werk kräftig angreifen zu können, die griechische Sprache zu erlernen und sich mit der griechischen Literatur vertraut zu machen, sich griechische Bildung zu erwerben, denn wie hätte er nachdrücklich auf die Nation wirken wollen, wenn er nicht auf der höchsten Bildungsstufe seiner Zeit stand. Während Ennius nun in seinen Annalen die Geschichte Roms poetisch darstellte, behandelte Cato denselben Stoff in Prosa mit der Tendenz, sein Volk zu sich selbst zurückzurufen. Er machte aber noch einen andern Versuch. Wie er und alle wahren Patrioten im Ackerbau die Grundlage römischer Kraft und Größe erkannten, so wollte er auch dazu sein Volk zurückführen, und schrieb ein Werk über diesen Gegenstand, in dem er eine Anleitung zur Bewirthschaftung von Landgütern gab. Umsonst, der Strom war zu mächtig geworden, er war nicht mehr zu dämmen.

Nach demselben Ziel wie Cato strebte Lucilius, der erste Meister der römischen Satire, ihr Vater, das Vorbild des Horaz und aller andern Satiriker. Ohne Schonung und

mit den schärfsten Waffen, die die Sprache und sein Verstand ihm liehen, geißelte er Alles, was die Zeit und die Verhältnisse Verderbliches mit sich brachten; zugleich ist er einer der wenigen Schriftsteller, die wirklich national sind und keine Spuren griechischen Einflusses aufweisen. Seine Satiren aber konnten so wenig wirken wie Cato's Schriften.

Im Jahre 146 war Griechenland römische Provinz geworden und seine herrlichen Kunstschätze wurden nach der Hauptstadt geschafft: die edle griechische Kunst zur Sklavin Roms erniedrigt, das ja nicht einmal ein Verständniß für sie hatte, sondern sich nur mit ihrer Hülfe schmücken wollte. Es bildeten sich an ihrem Anblick nicht einmal römische Künstler heran, sondern die griechischen wurden als Sklaven mitgenommen, um im Dienste ihrer Herren weiter zu schaffen. Alle Stätten griechischen Geisteslebens wurden überschwemmt von jungen Römern, und fast keiner der späteren Schriftsteller hatte nicht in Athen, Vorderasien oder Alexandria einige Zeit zugebracht, und aus den Quellen des Griechenthums Bildung geschöpft.

Die Griechen verarbeiteten das Fremde, das sie annahmen, brachten es mit ihrem innersten Denken und Fühlen so in Einklang, daß jede Spur des Fremdartigen verschwand; die Nachahmung und Benutzung fremder Materien seitens der Römer kam aber selten über das Handwerksmäßige hinaus; man kann überall das Fremde, Entlehnte sofort erkennen. Wenngleich sonach die ganze Literatur der Römer nur eine Nachahmungsliteratur ist, so ermangelt sie doch darum keineswegs der Schönheit und ist für die Nachwelt auch gerade durch diesen ihren Charakter wichtig geworden, weil man durch sie Kenntniß erlangt von manchen verlorenen Werken der Griechen, weil sie das Bindeglied ist, das die Nachwelt mit dem Griechenthum verknüpft.

Selbst auf den Gebieten der Geschichte und Redekunst nahm der römische Geist im Anfang griechische Muster zu Hilfe, und der griechische Geist beherrschte demnach den des ungeheuren römischen Weltreichs. Die intellectuellen und Kunstschätze der Griechen verschönten und beseelten auf diese Weise jene Welt, der die Wage und das Schwert der Römer die Form gaben. Unter den gewaltigen Partekämpfen und im öffentlichen Leben der letzten Zeit der Republik befreiten sich Geschichtschreibung und Beredsamkeit indessen bald von dem griechischen Einfluß, und erlangten die eine unter der Feder Cäsars und Sallusts, die andere unter der Ciceros große Bedeutung und hohe Ausbildung. Mit ihnen beginnt überhaupt das goldene Zeitalter der römischen Literatur: der römische Geist treibt die schönsten Blüten, die Sprache erreicht den Höhepunkt ihrer Entwicklung, Gelehrsamkeit und Dichtung machen sich den Rang streitig; diese glänzendste Epoche des römischen Geisteslebens dauerte etwa von 80 v. Chr. bis 20 n. Chr.

Die Prosa fand nun ihre hervorragendsten Bearbeiter in Cicero, dem größten Redner und Stilisten Roms, dem eigentlichen Schöpfer des eleganten lateinischen Stils, dem einzigen römischen Philosophen, der sich zuweilen zu selbständigem Speculiren erhob; in Cäsar, dem großen Staatsmann und Feldherrn, der in seinen Denkwürdigkeiten des gallischen und des Bürgerkriegs seine Thaten beschrieb; in Sallust, der in kräftigem gedrungenem Stil den catilinarischen Krieg und den gegen Jugurtha behandelte, wobei er seinem Unwillen über den inneren Verfall, dem Rom entgegenging, kräftigen Ausdruck lieh; in Titus Livius, dem wir hauptsächlich die Kenntniß der ganzen Entwicklungsgeichte Roms verdanken.

Als einer der gelehrtesten Römer aller Zeiten galt aber

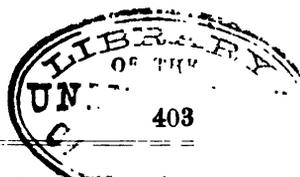
Terentius Varro, der über sechshundert Bücher über alle Gebiete damaligen Wissens geschrieben haben soll und dieselben Zwecke verfolgte wie Cato, was besonders aus dessen Buche über den Landbau erhellt. Durch dieser beiden Werke wurde in Rom Boden geschaffen für jene Art didaktischer Poesie, die von den Alexandrinern angebahnt worden war und welche die verschiedensten Zweige der Wissenschaft in poetische Form brachte; einige der schönsten Werke der römischen Dichtung gehören dieser Gattung an. So schrieb Lucretius, ein begeisterter, dichterisch hoch begabter Anhänger der epicureischen Philosophie, die neben der stoischen dem Wesen des römischen Zeitgeistes am meisten entsprach, ein Werk über den Ursprung der Dinge, in dem sich viele wunderbar schöne Stellen finden und das, in ernstem Stil und edler Sprache abgefaßt, ebenfalls die Tendenz zeigt, die Römer vor der Corruption zu bewahren, die wie ein schleichendes Gift römisches Wesen untergrub. Er nährte sich nicht, wie die meisten Andern es thaten, von Früchten, die das Alexandrinertum, die der morische, durch orientalische Einflüsse vollständig zerrüttete Stamm des neueren zeitgenössischen Griechenthums erzeugt hatte, sondern er ging zurück auf jene Zeit, in der der Geist der Griechen in seinen unvergänglichen klassischen Productionen zum Ausdruck gelangte. Großen Werth besitzt ein ähnliches Werk, die *Georgica* des Vergilius Maro, in welchem der Landbau poetisch behandelt wird. Dies ist zugleich das bedeutendste Werk dieses Dichters, denn seine *Jyullen* sind eigentlich nur Uebersetzungen und Bearbeitungen derjenigen des Theophrit, und was seine *Aeneis*, das römische Epos, anbetrifft, so ist auch dieses nur eine Nachahmung des Homer und verdankt seine Entstehung zum Theil der Absicht, den Kaiser Augustus zu vergöttern, das Geschlecht desselben auf Aeneas zurückzuführen. Es wäre ungerecht, diesem Heldeugebicht alle Schön-

heit absprechen zu wollen, doch kann es sich mit der einfachen Erhabenheit der homerischen Werke nicht messen; besonders mangelhaft ist die Zeichnung der Charaktere.

Man kann nun fragen: wie ist dieses Werk zu dem hohen Ansehen gekommen, dessen es sich bis in die neueste Zeit erfreut hat? So, wie die ganze römische Literatur dazu gekommen ist: man lernte diese bei dem Wiederaufleben des klassischen Alterthums viel früher kennen als die griechische, da die letztere für lange Jahrhunderte vollkommen verloren war und erst seit Petrarca aus ihren klösterlichen Zufluchtsstätten hervorgezogen und nach der Eroberung Constantinopels durch die Türken (1453) der europäischen Welt bekannt wurde. Die beiden Literaturen mit einander zu vergleichen und ihren Werth zu bestimmen begann man erst in der neuesten Zeit.

Für eine Gattung der Poesie, die bisher gar nicht gepflegt worden, war das goldne Zeitalter des Augustus besonders günstig: für die Lyrik nämlich, und da darf Catullus nicht vergessen werden, der manche Perlen für die Lieberkette der römischen lyrischen Dichtungen schuf. Der Hauptvertreter auf diesem Felde war aber Quintus Horatius Flaccus. Auch er, wie alle andern, hatte griechische Bildung genossen, bediente sich für seine Dichtungen der griechischen Liederformen, aber er war ein Geist, der zu selbständigem hohem dichterischem Flug befähigt war, und gehörte zu den größten Dichtern, die die römische Literatur aufzuweisen hat. Mit Geschicklichkeit wußte er alle Bemühungen des Kaisers Augustus, ihn dauernd an seinen Hof und seine Person zu fesseln, zu vereiteln, er wollte keine Ketten tragen, so hielt er sich fern vom Hofe auf seinem Landgut und huldigte der Anschauung

Glücklich lebt mit wenigem, wem vom Vater
Noch ererbt auf sauberem Tisch das Salzfaß
Schimmert, wen nicht Furcht und gemeine Bier aus
Friedlichem Schlaf weckt.



Er war mit seinem Freunde Mäcenaz gleichsam der Mittelpunkt des ganzen geistigen Lebens seiner Zeit, um den sich die begabten Dichter scharten, unter denen besonders Alb. Tibullus und Sextus Propertius hervorragten, die mit edlem Gefühl, mit Liebe zur Natur wirkliches poetisches Talent vereinten.

Nächst Horaz nimmt wohl P. Ovidius Naso den höchsten Rang in der römischen Literatur ein, einmal wegen seiner großen Fruchtbarkeit, denn er hat mehr Poesien geschrieben als irgend ein anderer römischer Dichter, dann aber auch, weil er an vielen Stellen einen hochbegabten originellen Geist durchblicken läßt. Besonders bekannt sind seine Metamorphosen, die Verwandlungen, in denen er mit Geschick das Verschiedenartigste vereint, mit lebhaften frischen Farben uralte Mythen zu einem Ganzen verbindet, das mit der Entstehung der Welt beginnt und mit der Verwandlung Cäsars in einen Stern endet.

Wir werden für ihn noch mehr eingenommen durch das traurige Geschick, das ihn inmitten seines poetischen Schaffens ereilte, ihn aus dem Kreise seiner dichterischen Freunde herausriß und sein heiteres Gemüth zerstörte. Seinem Kummer hierüber entsprangen die Klagelieder, die zwar formell weniger vollkommen sind als seine andern Werke, aber hinsichtlich der in ihnen entwickelten Gedanken unter die bedeutendsten Kundgebungen des römischen Geistes gehören.

Was erzeugte diesen großen Aufschwung des römischen Geistes in der augusteischen Epoche, die man das goldne Zeitalter der römischen Literatur zu nennen pflegt? Was rief die glänzende Cultur hervor, deren Spiegelbild sie war? Die innere Entwicklung des Staats giebt hierauf die Antwort, und ein Blick in dieselbe zeigt zugleich, daß dieser äußere Glanz nur der Deckmantel für den dem Tode verfallenen, innerlich ganz zerrütteten und entnervten Staatskörper war.

Die Einnahme Siciliens bezeichnet den Höhepunkt römischer Kraftentfaltung, denn die ganze weitere Ausdehnung des Reiches war eine Folge der damals erlangten Macht, und die Römer hatten in späteren Kriegen — relativ natürlich — nie nöthig, gegen irgend ein Volk solche Heeresmassen in das Feld zu führen, als vor jener Zeit. Die ungeheure Zahl der Soldaten, die zur Zeit der größten Ausdehnung des Reiches unter Trajan 114—117 n. Chr. über dasselbe verbreitet waren, bildet einen Procentsatz der Bevölkerung, der vielleicht um ein Drittel oder um die Hälfte geringer ist als der, den die Zeit vor 240 und allerdings noch die der gallischen und der Bürgerkriege ergiebt. Die Macht und das Ansehen Roms durch die Niederwerfung der Karthager waren so groß geworden, daß kein anderer Staat mehr im Stande war, bei der Politik, die die Römer verfolgten, ihnen kräftigen Widerstand zu leisten und gegen die wohldisciplinirten, in der Schule jahrhundertelangen Kampfes ausgebildeten Kriegerschaaren mit Erfolg anzukämpfen.

Die Einnahme Siciliens bildet überhaupt einen deutlichen Scheidepunkt in der politischen, literarischen und im Allgemeinen in der culturhistorischen Entwicklung der Römer. Wenn nun von diesem Zeitpunkt an in der politischen und literarischen Geschichte erst die eigentliche äußere Erhebung und Ausbreitung beginnt, so muß man in ihn doch auch den Anfang des innern Verfalls des Römerthums setzen, weil seine Grundlagen, die Charakter- und Sitteneinfachheit, unterminirt und das ganze Gebäude dem später erfolgenden Einsturz entgegengeführt wurden. Der Erfahrungsatz, den die Culturgeschichte fast bei jedem Volke bestätigt: Kraft entsteht aus Einfachheit und aus Natur; Verfeinerung und Unnatur aber entnerven, erzeugen Schwäche und Verfall — wird durch die römische Geschichte vorzugsweise bekräftigt.

In dem Maße wie das Reich wuchs, vergrößerten sich in Folge der Bekanntschaft mit dem verderbten Griechenthum, mit der Prachtliebe der Alexandriner und Orientalen, die Bedürfnisse der Römer. Die Zahl der Sklaven vergrößerte sich ins Ungeheure, so daß unter den 2 Millionen Bewohnern Roms ca. 150 n. Chr. 900,000 Sklaven waren; sie gaben dem Mittelstand den Todesstoß, es schied sich das Volk in Reiche, denen die Sklaven als Handwerker, Landarbeiter u. s. w. dienten, und in Proletariat, das zuletzt durch den Staat erhalten werden mußte. Die Römer waren von Natur nicht Kaufleute, der Handel lag daher zum größten Theil in den Händen der Ausländer und der Freigelassenen. Die Provinzen mußten bluten und Alles opfern, um die gesteigerten Ansprüche der immer unersättlicher werdenden Römer zu befriedigen; denn die Stadt lebte nur auf Kosten der eroberten Länder, Müßiggang und Laster fanden dort ihren Heerd, verbreiteten sich von dort über die Welt, und die Sittenlosigkeit des Kaiserhofes, die Blutgier und Rohheit des römischen Volkes jener Zeit, stehen unerreicht in der Culturgeschichte da.

Hatte man ehemals die Staatsmänner vom Pfluge geholt, um sie für eine Zeit lang an die Spitze der Regierung zu stellen, waren dieselben Männer, nachdem sie ihrem Vaterlande ihre Dienste gewidmet und es gerettet hatten, freudig zum Pfluge zurückgekehrt, hatten sie gern die Staatsämter abgeschüttelt, um als Ackerbauer wieder in anderer Weise dem Gemeinwohle zu dienen — so geschah es nun, daß die Staatsmänner, sich gefallen in der unbeschränkten Macht, dahin strebten, diese Macht zu verlängern, unglaublich hohe Summen verschleuderten, um die Wähler zu bestechen. Die Staatsinteressen traten in den Hintergrund, der Lebenszweck wurde Erlangung von Reichthum, um Luxus treiben zu können; man

wollte nur dem Vergnügen fröhnen, und das Proletariat ahmte natürlich die obersten Stände nach, der Pöbel wollte nicht arbeiten, sondern belustigt sein. Wer ihm die prächtigsten Thierhegen, Gladiatorenkämpfe und andere Circusspiele vorführen konnte, den hob es in den Himmel, und schon Pompejus, besonders aber Cäsar entfalteten in den Festen, die sie der schaulustigen Menge bereiteten, eine Pracht und einen Aufwand, wie sie die Welt bis dahin nie gesehen, und doch war dies nichts gegen die Circusspiele unter den Kaisern. Die Blutgier wurde dadurch in unglaublicher Weise genährt, „denn es gab wohl kaum eine aus der Geschichte und Literatur bekannte Folter oder furchtbare Todesart, mit deren Aufführung das Volk nicht im Amphitheater unterhalten worden wäre.“ (Friedländer, Sittengeschichte.)

Mit den Belustigungen der Römer vergleiche man nun die Nationalspiele und Theatervorstellungen der Griechen! Die Nationalspiele zeigen auch den Nationalcharakter.

Im Großen und Ganzen unterscheidet sich das Ende der Republik nicht von dem Beginn der Monarchie in ihren Sitten. Der Boden, auf dem die Republik gediehen war, schwand unmerklich, und unmerklich ging sie in die Monarchie über. Anhänger altrömischer Sitte erschlugen Cäsar, weil er es versuchte, die Schranken der Republik zu übertreten. Octavianus Cäsar, als Kaiser Augustus genannt, war klüger als sein Adoptivvater; er ließ scheinbar die alte Organisation bestehen und vereinte nur allmählig die höchsten Aemter in seiner Hand; er wußte geschickt mit dem Volke zu spielen, schmeichelte seinen Wünschen und Bedürfnissen, und unter ihm hörten die Bürgerkriege und Parteikämpfe auf; dem Volke war überdies die Last abgenommen, selbst zu berathen, zu wählen und die Staatsbürgerpflichten zu erfüllen, es wurde unterhalten und konnte ausschließlich der Befriedigung seiner

Gelüste leben. Merkte Augustus aber, daß ihm und seiner Herrschaft Gefahr drohte, so war er schnell bereit, dem Volke zu erklären, er wolle in den privaten Stand zurückkehren, die Aemter, mit denen es ihn belastet, drückten ihn zu sehr. Er konnte es dreist sagen, denn er wußte, daß das Volk seine Abdankung nicht annehmen würde, es fühlte sich zu behaglich in seiner Unthätigkeit und bei den Genüssen, die der vergötterte Kaiser ihm schaffte. Der politische Sinn, der alt-römische Geist, der indogermanische Grundtypus, der Individualismus, waren geschwunden — die Despotie des Kaiserthums war von nun an gesichert. Zu den zahllosen religiösen Culten kam noch der der Kaiser, die bei Lebzeiten schon als Götter verehrt und deren Bildern entsprechende Opfer dargebracht wurden. Die alte Moral und Frömmigkeit waren längst dahin; die Cultushandlungen wurden zu bloßen Schauspielen, ein crasser Aberglaube trat an die Stelle wahren Glaubens. Die Philosophie bot alle Kräfte auf, um die Rolle der Religion zu erfüllen, aber auch sie führte nur entweder zum Mysticismus oder zum Atheismus und konnte, in sich selbst haltlos, keinen Halt gewähren: der Römer hatte kein Interesse und Verständniß für verstandesmäßige Untersuchungen, wenn sie sich nicht auf den Staat und das Recht bezogen; die griechischen und orientalischen Philosophen waren unfähig, neue philosophische Ideen zu schaffen; der Geist der alexandrinischen Gelehrten war trotz der kosmopolitischen und universalistischen Geistesrichtung der griechischen und römischen Staatsideen zu beschränkt, durch minutiöse Detailstudien zu eng eingegrenzt, als daß er sich zu weitfichtigen Problemen hätte erheben können.

Während nach außenhin der Glanz und die Pracht der alten Welt immer mehr zunahm, beschleunigte sie selbst durch ihr Wesen und durch den Mangel eines sittlichen Halts

ihre Auflösung in ein chaotisches Durcheinander der fremdartigsten Elemente, in welchem der Geist keine Befriedigung fand.

Das Geistesleben wurde durch diese Verhältnisse natürlich durchweg bedingt; ein Vergleich der augusteischen mit der perikleischen Literaturperiode wird den Charakter der ersteren am besten klar stellen.

Die Literaturblüthe Griechenlands war eine Folge des Aufschwungs des Volkes in seiner republikanischen Gemeinschaft, das ganze Volk Athens war mittelbar dabei theilhaftig; die Producte der Schriftsteller wie die der bildenden Künstler gehörten ihm an und veredelten es. Ueberall finden wir ferner bei den Griechen in jener glücklichen Zeit den ungezwungenen, freimüthigen Stil und Charakter, der die Werke des wahren Dichtertalentes kennzeichnet, das nicht im Dienste eines Herrn schafft, sondern dem von selbst sprudelnden Quell seines Geistes freien Lauf läßt, nicht ängstlich abmißt und fragt: darfst du dies sagen oder nicht? — sondern von der Wahrheit seiner innersten Empfindungen überzeugt, dieselben, wie Zeus seinen Blitz von seinem erhabenen Standpunkt aus in die Welt hinabschleudert, unbekümmert darum, ob dadurch die Selbstliebe verletzt, der Neid geweckt, der Kleingeist empört wird.

Wie war es in Rom? Der römische Volksgeist war des dichterischen Aufschwungs nicht fähig; es fehlte dem Römer, wie gesagt, an Gemüth, an allen Vorbedingungen für die Dichtung und an Interesse für dieselbe, er fand nur Freude an Krieg und blutigen Schauspielen. Damit in Rom eine Literatur entstand, bedurfte es der Griechen, des griechischen Geistes. Wer waren aber diejenigen, welche überhaupt an diesen poetischen Productionen Gefallen fanden? Es waren nur die feiner, d. h. griechisch Gebildeten. Wenn das Volk nur seine Schauspiele hatte, durch deren Blutscenen das abgestumpfte Gefühl wieder angeregt, die Nerven in Spannung

gebracht, die Sinne gekitzelt wurden, so war das Alles, was man von seinem in thierischer Rohheit, apathischer Gedankenlosigkeit und Selbstsucht versunkenen Geist erwarten konnte. Ob hier ein Dichter ein neues Epos, dort einer ein Drama geschrieben hatte, darum kümmerte sich die Masse nicht; da ihr das Verständniß dafür überhaupt abging. Waren also die literarischen Producte Griechenlands Eigenthum des ganzen Volks bis in die niedersten Schichten, kannte der gemeinste Grieche die schönsten Stellen, ja ganze Gesänge des Homer auswendig, wurde dort jede neue Dichtung durch öffentlichen Vortrag bis in die tiefsten Schichten getragen, so waren es in Rom nur die feinen und reichen Leute, die die Erzeugnisse der Literatur lasen oder vielmehr sich von den dazu angestellten Sklaven vorlesen ließen, um dabei von den andern Freuden des Tags ruhen zu können; ob sie sie wirklich hörten, blieb freilich eine Frage, denn oft kam es vor, daß sie während der Lectüre schliefen. Verweichlichung und Genußsucht mit allen ihren charakteristischen Eigenschaften mußten an die Stelle des nüchternen, praktischen Sinnes treten; wie die Erfahrung stets lehrt, daß dieser in das Extrem umschlägt, sobald er plötzlich mit einer glänzenden Cultur in Berührung kommt: dieselbe wirkt blendend und erzeugt in naturgemäßer Entwicklungsfolge Charaktereigenschaften und Verhältnisse, welche sich zu den ursprünglichen wie Reaction zu Action verhalten, die sich überall und stets gegenseitig ablösen.

Die Poesie war also ein Privilegium, ein Zeitvertreib des Adels und der Reichen, fand nur Eingang im prunkenden Palaß, während sie in Griechenland in der elendesten Hütte wie in dem vornehmsten Hause ihre Wohnung gehabt hatte. Das Interesse für Literatur war unter Augustus Modesache; es zeugte von Bildung, wenn man über die neuesten literarischen Werke sprechen, sie den Gästen in der Bibliothek zeigen

oder durch den betreffenden Slaven vorlesen lassen konnte. Das hatte die weitere Folge, daß die Gebildeten und die es scheinen wollten, sich selbst auf dem Felde der Dichtung versuchten, und es wurde in der feinen römischen Gesellschaft endlich in solchem Maße Mode, Gedichte zu machen, daß die wenigen wirklichen Dichter und Satiriker mit scharfen Waffen gegen solche Entwürdigung der erhabenen Kunst zu Felde zogen. Jeder Reiche wollte ferner den Protector der schönen Künste spielen, und wie er Kunstschätze aller Art in seinem Palaste anhäufte, so wollte er auch seinen Dichterkreis um sich haben, indem er die Mäcenas und Messala nachahmte, die wirkliche Kunstkenner waren.

Die Folge solcher Verhältnisse mußte sein, daß die Dichtung ihre Ungezwungenheit vollständig verlor, ein Mittel wurde, die Gunst hoher und höchster Gönner zu erwerben, und es gab fast keinen Dichter, der sich nicht zu den niedrigsten Schmeicheleien hätte fortreißen lassen. Der Aufschwung der römischen Literatur im augusteischen goldenen Zeitalter basirte demnach auf der Eigenliebe und Eitelkeit der obersten Stände und auf der Milderichtung jener Zeit. Oftmals haben die Höfe zur Hebung und Förderung geistiger Interessen beigetragen, doch nirgends ist die Schmeichelei so weit getrieben worden, hat sich die Dichtung so erniedrigt wie in Rom. Nur die Satire trat für deren Ehre ein und deckte kühn alle Schäden auf, riß der verderbten Zeit die prachtvolle Larve vom Gesicht und zeigte die ganze Hohlheit und Haltlosigkeit des prunkvollen Gebäudes des römischen Weltreichs. Freilich folgte dem freien Wort auch oft die Strafe, denn die Satire mußte sich vorwiegend gegen die Machthaber wenden: der Heerd der unglaublichen Sittenverderbnis war der Palast. Persius und Juvenal besonders reflectirten in ihren Dichtungen mit unerreichter Meisterschaft die furchtbaren Schäden

ihrer Zeit, erfordern aber freilich zu ihrem Verständniß eine genaue Kenntniß der damaligen politischen und socialen Verhältnisse.

Das ist der Charakter des goldenen Zeitalters, in dem die größten Heroen der römischen Literatur lebten und wirkten, und Jeder von ihnen, sowie jede der von ihnen behandelten Gattungen fanden zahllose Nachahmer, deren Nachwerke glücklicherweise verloren gegangen sind. Vergil, Ovid, Horaz, Tibull, Propertius bildeten den Mittelpunkt der kleinen Dichterkreise, die Augustus, Mäcenas und Messala geschaffen hatten.

Unter solchen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß auch die gebiegene kräftige Sprache bald in eine gekünstelte, überladene ausartete, um der hohlen Phrase, der Lüge in leerem Wortgepränge entsprechend würdigen Ausdruck zu verleihen. Nur wenige Schriftsteller ragen aus der großen Menge hervor, die das silberne Zeitalter aufzuweisen hat, und vor Allen ist es Tacitus, in dem zum letzten Male noch der altrömische Geist auflebte und der sich zum letzten Male zu poetischem Schwung erhob, obgleich er nur Prosa schrieb. Er erkannte mit Schmerz den Verfall seines Vaterlandes; hohe Staatsämter bekleidend, hatte er Gelegenheit genug, zu sehen, von wo das Uebel ausging, und wenn er selbst auch Republikaner war, so unterzog er sich doch gern mit philosophischer Ruhe dem furchtbaren Druck des ausartenden Kaiserthums in der Hoffnung, in seiner Stellung einen wohlthätigen Einfluß auf seine Nation ausüben zu können. Von inniger Liebe zu seinem Vaterlande durchdrungen, unterwirft er die römische Kaisergeschichte einer sorgfältigen, wahrheitsgetreuen Prüfung, deckt rücksichtslos die furchtbaren Schäden auf, verfolgt und geißelt mit strengem, oft satirischem Tone in kräftiger, kurzer, aber poetisch angehauchter Sprache das Laster und seine Stützen: das Kaiserthum und die niedrigen Schmeichler, die

den Thron der grausamen Cäsaren umkriechen. Aber nie läßt er sich durch seinen gerechten Unwillen und durch seine kühne Sprache zur Leidenschaft fortreißen, mit der Ruhe eines Arztes secirt er den morschen Körper des römischen Weltreichs, sucht ihm belebende Säfte einzuspritzen, indem er ihm die einfachen unverdorbenen Sitten der kräftigen Germanenstämme vorhält, die er in einer besondern Schrift über Deutschland schildert. Dieses letzte Werk ist zugleich ein wichtiges Document für die Kenntniß germanischer Vorzeit. Nächst Tacitus zeichnet sich Quinctilianus durch Sprache und Stil aus. Von bedeutender Gelehrsamkeit zeugt die Naturgeschichte des ältern Plinius, die von hohem Werth ist, da sie nicht nur Aufschluß über viele Gebiete römischer Kunst und römischen Handwerks ertheilt, sondern in ihren Stoffen auf einer Menge von Werken beruht, die für die Nachwelt verloren gegangen sind. Sein Tod hängt mit dem berühmten Vesuvausbruch von 79 n. Chr. zusammen, der Pompeji und Herculanium verschüttete. Er commandirte damals ein bei Misenum stationirtes Geschwader und wurde, als er den Ausbruch aus größerer Nähe betrachten wollte, durch den Aschenregen und schädliche Dünste, die sich weithin verbreiteten, erstickt. Sein Neffe, der jüngere Plinius, hat den Tod des Onkels und die nähern Umstände des Vesuvausbruchs in einem seiner Briefe mitgetheilt.

Schließlich ist aus dem silbernen Zeitalter noch der Philosoph Seneca, der Erzieher Nero's, zu nennen, der durch den letztern später zum Selbstmord verurtheilt wurde. Ihm schreibt man außer einer Anzahl Briefe und anderer Schriften philosophischen Inhalts auch zehn Tragödien zu, die den Charakter der Zeit und Literatur in ihrer rhetorisch schwülstigen Form und Sprache und durch den entsetzlichen, blutigen Inhalt kennzeichnen. Im Uebrigen weist das silberne Zeitalter ein

treues Abbild der politischen und der Sittengeschichte Roms in den Schriften der Historiker und Satiriker auf, zugleich ein Verbreiten über alle Gebiete der Wissenschaft, und die Nachahmung der großen Dichter des goldenen Zeitalters.

Schnell eilt die Literatur und die Sprache nun ihrem endlichen Verfall entgegen. Dialektische und provinzielle Ausdrucksweisen zersetzen die letztere, und je mehr die Römer mit den germanischen Stämmen in Berührung kommen, desto mehr fremdartige Elemente drängen sich in ihre Sprache ein, bis das eigentliche Latein in den Stürmen der Völkerwanderung ganz untergeht und sich in den folgenden Jahrhunderten allmählig zum Italienischen umgestaltet. Stofflich bietet die mit dem Namen „eisernes Zeitalter“ bezeichnete Periode des Geisteslebens von 138—476 n. Chr. kaum Nennenswerthes, es sei denn die zarte Episode von Amor und Psyche aus einem Roman des Apulejus, oder es sei das Gastmahl des Trimalchio von Petronius, ein Bild des Luxus, der in jenen Zeiten in den Häusern der Vornehmen und der reichen Freigelassenen getrieben wurde.

So bröckelt Stein auf Stein los von dem ehemals stattlichen Bau des römischen Reichs und als elende Ruine geht es endlich in den Wirren der Völkerwanderung unter. Den germanischen Stämmen war es vorbehalten, einen neuen Staatenbau zu gründen, wenn sie auch dem alten gegenüber zerstörend auftraten. Damit die Welt weiter bestand, mußte sie von den Fundamenten aus neu erbaut werden; die losgelösten alten Steine wurden aufgesammelt, mit ihnen ein neuer Bau begonnen und die Lücken durch frische Materialien ausgefüllt. Die Steine wurden von den Völkern herbeigetragen, die das südliche Europa überschwemmten, den Mörtel lieferte die christliche Religion.

Wage, Schwert und die universalistische Staatsidee

bilben die Kennzeichen des Römerthums, dessen Schwerpunkt auf dem Gebiete des Staatslebens und der materiellen Cultur lag; nur insofern, als sie dazu beitrugen, den Geist der Griechen der Nachwelt zu vermitteln, wirkten sie auf das Leben und die Entwicklung des Geistes der Menschheit ein.

Damit sind wir am Ende der Entwicklungsphasen angelangt, die das Geistesleben der Menschheit im Alterthum durchgemacht hat.

Bedingt durch den Erhaltungstrieb, gebunden an die Sinne und ihre Wahrnehmungen, entwickelt sich der menschliche Geist innerhalb dieser Schranken, indem er die Beziehungen seiner Umgebung auf sein Subject einer Beobachtung unterwirft, woraus durch die instinctive Ahnung eines einzigen göttlichen Urprincips der religiöse Glaube entsteht, der sich in bekannter Weise weiter gestaltet.

Die primitiven concreten Offenbarungsformen des Göttlichen, die der an die Sinnenwahrnehmung gefesselten Auffassungskraft des unentwickelten naiven Geistes entsprechen, werden durch den sprachlichen Ausdruck zum Mythos, der, weit entfernt, Dichtung in unserm Sinne des Worts zu sein, nur, wie Max Müller sehr schön entwickelt, die Sprache des kindlichen Menschen bildet und seine Gedanken verkörpert. Wir moderne Menschen brauchen uns die Sonne nicht mehr unter dem Bilde eines dahineilenden Rosses, die Morgenröthe nicht mehr als Jungfrau vorzustellen und so zu bezeichnen, der geistig unentwickelte Mensch aber konnte seinen Empfindungen und Gedanken nur unter Anwendung von sinnlich wahrnehmbaren Objecten Ausdruck geben; die Mythen waren für ihn nur Prosa — in dem Maße, wie Geist und Sprache der einzelnen Völker sich entwickelten, mußten sie

aber nach und nach zu dem werden, was sie uns heute sind: zu Dichtungen.

Die psychischen Elemente der drei eigentlichen Cultur-rassen: Hamito-Semiten, Mongolen und Arier entwickeln sich nun weiter, emancipiren sich von der rohen Herrschaft der Sinne, um unter die des subjectiven Gefühls- und Empfindungslebens zu treten; sie krystallisiren sich in der psychischen Cultur Aegyptens, Chinas und Indiens, um, im Uebrigen zusammenwirkend, zahllose neue Combinationen zu schaffen, die sich selbständig weiter entwickeln: wie die psychischen Typen der Mesopotamier, Meder, Perser, Syrer, überhaupt der Semiten und Kleinasiaten.

Von allen Völkern kamen nur die Aegypter, Chinesen und Inder in ihrer Geistesentwicklung bis an die Grenze zu einer neuen Phase derselben; die übrigen blieben entweder im ersten Stadium, d. h. in dem der Sinnesherrschaft, oder im zweiten: der Gefühlsheerrschaft, d. h. der Religion und des subjectiven Empfindungs- und Interesselebens stehen, wie die semitischen Völker, die Alles nur im verdichteten Subjectivismus ihrer Religionen reflectirten, diesen Alles unterordneten. Indem ihr Geist über diese Entwicklungsstufe nicht hinauskam, konnte er auch nur in der entsprechenden Form als lyrische Dichtung zum Ausdruck gelangen.

Der Geist der Aegypter vertieft sich in den Priester-mysterien und gelangt zur Erkenntniß eines einzigen immanen Gottes — bleibt in seinen philosophischen Speculationen aber doch befangen durch die Theologie und die praktischen Lebensinteressen.

Die Chinesen, durch den Animismus sich zu abstracten Speculationen erhebend und die Ethik zum Ausgangspunkt ihres Glaubens machend, werden durch die äußern Verhältnisse in ihrer Geistesentwicklung begrenzt, die sich erst unter

fremden Einflüssen fortketzt: praktische Moralphilosophie war die Grenze, die der chinesische Geist selbständig erreichte.

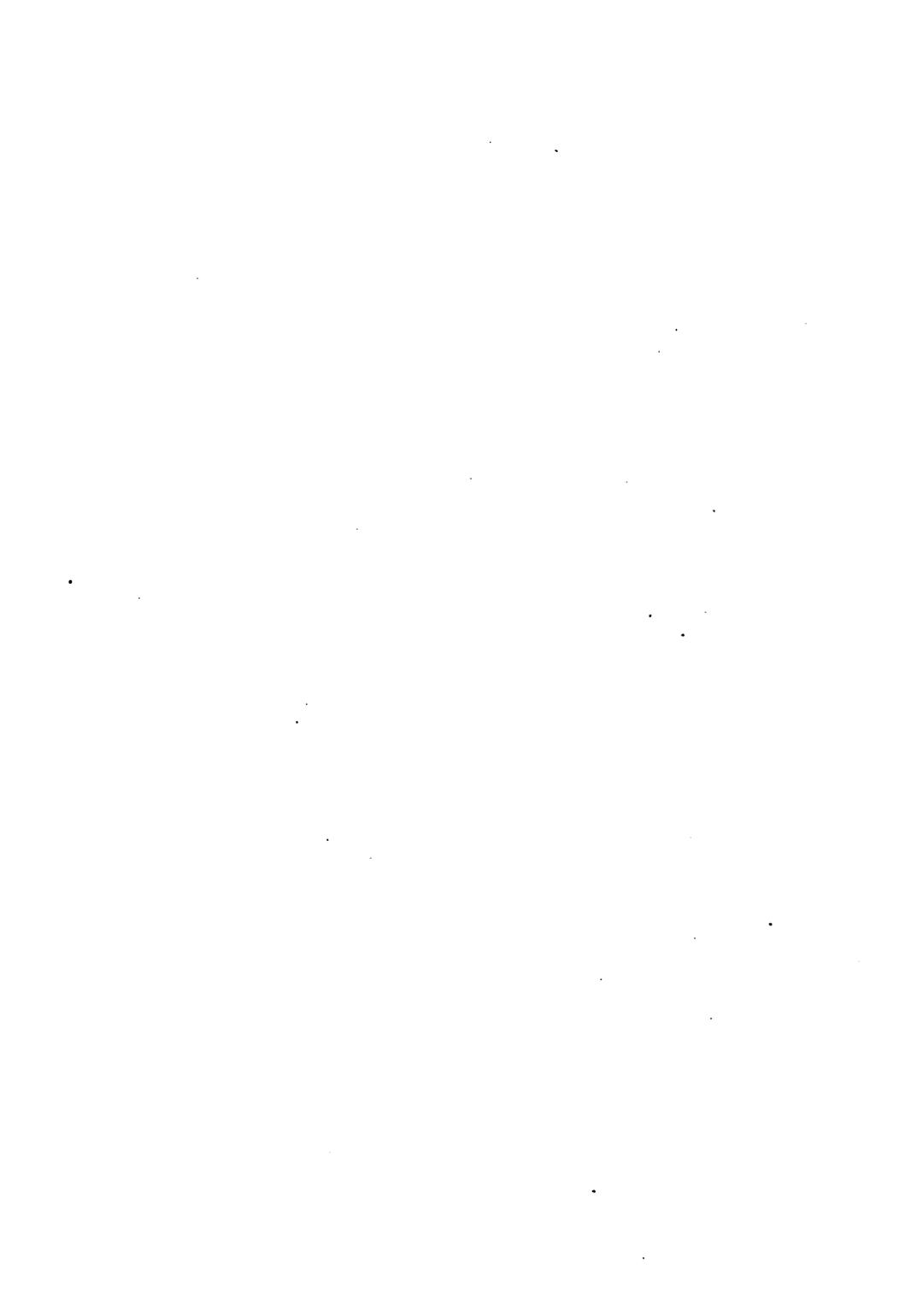
Der indische Geist tritt in den Dienst der Phantasie, die reflectirende Seite desselben aber bildet sich unter den günstigen geographischen Verhältnissen ebenfalls aus, und der Geist schwingt sich zu einer objectiven Weltanschauung auf, die sich sogar in idealistischen Philosophemen kundgiebt, welche auf dem Punkte stehen, die Fessel der Religion abzuwerfen; ja er erhebt sich, gestützt durch die Phantasie, zu der Entwicklungsstufe, die als literarische Form Epos und Drama aufweist, welche jedoch erst nach der Berührung mit dem verwandten Geist der Griechen zur Ausbildung gelangten.

Dahleich also theilweise die Grenzen der zweiten Entwicklungsphase überschreitend, bleibt der Geist der Aegypter, der Chinesen und der Indier doch noch selbst, und damit überhaupt das ganze orientalische Alterthum, in den Banden der Sinne, der religiösen Offenbarung, der Interessen des Lebens. Erst der griechische Geist, sich stützend auf die Leistungen der Vorzeit, nimmt den höchsten Flug, wird zum denkenden Verstande, der, unbewußt abstracte Ideale schaffend, denselben dann bewußt nachstrebt. Er macht alle Phasen der Entwicklung durch, bildet die einer jeden entsprechende literarische Form: Mythos, Epos, Lyrik, Drama, zu vollendeter Schönheit aus und erklimmt selbst die letzte Staffel, indem er durch verständiges Denken sich zu abstracten Philosophemen erhebt und die Wissenschaft zum Selbstzweck macht, die bei allen übrigen Völkern nur der Religion und den subjectiven Lebensinteressen gebient hatte. Durch Alexander kosmopolitische Richtung annehmend, die von dem römischen Geist ebenfalls eingeschlagen wird, die Grundtöne aller Völker zu harmonischem Zusammenklang vereinigend, aus Allem, was die früheren Jahrtausende geschaffen, die letzten Consequenzen ziehend, ergänzt und ver-

bindet der griechische Geist mit seinen Idealen der Freiheit, der Kunst, der Weisheit sich mit dem dem Kraftideal nachstrebenden römischen Geiste und beherrscht als Seele den mächtigen Staatskörper, der in sich die antiken Staaten vereint hatte.

Aus den Verbindungen, welche die Einzelgeister des sterbenden Alterthums unter der Leitung des griechischen Geistes eingehen, gestalten sich die Grundlagen, auf denen der Geist der Menschheit fußt, da er nach tausendjähriger Ruhe zu neuem Leben erwacht.

Ende des ersten Bandes.



Verlag von Theodor Hofmann in Berlin.

Aus Aegyptens Vorzeit.

Von

Dr. S. J. Lauth,

Professor d. Aegyptologie u. Mitglied der Akademie d. Wissenschaften in München.

Preis eleg. brosch. 10 M.

Geschichte Griechenlands.

Von

George Grote.

Aus dem Englischen.

6 Bände mit vielen Karten und Plänen.

Zweite revidirte Auflage.

I. Band. Preis brosch. 10 M.

Die neue Auflage der Grote'schen „Geschichte Griechenlands“ erscheint in 30 Lieferungen à 2 M. oder 6 Bänden à 10 M. und wird bis Herbst 1881 vollständig.

Gotthold Ephraim Lessing.

Sein Leben und seine Werke.

Von

Ch. W. Danzel und G. E. Guhrauer.

Zweite berichtigte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben von

H. von Maltzahn und A. Boxberger.

I. Band. 33 Bogen. — Preis brosch. 6 M.

Der zweite, das Werk abschließende Band der neuen, von zwei rühmlichst bekannten Lessingforschern besorgten Auflage dieser epochemachenden und gründlichsten Lessing-Biographie erscheint im Spätherbste 1880.

Verlag von Theodor Hofmann in Berlin.

Der Seelencult
in seinen Beziehungen
zur althebräischen Religion.

Eine ethnologische Studie.

Von

Julius Eppert.

Preis eleg. brosch. 3 M. 60 Pf.

Reden und Aufsätze
naturwissenschaftlichen, pädagogischen
und philosophischen Inhalts.

Von

Thomas Henry Hurley.

Deutsche autorisirte Ausgabe.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Fritz Schulze.

Preis 6 M.

Die Philosophie der Erlösung.

Von

Philipp Mainländer.

Zweite Auflage. — Preis 7 M. 50 Pf.

„Dieses Buch ist eine so großartige Geistes that, wie sie seit Kant's Kritik der reinen Vernunft, seit Schopenhauer's Welt als Wille und Vorstellung und seit Geiger's Ursprung der menschlichen Sprache und Vernunft nicht dagewesen ist.“ (Frankfurter Zeitung.)

Druck von C. D. Schulze in Gräfenhainichen.



Verlag von Theodor Hofmann in Berlin.

Der Seelencult
in seinen Beziehungen
zur althebräischen Religion.

Eine ethnologische Studie.

Von

Julius Eppert.

Preis eleg. brosch. 3 M. 60 Pf.

Reden und Aufsätze
naturwissenschaftlichen, pädagogischen
und philosophischen Inhalts.

Von

Thomas Henry Huxley.

Deutsche autorisirte Ausgabe.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Fritz Schulze.

Preis 6 M.

Die Philosophie der Erlösung.

Von

Philipp Mainländer.

Zweite Auflage. — Preis 7 M. 50 Pf.

„Dieses Buch ist eine so großartige Geistes that, wie sie seit Kant's Kritik der reinen Vernunft, seit Schopenhauer's Welt als Wille und Vorstellung und seit Geiger's Ursprung der menschlichen Sprache und Vernunft nicht dagewesen ist.“ (Frankfurter Zeitung.)

Druck von C. F. Schulze in Gräfenhainichen.

Berlin.

zion.

e.

le
iden

ig.

seit
als
en
13'





UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LIBRARY

This is the date on which this
book was charged out.

DUE 2 WEEKS AFTER DATE

OCT 26 1966 9

JAN 4 67-9 AM

REC'D LR

[30m-5,'11]